VI. 366.

Bg. o 189

F. H.

Ferron

Carl Ludwig Fernow.

G: v Rügelgen del:

Seiffert sc: Dr.

Carl Ludwig Fernow's

Leben

herausgegeben

von

Johanna Schopenhauer.

Mit zwei Kupfern.

Tübingen,

in der J. G. Cottaschen Buchhandlung.

1810.

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

Sr. Durchlaucht

dem

regierenden Herzoge

Carl August

von Sachsen-Weimar,

dem

Pfleger jedes Guten,

dem

erhabenen Beschützer der Wissenschaften
und Künste

in tiefster Ehrfurcht gewidmet

von

der Herausgeberin.

Vorrede.

Furchtsam mit ungeübter Feder, wagt es die Herausgeberin dieser Blätter vor das große Publikum zu treten, aber sie fühlt die Verpflichtung mitzutheilen, was sie, und wahrscheinlich sie allein, von dem Leben des zu früh von uns geschiedenen Freundes weiß. Die beiden letzten Jahre seines Lebens verlebte er mit ihr in den schönsten Verhältnissen heiliger Freundschaft und gegenseitigen Vertrauens. Oft erzählte er ihr die Geschichte seiner Kindheit und seiner mühevollen Jugend. Treu und schmucklos wird

sie suchen wiederzugeben, was sie von ihm hörte und was sie mit ihm erlebte. Edle Freunde des Verstorbenen, deren Namen man in den folgenden Blättern finden wird, haben ihr viele Briefe und Nachrichten aus verschiedenen Perioden seines Lebens zu diesem Zwecke mitgetheilt; durch diese und die vorgefundenen Tagebücher einiger seiner Reisen, ist sie in den Stand gesetzt, ihn größtentheils selbst sprechen zu lassen, und so doch einigermaßen den Plan erfüllt zu sehen, den er gefaßt hatte, sein Leben selbst zu schreiben. Nur wo es nothwendig ist, oder wo die schriftlichen Nachrichten fehlen, wird sie streben, das Ganze durch die Erzählung dessen, was sie mündlich von ihm erfuhr, oder wovon sie Augenzeuge war, an einander zu reihen.

Immer müsse es lehrreich und interessant seyn, im Gange von Fernow's Leben aufzufinden, wie er allmählig zu dieser Einheit in seinem ganzen Wesen, zu dieser Festigkeit, diesen Gleichmuth im Glück und Unglück, und auch zu denen Kenntnissen gelangte, die seinen Ruf in der literarischen Welt ge-

gründet haben. Bei aller seiner natürlichen Bescheidenheit fühlte er dies selbst, und war fest entschlossen, so wie er das funfzigste Jahr erreicht, und wie er sich ausdrückte, sein Leben gelebt haben würde, es niederzuschreiben. Der Tod riß ihn viel früher hinweg, und dieser Plan, und so mancher andere für Kunst und Wissenschaft höchst erfreuliche, die er still und liebend im Gemüthe trug und pflegte, giengen mit ihm zu Grunde.

Die Herausgeberin gegenwärtigen Versuchs, den Verlust von Fernow's eigner Erzählung zu ersetzen, fühlt, wie wenig zulänglich ihr Streben ist; dennoch glaubt sie es nicht aufgeben zu müssen. Zwar Fernow's Andenken wird im Herzen seiner Freunde nur mit ihnen untergehen, seinem Namen werden die Freunde der Kunst und des wahrhaft Schönen immer einen Platz neben Winkelmann und Lessing anweisen; deshalb also brauchte es dieser Blätter nicht. Aber es ist möglich, daß manches junge Gemüth, in welchem, wie einst in ihm, der göttliche Funke glüht, das wie er einst gegen den

gewaltigen Druck der äußern Umstände ankämpfen muß, um zu dem hohen Ziel zu gelangen, zu welchem auch er strebte, angespornt durch sein Beispiel, gestärkt durch die klare Anschauung seines Gelingens, mit erneueter Kraft vorwärts dringt, und Muth faßt, wo es vielleicht sonst Hoffnungslos unterläge.

Karl Ludwig Fernow wurde im Jahre 1763 den 19. November in Blumenhagen, einem kleinen Dörfchen in der Uckermark, einige Stunden von dem Städtchen Pasewalk, geboren. Es ist der Wohnsitz einer adlichen Familie von Necker, die wahrscheinlich ein Zweig der in Frankreich so berühmt gewordenen dieses Namens ist. Sie bestand damals aus der schon bejahrten Mutter, drei Töchtern und einem Sohne; zugleich lebte auch noch bei ihnen der ehemalige Hofmeister der schon ganz erwachsenen Kinder. Fernow's Vater war ein armer Bauer, der als Knecht auf dem Edelhofe diente. Seine Treue, und sein gutes Betragen hatten ihm die Liebe seiner Herrschaft erworben, dazu kam noch seine ihm angeborne Geschicklichkeit in mechanischen Arbeiten. Er war Einer von denen, von welchen man zu sagen pflegt, sie können, was ihre Augen sehen, und auf dem Lande ist ein solches Talent von doppeltem

Werthe. Er tischlerte, schnizte, drechselte, verfertigte hölzerne Uhren, wußte Hausgeräthe und alles, was dessen bedurfte, zierlich anzumalen, und machte sich auf diese Weise in der Wirthschaft sehr nützlich und beliebt. Als er endlich ein armes Bauernmädchen heurathete, half seine Herrschaft ihm zu seiner häuslichen Einrichtung, und bald kam er, zum Theil durch ihren Beistand so weit, daß er einen kleinen Bauerhof eigenthümlich besaß. Von diesem und von dem Ertrage seiner mechanischen Geschicklichkeit lebte er mit den Seinigen. Im Aeußeren glaubte unser Freund seinem Vater sehr ähnlich zu sehen, so viel er sich dessen erinnern konnte.

Fernow war der jüngste von vielen Geschwistern, von denen indessen verschiedene in der ersten Kindheit starben. Einige Jahre nach seinem jüngsten Bruder geboren, liebte ihn seine Mutter mit vorzüglicher Zärtlichkeit, und behauptete fest, es müsse einmal etwas Großes aus ihm werden, denn drei Tage nach seiner Geburt sey sie in der Nacht von einem heftigen Knall geweckt worden, habe die Wiege umgeworfen, und das Kind an der Stubenthür liegend gefunden. Wahrscheinlich sey es der Wehrwolf, der es wegholen, und einen Wechselbalg an seiner Stelle

unterschieben wollen, aber von dem schützenden Engel des Kindes gehindert worden wäre.

Das jüngste Fräulein Necker war des kleinen Fernow Pathe; nach und nach gewann sie ihn so lieb, daß sie, wie er nur etwas größer ward, ihn täglich zu sich holen ließ. Auch die Liebe der übrigen Mitglieder der Familie, besonders der Frau von Necker, gewann das Kind schnell, und so war es bald den ganzen Tag auf dem Schlosse, und ward nur des Abends von seiner Schwester nach Hause getragen. Im fünften Jahre nahm seine Beschützerin, Fräulein Suschen, den Knaben ganz zu sich, damit er reinlicher und besser gewöhnt würde. Jetzt ward er nur Sonntags seinen Aeltern zum Besuche zugeführt. Frau von Necker versprach für seine Erziehung und sein Fortkommen zu sorgen, und seinen Aeltern war bei ihrer Armuth und ihren vielen Kindern dies Anerbieten der edlen Frau sehr willkommen. Fräulein Suschen führte nun ganz das Regiment über ihn, sein Bettchen stand neben ihrem Bette; sie pflegte ihn, strafte ihn, liebte ihn wie eine Mutter, und er lohnte ihr mit der kindlichsten Anhänglichkeit und der innigsten Liebe. Nächst ihr war die Frau von Necker sein Liebling. Die Familie lebte mit ländlicher Ein-

fachheit. Der Tag gieng unter häuslichen Arbeiten hin, aber des Abends in der Dämmerung versammelten sie sich alle; dann nahm die würdige Mutter den kleinen Liebling auf den Schoos, und erzählte ihm wunderbare Geschichten und Mährchen, die er mit der gespanntesten Aufmerksamkeit anhörte. Noch spät erinnerte er sich mit lebhaftem Gefühle jener frohen Stunden seiner Kindheit. Die beiden andern Schwestern waren ihm weniger lieb, denn sie giengen nicht so freundlich mit ihm um, als die übrigen von der Familie. Der Sinn für's Schöne war bei ihm mit dem ersten Bewußtseyn schon erweckt, und Suschens angenehme Gestalt trug nicht wenig dazu bei, sie dem fünfjährigen Knaben lieb zu machen. Das Bild dieser Familie und aller Gegenstände, die ihn damals umgaben, waren seiner Phantasie fest eingeprägt; er sprach öfters mit einer Klarheit und Liebe davon, die dies bewies, und erinnerte sich unzähliger kleiner Umstände aus jenen Zeiten. Obgleich es zu weitläuftig werden würde, sie ihm nachzuerzählen, so glauben wir doch, daß es auch unrecht wäre, alle zu unterdrücken, da die anscheinend unbedeutendsten Umstände doch unläugbar oft einen Eindruck auf das Gemüth des Kindes machen, von dem man die Spuren noch im Manne wieder erkennt. Bei einem so aus-

gezeichnet festen und festhaltenden Charakter, wie der von Fernow, war dies wohl zwiefach der Fall; es sey also erlaubt, uns noch ein wenig bei der frühern Kindheit unseres Freundes aufzuhalten. Er verlebte sie auf diese Weise in einer weit angenehmern Lage als die, zu der seine Geburt ihn berechtigte; er ward völlig wie ein Kind des Hauses gekleidet und gehalten. Dieser früheren Gewöhnung an eine feinere Sittlichkeit verdankt er es, daß man in späteren Jahren ihm seine geringe Abkunft nicht anmerkte. Ohne eigentlich ein Weltmann zu seyn, hatte er dennoch eine gewisse Anständigkeit und Leichtigkeit im geselligen Leben, und selbst in ihm ganz fremden Zirkeln befiel ihn nie jene ängstliche Scheu, die auf so manchen würdigen Gelehrten ein, seiner ganz unwerthes, falsches Licht wirft, und bloß davon herrührt, daß er seine Jugend entfernt von den, für den äußeren Schein gebildeten Kreisen verlebte.

Seine Pflegemutter war unzertrennlich von ihm, zu jedem Besuche, in jede Gesellschaft nahm sie ihn mit; freilich kam dieser Fall in ihren Verhältnissen nicht oft, desto größeren Eindruck machte er jedesmal auf das junge Gemüth, und mancher festliche Tag jener Zeit war ihm unvergeßlich geblieben. Vor allem

ein Besuch, den er etwa im sechsten Jahre seines Alters mit ihr auf einem benachbarten größern Gute machte, wo ihm alles wunderbar reich und prächtig vorkam; der Besuch währte einige Tage, es waren viele Kinder dort versammelt, unter ihnen ein kleines Mädchen, etwas älter als er, die ihm über alles gefiel. So lange er dort blieb, wich er ihr nicht von der Seite, und wie er wieder zu Hause war, sprach er unaufhörlich nur von dem schönen Kinde. Eines Abends in der Dämmerung sieht er das kleine Fräulein, gekleidet wie damals, ins Zimmer treten, seine Freude war gränzenlos, und er wußte nicht, wie er sie ausdrücken sollte; da wird plötzlich Licht gebracht, und die schöne Täuschung schwindet; er sieht ein anderes ihm schon bekanntes Kind, in der ihm so lieben Kleidung der Fremden vor sich stehen; er hört das Lachen der Umstehenden, und wird wüthend über den Betrug; nun fällt er über das verkleidete Mädchen her, das man nur mit Mühe seinen rächenden Händen entriß. Wie sie fort war, brach er in ein lautes Klaggeschrei aus, die Nacht gieng fast darüber hin, ehe man ihn nur beruhigen konnte. Es war die erste Täuschung seines Lebens, er konnte sie lange weder vergessen, noch vergeben. Suschen lehrte ihrem Pflegesohne lesen und ein wenig schreiben; er

lernte leicht und mit Luſt. Der ehemalige Hofmeiſter der Neckerſchen Kinder, der noch im Hauſe wohnte, gab täglich dem Sohne des Amtmanns und einigen anderen Knaben aus der Nachbarſchaft, auf ſeinem Zimmer Unterricht; der kleine Fernow ſpielte dabei herum, und Niemand achtete auf ihn, der damals etwa ſieben Jahre alt war. Einer der Schüler lernte beſonders ſchwer. Eines Tages konnte er mit einigen lateiniſchen Verſen, die er auswendig herſagen ſollte, gar nicht fertig werden; der Lehrer verlor endlich die Geduld, da trat der kleine Fernow aus ſeinem Spielwinkel keck und ungerufen hervor, und ſagte die Verſe recht deutlich und ordentlich her, freilich ohne ſie zu verſtehen. Der Lehrer erſtaunt, forſchte weiter, und ſiehe, das Kind wußte unglaublich viel, was es ſo im Spielen erhaſcht hatte. Der alte Hofmeiſter war ein ſehr guter und dabei ſehr gelehrter Mann, deſſen Fernow immer mit Dankbarkeit gedachte. Leider iſt ſein Name vergeſſen worden. Er entſchloß ſich auf der Stelle einſtweilen die wiſſenſchaftliche Ausbildung des vielverſprechenden Kindes zu übernehmen, und Frau von Necker, ſehr erfreut über das Talent ihres Pflegeſohnes, verſprach ihn zu ſeiner Zeit auf die Schule, dann auf die Univerſität zu ſchicken, und dieſen Genius nach Kräften zu un-

terstützen. Welche Aussicht für unsern Freund! Es sollte indessen nicht geschehen, er war bestimmt späterhin alles nur sich und seiner Ausdauer zu verdanken; wahrscheinlich wäre er nicht geworden, was er ward, wenn die äußeren Umstände ihn mehr begünstigten. Nur im Kampfe konnte diese Kraft sich entwickeln.

Einige schöne glückliche Jahre der Kindheit verlebte unser Freund so unter frohem Streben; der Lehrer unterrichtete mit Lust den aufmerksamen gelehrigen Knaben, der mit ungewöhnlicher Leichtigkeit und wahrer Liebe lernte. Als er neun Jahre alt war, starb seine Mutter. Er liebte sie, und beweinte ihren Verlust, doch hatte er zu wenig mit ihr gelebt, als daß sein Schmerz um sie, zumal in seinem Alter, von Dauer seyn konnte, und ihr Tod machte auch übrigens in seiner Existenz keine Aenderung. Es vergieng wieder einige Zeit, und nun nahm sein Schicksal eine ernstere Wendung. Die sorglosen Jahre seiner Kindheit, die einzigen vielleicht seines ganzen Lebens, giengen jetzt zu Ende.

Aus uns unbekannten Ursachen war Frau von Necker veranlaßt, das Schloß mit ihren Töchtern zu verlassen, und eine kleinere Wohnung in der Nähe

zu beziehen. In diese nahm sie den Pflegesohn mit, von dem alten treuen Hofmeister mußte sie sich aber trennen. Dieser zog in das nahe gelegene Städtchen Pasewalk, wo er Notarius ward, und seine alte unverheurathete, sehr grämliche Schwester ihm die Wirthschaft führte. Der junge Fernow hatte jetzt sein zwölftes Jahr erreicht, und war durch guten Unterricht und eigenen Fleiß so weit gekommen, daß es eine unverzeihliche Grausamkeit gewesen wäre, diesen Unterricht jetzt zu unterbrechen. Da die Lage der Frau von Necker ihr nicht erlaubte, ihrem Herzen zu folgen, und für ihren Pflegesohn zu sorgen, wie sie gewünscht hätte, so erbot sich der neue Notarius, den Knaben mit nach Pasewalk zu nehmen, und unter der Bedingung, daß er ihm in seinen Geschäften als Kopist behülflich wäre, für seinen Unterhalt zu sorgen, und ihn auf die dortige Schule zu schicken. Dieser Vorschlag wurde von allen Seiten gern angenommen. Der Knabe schrieb schnell, schön deutlich, und der Notar opferte dadurch, daß er ihn zu sich nahm, nichts auf. Frau von Necker war sehr zufrieden, ihn bei seinem alten Lehrer so gut versorgt zu wissen, und Fernow freute sich des neuen Lebens, das ihn erwartete. Aber es gieng hier fast wie mit jeder Erwartung, der Erfolg entsprach ihm

nicht. Der Notar fand freilich bei dem Talent und Fleiße unseres Freundes seine Rechnung, nicht so dieser und seine Beschützerinnen. Jener hatte viel zu thun, unendliche Schreibereien zu kopiren; seine Schwester, die sich ganz des Willens ihres Bruders bemächtigt hatte, sah unsern Freund als ein unnützes Mitglied bei Tische und im Hause an, und gönnte ihm keine freie Minute. So mußte der arme Knabe von Morgens sechs Uhr an, bis in die Nacht am Aktentische wie angeschmiedet sitzen, und Dinge schreiben, die ihn weder nützen, noch freuen konnten, die er nicht einmal verstand. Es wurde nicht weiter daran gedacht, ihn in die Schule zu schicken, und er war in der augenscheinlichen Gefahr, wieder zu verlernen, was er schon wußte.

In dieser Sklaverei unablässig verfolgt von dem grämlichen alten Mädchen, im Stillen bemitleidet von seinem ehemaligen Lehrer, der aber zu wenig Herr im Hause war, verlebte er drei mühselige Monate, dann, noch zur rechten Zeit, erlöste ihn ein Besuch bei seinen Pflegerinnen in Blumenhagen. Fräulein Suschen erfragte bald von ihrem Lieblinge seine traurige Lage, und durch ihre Vermittelung kam es bald dahin, daß der Notarius versprach, Fer-

now die Schule regelmäßig besuchen zu lassen, und ihn weniger mit Arbeiten zu überladen. Bei der Zurückkunft in Pasewalk ward dies Versprechen zwar treulich gehalten, aber die ökonomisch gesinnte Schwester des Notars bestand darauf, daß Fernow jetzt, da er weniger für den Notar arbeitete, auch nur zwei Tage in der Woche bei ihm äße, und mittelte ihm für die übrigen fünf Freitische in der Stadt aus. Dies war eine trübselige Zeit für unsern armen Freund. Er, der von Kindheit auf mit Liebe gepflegt, zwar nicht an Ueberfluß, aber doch an einen gewissen behaglichen Zustand gewöhnt war, befand sich auf einmal jetzt unter fremden, kalten Gesichtern; wohin er kam, sah man ihn ungern, oder doch als überflüssig an. Aengstlich aß er sich bei Tische nur halb satt, und wagte es kaum zu athmen. Welche Lage für den lebhaften Knaben, dem bis jetzt die Welt ganz anders erschienen war! Alles dies konnte jedoch nur auf Augenblicke seinen frohen Sinn trüben. Wenn er nach einer solchen ängstlichen Abfütterung ein Paar Mal im Freien herumsprang, so war alles vergessen, und er gieng ohne Sorge und Kummer seinen Weg, als wäre er der Glücklichste der Welt.

Auf diese Weise lebte Fernow etwas über zwei

Jahre in Pasewalk; in den Ferien machte er bisweilen Besuche in Blumenhagen, die Familie wohnte wieder zusammen auf dem Schlosse. Trotz seiner Jugend fühlte Fernow es doch schon damals seiner unwürdig zu klagen, und nur die äußerste Noth, und der heiße Wunsch auf die Schule zu kommen, hatte ihm jene früheren Geständnisse seiner eigentlichen Lage abzwingen können. So hielt ihn also Frau von Necker für besser versorgt, als es wirklich der Fall war, und ihre Vorsorge für ihn beschränkte sich jetzt bloß darauf, ihn anständig zu kleiden. Er hatte eine gute Stimme, und so wurde er, um etwas zu verdienen, Chorschüler. So bald es gieng, machte er sich aber wieder frei, denn schon in kurzer Zeit war es ihm zuwider geworden. Einen Nutzen brachten indessen Fernow auch diese wenigen Monate. Er lernte richtig nach Noten singen, was ihm späterhin im gesellschaftlichen Leben manche frohe Stunde gewährte. Eigentliche Vorliebe für Musik hatte er zwar nie, ja in einiger Hinsicht fehlte ihm sogar der Sinn dafür; bloße Instrumental-Musik und künstliche Kompositionen machten ihm wenig Freude, aber ein ungekünstelter Gesang ergötzte ihn immer.

So wenig erfreulich in jeder Hinsicht seine Lage

in Pasewalk war, so fühlte er sich doch durch den befriedigten Trieb des Lernens für Alles entschädigt, und sein guter Muth gieng nie zu Grunde. Um diese Zeit äußerte sich bei ihm zuerst die Liebe zur bildenden Kunst, und zwar auf eine Weise, die wahrscheinlich seinem ganzen Leben eine andere Wendung gab. Es lebte in Pasewalk ein alter Gelehrter, Namens Pistorius, ein strenger ernster Mann, der aber den jungen Fernow auf seine Art lieb gewann, weil er dessen Lernbegierde bemerkte. Er hatte eine für den Ort sehr ansehnliche Büchersammlung, aus welcher er dem jungen Freunde manches nützliche Buch gern lieh. Mit der Zeit faßte er Vertrauen zu ihm, und erlaubte ihm, auch ohne daß er dabei war, sich Bücher aus der Bibliothek zu holen. In diesen Büchern sah der Knabe nun die ersten guten Kupferstiche, und seine Freude daran war gränzenlos. Er wählte jetzt nur immer Bücher mit Kupfern, und zeichnete letztere mit unermüdetem Fleiße nach, so gut es gehen wollte. Der Wunsch, diese Meisterstücke zu besitzen, stieg aufs höchste, und führte ihn zuletzt so weit, daß er die schönsten Bilder aus den Büchern schnitt, und in der Hoffnung, man werde den Frevel nicht gewahr werden, sie so wieder an ihren Ort stellte. Eine Zeitlang gieng dies vortrefflich, und un=

ser Freund hatte sich allmählich eine Art Bildersamm-
lung angelegt, die er oft im Stillen mit Entzücken
betrachtete. Dies Entzücken ward vielleicht dadurch
noch erhöhet, daß ihm doch das Herz ein wenig stär-
ker schlug, wenn ihm die Möglichkeit entdeckt zu
werden in den Sinn kam. Doch hatte er keine eigent-
liche Idee des Unrechtthuns dabei, es hatte ihn eine
so unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Besitze ergrif-
fen, daß kein Gedanke an das Unrechtmäßige des
Erwerbens dagegen aufkommen konnte. Dazu schien
es ihm, als ob nur er diese Kunstwerke zu würdigen
wisse, da er nicht sah, daß außer ihm noch Jemand
Notiz davon nahm.

Durch irgend einen Zufall entdeckte endlich Herr
Pistorius den Raub, und Fernow ward eines
Tages unvermuthet von ihm überfallen, da er eben
ein geplündertes Buch wieder an seinen Ort setzen
wollte. Das Buch ward gleich durchgesehen, die That
ohne Möglichkeit des Läugnens klar bewiesen, und der
Thäter glaubte in die Erde versinken zu müssen.
Der alte Herr begann eine fürchterliche Strafpredigt,
er sah den Bilderraub als einen förmlichen Diebstahl
an, und man kann leicht ermessen, mit welcher Be-
redsamkeit er sich über dieses Thema ausbreitete.

Schaam, Furcht, Reue ergriffen zum ersten Male das Gemüth des armen Knaben; unter heißen Thränen flehte er um Vergebung, versprach die köstlichen Bilder, die er alle noch besaß, gleich wieder herbei zu bringen, und nie wieder in einen solchen Fehler zu verfallen. Diese Reue besänftigte Herrn Pistorius einigermaßen, er vergab dem Sünder für seine Person, doch bestand er darauf, es wäre seine Pflicht, die Lehrer und den Notar davon zu benachrichtigen, damit diese in Zukunft ein wachsames Auge auf den jungen Menschen hätten, und er auch durch heilsame wohlverdiente Strafe auf immer von so bösen Wegen zurückgeschreckt würde. Kein Flehen vermochte den strengen Mann von diesem Vorsatze, den er jetzt ganz gelassen behauptete, zurück zu bringen, und Fernow verließ ihn zum ersten Male in seinem Leben in der allertrostlosesten Stimmung. Im Freien suchte er sich zu sammeln, überlegte, welch ein Schimpf es auf immer wäre, in der Schule eines Diebstahls angeklagt zu seyn, und wie es ihm zu Hause bei seiner ihm ohnehin so abholden Wirthin ergehen würde, und ward fest überzeugt, daß alles dies nicht zu überleben wäre. Er entschloß sich also kurz, und gieng, ohne erst zu Hause einzukehren, wo er den fürchterlichen Ankläger schon vermuthete, gerade zum Thore hinaus

den Weg nach Blumenhagen. Spät in der Nacht langte er bei seinem Vater an, den er aus dem Schlafe pochte. Da es kurz vor Ostern war, glaubte dieser, sein Sohn käme, um die Festtage dort zuzubringen, und Fernow, der noch an gar keinen Vorwand seinen Besuch zu motiviren gedacht hatte, wie denn dergleichen nie seine Sache war, ließ ihn bei der Meinung, und gieng sehr ermüdet zu Bette. Den Morgen darauf ward er von seinen Beschützerinnen auf dem Schlosse sehr freundschaftlich aufgenommen; auch hier sagte er nichts von der eigentlichen Ursache seines unerwarteten Besuchs; er vergaß alles Leid, und war glücklich, als gäbe es in der Welt keinen Herrn Pistorius. Schon den folgenden Tag aber kam ein Bote mit einem Briefe vom Notar, der noch ziemlich glimpflich seine That und sein Entweichen kund that. Sey es nun Freude darüber, daß der liebe Flüchtling nicht, wie der Notar meldete, in alle Welt gegangen, sondern wirklich da war, oder erschien ihnen, die das Kind so genau kannten, sein Vergehen in einem milderen Lichte, weil sie wußten, wie wenig ein wirklich erniedrigender Gedanke in seine Seele kommen konnte; genug er ward sehr schonend und mit Liebe beurtheilt, Niemand machte ihm Vorwürfe, doch alle waren in Sorgen

darüber: was nun weiter aus ihm werden solle? Ihn auf einer andern Schule zu erhalten, erlaubten die Umstände nicht; dagegen betheuerte er aufs ernstlichste, es sey ihm unmöglich, nach Pasewalk zurückzukehren. Er versprach, sich allem zu unterwerfen, was über ihn beschlossen würde; nichts solle ihm zu schwer, nichts zu geringe seyn, nur zurückkehren könne er nimmermehr.

Er war jetzt über vierzehn Jahre alt, es mußte über seine künftige Bestimmung entschieden werden. Nach langem Ueberlegen beschloß man, da es unmöglich war, ihn studieren zu lassen, ein Gewerbe für ihn zu wählen, bei welchem ihm seine bisherigen Fortschritte im Latein zu statten kämen, und dies war die Apotherkunst. Fernow, fest entschlossen, jede Einrichtung seiner Wohlthäterinnen sich gefallen zu lassen, wendete nichts dagegen ein, und bald fand sich ein bekannter Apotheker in der nicht weit entlegenen Stadt Anklam, der willig war, ihn in die Lehre zu nehmen. Guten Muthes trat er die Reise dorthin an, in der Begleitung eines benachbarten Pachters, welcher ein Bekannter des Apothekers war, und ihn in Anklam ordentlich einzuführen versprach. Dieses geschah. Er ward seinem neuen Herrn auf sieben Jahre als Lehr-

burſche förmlich übergeben, dafür verſprach dieſer für alle Bedürfniſſe, auch für ſeine Kleidung zu ſorgen, und ihn in ſeiner Kunſt zu unterrichten.

Unſer Freund war jetzt in einer ihm ganz neuen und fremden Lage, er mußte in der Officin, mitunter auch im Hauſe, die ſchwerſten und niedrigſten Arbeiten verrichten, wie es beſonders in jener Zeit noch Sitte war, und ſtand nicht allein ganz unter der willkürlichen Gewalt ſeines Herrn, eines ſtrengen Mannes, der ihm auch nicht das kleinſte Verſehen ungeſtraft hingehen ließ, zu welchem ihn der Leichtſinn ſeines Alters und ſeine angeborne Sorgloſigkeit oft genug verführten, ſondern auch zwei Gehülfen des Herrn und ſein älterer Mitlehrling waren ſeine Vorgeſetzten. Ueberdies übten Frau und Magd noch gelegentlich Oberherrſchaft über ihn aus. Hundert, wie er in der Kindheit an ein beſſeres Leben gewöhnt, wären hier vielleicht verzweifelt, oder doch niedergedrückt und muthlos geworden; er trug Alles leicht. Sein froher Sinn half ihm überall durch, ja er fand ſogar zu Anfange eine Art Genuß in der Neuheit der Arbeiten, die ihm aufgetragen wurden. Hierzu kam ſeine unüberwindliche Wißbegierde; er ſtudierte ſeine neue Kunſt mit heißem Eifer, ſo lange es noch etwas Neues für ihn darin zu lernen gab.

Sein Herr sahe bald ein, daß er ihm in kurzer Zeit in seinem Gewerbe sehr nützlich werden würde, er trieb ihn noch mehr zum Lernen, besonders hielt er ihn zum Latein an, und gab ihm Bücher in dieser Sprache, größtentheils solche, die in sein Fach schlugen. Selbst ein in seiner Art sehr unterrichteter Mann, und obgleich sehr strenge, doch gut, half er seinem Lehrlinge, dessen Talent und guten Willen er einsah, nach besten Kräften weiter. Fernow brachte seine wenigen freien Stunden und die Sonn- und Festtage in seiner Kammer mit unablässigem Studieren zu. Zur Erholung zeichnete und malte er nach Chodowiecki'schen Kalender-Kupfern, die damals erschienen und ihm das Höchste der Kunst zu seyn dünkten. Auch fieng er an Verse, und namentlich ein Paar Gedichte bei Familien-Geburtstägen zu machen, und die darin nach dem Leben gezeichneten Portraits des Herrn und der Frau Patronin, trugen nicht wenig bei, ihn beliebt, und seine Lage erträglicher zu machen. Dessen ungeachtet ward er noch immer sehr hart gehalten, nur verschonte man ihn mehr mit häuslichen Arbeiten, die nicht in sein Fach gehörten. Sein größter Kummer, und fast der einzige, der ihn recht betrüben konnte, war seine Kleidung; für diese, sollte abgeredeter Maaßen, sein Herr sorgen, aber dieser that es auf eine höchst kärg-

liche Weise, indem er ihm nie ein neues Kleidungsstück gab, sondern nur immer seine eigene abgelegte Garderobe zurecht machen ließ. Dadurch ward der arme Fernow aus jedem Kreise junger Leute seines Alters entfernt, denn er glaubte, sich beschämt zurückhalten zu müssen, und gestand: oft Thränen des Unmuths hierüber geweint zu haben. Von Jugend auf gewohnt gut gekleidet, sogar geputzt zu erscheinen, fiel ihm dieser Mangel um so härter auf, und selbst sein Hang zum Frohseyn, und zur Geselligkeit mußte die Kränkung noch vergrößern. Er behauptete, hierdurch für's ganze Leben eine Art Scheu gegen alles öffentliche Repräsentiren davon getragen zu haben, so daß er später nie seine Persönlichkeit so geltend machen konnte, wie er wohl von der Natur dazu berechtigt gewesen wäre.

Indessen hatte dieses Uebel die gute Folge, daß er mehr zu Hause dem Studieren oblag, als vielleicht sonst geschehen wäre, auch fand er bald einige junge Freunde und Freundinnen seines Alters, die ihm seiner liebenswürdigen Eigenschaften wegen, den schlechten Rock verziehen.

Oft gedachte er noch ein Paar hübscher Bürgermädchen, zwei Schwestern, von denen er jede einzeln

gern geliebt hätte, aber er sah sie immer beisammen, und so liebte er beide, und sie liebten ihn wieder, ohne Eifersucht, mit treuherzig einfältigem Gemüthe. Im Sommer verplauderten sie manch Abendstündchen mit einander vor der Hausthür, im Winter stieg er wohl bisweilen durchs Fenster in ihr Kämmerchen, und ein traulich kindliches Geschwätz war alles, worauf es bei diesen Zusammenkünften abgesehen war. In dieser innern und äußern Reinheit und Ruhe verlebte unser Freund die sonst so stürmischen und leidenschaftlichen Tage der aufblühenden Jugend; gesund und kräftig freute er sich des Lebens, trotz allem äußern Druck der Umstände, und strebte muthig vorwärts. Auch veränderte sich seine äußere Lage allmählich etwas vortheilhafter. Der Sohn des Herrn verheurathete sich, und übernahm die Apotheke, der Vater behielt sich nur die Oberaufsicht vor, und bewohnte ein kleineres Nebenhaus. Junge Leute sind gewöhnlich milder als das strengere Alter; — Fernow war durch sein Betragen und sein Talent Allen lieb geworden. Dies verschaffte ihm mehr Freiheit und eine anständigere Behandlung, und durch seine Geschicklichkeit in der Apothekerkunst erwarb er sich sogar eine Art Achtung, die wohl selten Lehrlingen zu Theil wird.

Jetzt aber traf ihn ein Unglücksfall, der zwar nicht die traurigen Folgen für ihn hatte, die er hätte haben können, aber doch gewiß auf sein Gemüth für's ganze Leben einwirkte, und ihn früher zwang mit Ernst um sich zu blicken, und fest zu halten an sich selbst und sein reines Bewußtseyn. Ein benachbarter Edelmann schickte wöchentlich seinen Jäger in die Stadt, Arzeneien zu holen; Fernow kannte diesen Jäger sehr wohl, und hatte ihn gern als einen flinken Burschen, mit dem er oft im Scherz sich herumbalgte und schäkerte. Eines Morgens wie außer Fernow, der eben mit Kräuter-Ausleſen beschäftigt war, nur noch einer seiner Mitlehrlinge sich in der Apotheke befand, kommt der Jäger wie gewöhnlich. Fernow verläßt seine Arbeit, nimmt im Scherz des Jägers Gewehr, legt auf ihn an, der Schuß geht los, und der Unglückliche sinkt ohne einen Laut, ohne eine Bewegung, auf der Stelle todt nieder, die Kugel war gerade durch's Herz gegangen. Welch ein Moment für unsern Freund! Bewußtlos taumelte er zur Thüre hinaus, warf das Gewehr auf die Hausflur einige Schritte weit von sich, und lief in den Hof hinter dem Hause. Kein Gedanke, kein Gefühl war in seiner Seele als der heiße Wunsch, der allmählich zum glühendsten Gebet ward,

der Wunsch augenblicklicher Vernichtung. Der Vater seines eben abwesenden Herrn hörte den Schuß fallen, und eilte herunter; dort sah er das Entsetzliche; mit Mühe konnte der erschrockene Augenzeuge des Unglücks ihm den Vorfall erzählen, mit großer Geistesgegenwart ließ er diesen gleich einen Schwur ablegen, nie weiter davon zu sprechen, und machte dann dem allmählich sich versammelnden Volke glauben, der Jäger habe sich zufällig selbst erschossen. Freilich widersprachen viele Umstände, besonders die Lage des Gewehrs und des Todten, indessen es gelang. Viel half der Umstand, dieses Vorgeben glaublich zu machen, daß ein alter abgedankter Offizier, der in der nämlichen Straße wohnte, bemerkt hätte, der Jäger habe, wie er bei ihm vorüber gieng, den Hahn des Gewehrs nicht in die Ruhe gesetzt gehabt.

So ward Fernow von den äußern Folgen seines unverschuldeten Verbrechens gerettet, sein Kamerad hielt seinen Eid, und verschwieg treulich den eigentlichen Verlauf dieser unglücklichen Geschichte; sein Herr behandelte ihn vernünftig und menschlich, und suchte ihn zu beruhigen. Die eigentliche Ruhe konnte ihm nur ein langer Kampf in seinem Innern gewähren, und was dieser Kampf auf sein Gemüth für's

ganze Leben für Einfluß haben, wie er gerade den Grund zu jener eisernen Festigkeit, zu jenem strengen Abmessen und Würdigen des Wahren und Falschen legen mußte, die unsern Freund, so lange er lebte, auszeichneten, kann Jeder selbst ermessen. Obgleich er bald wieder zum Frieden mit sich selbst kam, so litt er doch unendlich durch die Erinnerung, besonders da der sparsame Herr des Jägers dessen Nachfolger denselben Rock, in welchem der Unglückliche gestorben war, tragen ließ, und Fernow jeden Montag die übelzugemachte Stelle, wo die Kugel durchgegangen war, an diesem Rocke sehen mußte. Er gestand der Herausgeberin dieser Blätter, der Einzigen, mit der er je von diesem Unglücke, etwa ein Jahr vor seinem Tode, gesprochen hat, dieser Anblick wäre ihm Höllenqual gewesen, und die Hoffnung, ihm zu entgehen, habe ihm einige Zeit darauf den Abschied aus Anklam sehr leicht gemacht.

Seine Lehrjahre waren endlich überstanden; Jeder der diese Art Einrichtungen kennt, weiß, welch ein großer Schritt im Leben der Schritt aus dem Stande eines Lehrburschen in den eines selbstständigen, freien Menschen ist, und wie Alles bis auf die Kleidung sogar, nun anders wird, und eine freiere, lachendere

Gestalt gewinnt. Fernow mußte jetzt seinem Herrn noch ein Jahr lang für einen sehr maßigen Gehalt dienen; dieses war aber kaum zur Hälfte verflossen, als er sich gezwungen sah, seinen Aufenthalt zu verändern. Die Werber waren auf ihn, als einen gebornen Preußischen Unterthan, aufmerksam geworden. Groß und wohlgewachsen, hatte er sich schon früher zum Maaße stellen müssen, und endlich ward es gewiß, daß er nur durch schleunige Flucht dem Zwange Soldat zu werden, entgehen könne. Ein Offizier, der ihn kannte, und ihn eines bessern Looses werth hielt, warnte ihn selbst, auch sein Herr sah keine andere Auskunft, und rieth ihm, obgleich ungern, zur Flucht. Er gieng also über die Gränze, die unsern der Stadt jenseits eines Flüßchens lag, wo er sich noch acht Tage in einem kleinen Dorfe aufhielt, um abzuwarten, ob es sich nicht so einrichten ließe, daß er in Anklam bleiben dürfe. Der ihm freundlich gesinnte Offizier benahm ihm jedoch selbst alle Hoffnung dazu. Alle seine Freunde besuchten ihn in der Zeit, auch seine lieblichen Freundinnen, die beiden hübschen Schwestern, nahmen dort unter tausend Thränen Abschied von ihm. Endlich ergriff er den Wanderstab. Mit dem wenigen Gelde, das er während seiner Lehrjahre zusammengescharrt hatte, und dem, womit seine

Freunde ihm aushelfen konnten, gieng er, in die ihm so ganz fremde Welt seinen Weg zu suchen. Unterwegs zog er Nachricht von den gütigen Pflegerinnen seiner Kindheit ein, von denen er lange nichts gehört hatte. Sie waren zerstreuet, die Mutter todt, und das edle Suschen nach einem andern Ort hin verheurathet. Fernows Schicksal führte ihn nie wieder in sein Vaterland; aus Furcht vor den Werbern wagte er es diesmal nicht seinen Geburtsort zu besuchen, und so hat er nie wieder etwas von dieser Familie, der er so viel zu danken hatte, gehört, noch seinen Vater oder jemand von den Seinigen gesehen.

Heitern Sinnes setzte er seine Wanderschaft fort bis Altona, wo ihn einer seiner ehemaligen Mitgehülfen, der hier wieder in einer Apotheke eine Stelle gefunden hatte, freundlich aufnahm, und sein Stübchen mit ihm theilte. Hier blieb er drei bis vier Wochen, und spazierte fleißig nach Hamburg herüber, wo er sich an dem, ihm ganz neuen Gewühle einer großen Stadt ergötzte. Seine Casse erlaubte ihm nicht die mannichfaltigen Vergnügungen, welche Hamburg dem Begüterten darbietet, zu genießen, aber schon der Anblick der nach Genuß, oder nach den Mitteln Genuß sich zu verschaffen, strebenden Menge,

und das Leben und Wogen in den Straßen, auf der Börse, im Haven, machten auf ihn, der mit so ganz neuen Sinnen in diese Welt blickte, einen tiefen und erfreulichen Eindruck. Er war durch seinen Freund dem jetzt verstorbenen Apotheker Torey in Hamburg vorgestellt worden, der als ein geschickter Chemiker auch außer seinem Wohnort so bekannt ist, als er in demselben von seinen Mitbürgern geschätzt und geliebt ward. Diesen braven Mann interessirte der junge talentvolle, und doch so verlassene Fremdling auf's lebhafteste, er suchte und fand bald eine passende Stelle für ihn in der Raths-Apotheke in Lübeck. Es war hohe Zeit, daß unser Freund wieder in Thätigkeit kam; sein heiterer Muth hatte ausgehalten, aber seine Börse war bis auf ein Mark lübisch erschöpft. Der menschenfreundliche Torey versah ihn mit dem nöthigen Reisegelde für die kleine Reise, und hoffnungsvoll, wie immer, gieng er seiner neuen Bestimmung entgegen. In Lübeck fand er Alles anders und besser als in Anklam. Sein Gehalt war zwar klein, aber hinreichend für seine bescheidenen Wünsche; er ward anständig von seinem neuen Herrn behandelt, seine entschiedene Geschicklichkeit machte ihn demselben werth, und da er noch zwei Gehülfen hatte, so blieb ihm Zeit genug, sein schönes Streben nach höherer

Bildung zu befriedigen. Er nützte sie mit dem eisernen Fleiße, der zuletzt ihm zur Gewohnheit, und seinem Leben so nothwendig ward, wie Licht und Luft, und der ihn auch in den letzten peinvollen Tagen seines Lebens nicht verließ.

Unablässig studirte Fernow alles, was auf Kunst und höhere Wissenschaft Bezug hatte; zugleich erwachte damals die Liebe zur Poesie und zur Malerei in ihm mit erneuerter Kraft. Nie ward ein Gemüth von einem reinern und regeren Gefühl für's Schöne beseelt, und so ist es wohl zu entschuldigen, daß er glaubte schaffen zu können, was ihn so erfreute, und sich selbst zum Maler und zum Poeten berufen wähnte. Tausende glaubten das Nämliche von sich, vielleicht mit noch geringerem Rechte, und beharrten im Irrthum bis ans Ende. Wir haben noch viele kleinere und größere Gedichte von ihm aus jener Zeit; keines zeichnete sich aus durch hohen lyrischen Schwung, durch eine reiche Phantasie; aber keines ist auch geistlos, und alle sind klar, von einer angenehmen Diction, leichtem und richtigem Versbau, und lassen sich, wenn man sie ohne große Ansprüche als Kinder des Moments betrachtet, so angenehm lesen, als der größte Theil der Poesien jener Zeit, die nicht

gerade von den Heroen unsers Parnasses herrühren.

Von seinen Zeichnungen kennen wir nur ein Paar mit Silberstift gezeichnete Portraits, worunter sein eigenes sich befindet, welches ihm damals sprechend ähnlich gewesen seyn soll, und Carstens, sauber mit der Bleifeder gezeichnetes Brustbild, welches vor Carstens Biographie in Kupfer gestochen ist. Späterhin hat er auch in Pastell gemalt. Diese Bilder zeigen ebenfalls, daß der Beruf eines praktischen Künstlers nicht der seinige war; doch sind sie richtig gezeichnet, mit dem ihm eigenen Fleiß auf's sauberste ausgeführt, und vollendet. Im Jahr 1786 kam er nach Lübeck und lernte dort bald den Maler Carstens kennen, der später zu Rom in seinen Armen st rb. Es sey uns erlaubt, hier die Stelle aus Carstens Leben abzuschreiben, in welcher Fernow von ihrem gegenseitigen Verhältniß zu einander in Lübeck spricht. Wer könnte es auch besser darstellen, als er selbst?

„Im Jahr 1786 kam der Verfasser dieser Lebensbeschreibung nach Lübeck, und machte bald des Künstlers Bekanntschaft. Gleichheit der Neigungen knüpften bald eine innige Freundschaft zwischen beiden. Der Verfasser war damals noch ein Jüngling, frühe schon von einem lebhaften Triebe zur Kunst beseelt,

aber in einem Lande geboren, wo dieser Trieb keine Nahrung finden konnte, hatte er bis dahin noch nie eine Gelegenheit gehabt, ein Kunstwerk der höhern Gattung zu sehen, geschweige einen Zweck der Kunst zu erkennen, der weiter gieng als auf die bloße Nachahmung des Wirklichen. Wer die prosaischen Gegenden Niederteutschlands kennt, wo der Verfasser seine Jugend verlebt hat, die Uckermark, Pommern und Mecklenburg, der wird wissen, welche Seltenheit dort Kunstwerke sind, und daß man da wohl, wie der Verfasser, sein zwanzigstes Jahr verleben kann, ohne je ein historisches Gemälde oder sonst ein gutes Kunstwerk gesehen zu haben."

„Carstens lehrte ihn zuerst eine höhere Sphäre der Kunst kennen. Der immer rege Enthusiasmus des Künstlers theilte sich der Empfänglichkeit des jüngern Freundes mit, und der gleiche Trieb, welcher unter ihnen bald das enge, und doch freie Verhältniß des Lehrenden und Lernenden erzeugte, knüpfte zugleich das Band ihrer Freundschaft mit jedem Tage fester. Die Kunst war der stete Gegenstand ihrer Unterhaltungen, ihrer Uebungen, ihrer Wünsche und Plane für die Zukunft; und so verflossen ihnen, in einer von außen sehr beschränkten Lage, welche beide,

doch auf verschiedene Weise gefesselt hielt, zwei glückliche Jahre vereinten Strebens und Genusses, die ihnen in der Folge das Schicksal noch einmal, aber freier, schöner und im verdoppelten Maaße, in Rom vergönnte".

In diesem herrlichen Streben, an der Seite seines weisern, ältern Freundes, war unser Fernow nach einer so freudenarmen Jugend, wohl glücklich zu preisen. Einen ihm ganz neuen Genuß, der ihm nächst seinen Studien, als diesen nah verwandt, am lebhaftesten interessirte, gewährte ihm das Theater. Durch Verhältnisse, in welchen sein Herr mit der Direction stand, hatte dieser mit seinen Hausgenossen freien Eintritt im Schauspiel. Fernow benutzte dieses, so oft er konnte, und nur der überwiegende Hang zur bildenden Knnst und Mangel an Vertrauen auf seine Persönlichkeit, der wie oben erzählt ward, durch seine frühe Lebensweise entstand, hielten ihn zurück, selbst die Bühne zu besteigen. Sein fröhliches, geselliges Wesen, und auch seine Verse, von denen damals viele unter seinen Bekannten in Abschrift herumgiengen, verschafften ihm bald die nähere Bekanntschaft einiger Schauspieler, besonders des Directors. Dieser, ein jovialer Mann, fand

großes Behagen an seinem Umgange. Bald machte Fernow ihm Epiloge und Theater-Reden; es bildete sich ein kleiner, froher Kreis, dessen Seele unser Freund war, manches leichte, kleine Gelegenheitsgedicht, witzig, launigt, spöttisch bisweilen, wie es die Umstände heischten, entstand hier, und Fernow verlebte in diesen Verhältnissen viele gesellige, lebensreiche Abende. Alles dieses unterbrach dennoch nicht seinen gewohnten Fleiß, es war und blieb Erholung nach der Arbeit. Nachdem fast zwei Jahre in diesen Verhältnissen hingeschwunden waren, stellte unser Freund eine ernste Untersuchung mit sich selbst an. Die Liebe zur bildenden Kunst belebte ihn einzig. So lange er in der Apotheke etwas Neues zu lernen fand, hatte er mit lebhaftem Antheile daran, sich damit beschäftigt; jetzt da er sich fertig damit sah, da er begriff, daß er von dem Punkte aus, auf dem er stand, nicht weiter zu kommen hoffen durfte, war das Interesse verschwunden. Arm, ohne Freunde, hatte er auf dieser Laufbahn nur die traurige Aussicht, ewig zu bleiben, was er jetzt war. Wie konnte der strebende Feuergeist nur den Gedanken ertragen? In der Kunst hatte er durch unendlichen Fleiß es dahin gebracht, daß er hoffen durfte durch Portraitzeichnen und Unterricht-Geben nicht nur von andern unabhängig zu

leben, sondern auch bei seiner Genügsamkeit die Mittel zu erwerben, einst die mit Carstens schon geträumten Pläne in Ausführung zu bringen, und in Italien sich ganz zum Künstler zu bilden. Ein mächtiges Band, das ihn an Lübeck fesselte, war ohnehin zerrissen, sein Freund und Lehrer Carstens hatte im Frühling 1788 Lübeck verlassen, um nach Berlin zu gehen. Fernow faßte nach diesen Ueberlegungen bald einen festen Entschluß; er sagte seinem Herrn, daß er ihn in wenig Monaten verlassen wolle, ohne jedoch seines künftigen Lebensplanes zu erwähnen, und dieser, welcher ungern einen so geschickten und fleißigen Gehülfen verlor, strebte lange vergebens, den Grund dieses unerwarteten Schrittes zu entdecken. Irgend einer seiner Kollegen — so glaubte er — habe ihm unsern Freund durch größere Versprechungen abwendig gemacht, und da dieser endlich auf Befragen, offen gestand: er entsage ganz der Apotheke und wolle Maler werden, konnte er ihm lange nicht glauben, und behandelte zuletzt die Sache als den übereilten Einfall eines lebhaften Jünglings, den man ihm auszureden suchen müsse.

Im Frühlinge des Jahres 1788 riß er sich endlich los von seinen Fesseln und folgte voll Muthes

den Winken seines Genius. Er gieng zuerst nach dem, nur drei Meilen von Lübeck entfernten Städtchen Ratzeburg. Schon im Winter hatte er eine kleine Ausflucht dorthin gemacht. Die freundliche Ansicht des Orts, die Nähe desselben, vor Allem aber die Hoffnung, seinen über Alles geliebten Carstens dort wieder zu sehen, bestimmten ihn zu dieser Wahl. Indessen hatte er nur wenige Tage das Glück, mit seinem Freunde dort zu leben; denn Carstens Schicksal rief ihn nach Berlin, Fernow begleitete ihn bis an die Elbe, und mußte einsam nach seinem neuen Wohnorte zurückkehren.

Ratzeburg ist durch seine Lage eine der hübschesten kleinen Städte in Teutschland; ja es hat einen ganz eignen Reiz, den wir fast mit nichts Anderem zu vergleichen wissen. Mitten in einem spiegelhellen See von beträchtlichem Umfange erhebt sich eine Insel. Auf dieser liegt die Stadt mit ihren Hausgärtchen und ihren Bäumen, zwei Brücken führen hinein, wovon die eine von beträchtlicher Länge ist, und reizende Aussichten auf die entgegengesetzten Ufer des Sees, ihre Waldungen, und einige seitwärts gelegene Mühlen und Landhäuser darbietet. Ohne eben bergig genannt werden zu können, sind diese Ufer

doch hügelig; und die Stadt mit ihren rothen Dächern, welche das frische Grün der Bäume, wie ein Kranz umgiebt, mitten in dem silbernen See gewährt von ihnen aus, einen so lieblichen, friedlichen Anblick, daß wohl jeder Wanderer, der sie im Strahl der Abendsonne liegen sieht, wünschen muß hier Hütten zu bauen. In dem, den See zunächst umgebenden Gehölze sind Spaziergänge, kunstlos zwar, doch mit Wahl angelegt. Vor allen heimlich und lieblich ist ein, rings von herrlichen Bäumen umgebenes Plätzchen, wo ein klarer, lebendiger Quell aus dem Berge entspringt, und murmelnd und plätschernd dem See zueilt. Fernow erkohr diesen Ort bald zu seinem Lieblingssitz, und hat seine Schönheiten in einem artigen kleinen Gedichte besungen.

Hier fühlte sich unser Freund zum ersten Male in seinem Leben ganz frei, und losgerissen von den Fesseln eines Standes, der ihm je länger, je mehr zuwider geworden war, vergaß er für's Erste alle Pläne für die Zukunft. Mit frohem Herzen und frischen Sinnen schweifte er in diesem Paradiese umher, zeichnete die reizendsten Gegenden, und überließ sich der reinsten Wonne des Daseyns.

Er richtete sich nun, so gut er konnte, häuslich ein. In kurzer Zeit trug man ihm eine Menge Portraits in der damals so beliebten Manier mit Silberstift auf, auch gab er Unterricht im Zeichnen, theils in den Häusern seiner Schüler, theils in seinem kleinen, kaum sieben Fuß hohen, Zimmerchen, in welchem er, trotz dem engen Raum und der Beschränktheit seiner Einkünfte, glücklich war, wie wenige Reiche es sind. Bald wurde er mit vielen jungen Leuten seines Alters bekannt, und seine stets heitere Laune, seine witzige, geistreiche Unterhaltung zog sie unwiderstehlich zu ihm. Mit zweien davon knüpfte er eine Freundschaft, die nur durch seinen Tod zerrissen ward. Beiden verdanken wir viele interessante Notizen seines Lebens, der eine, Herr S*d, der zuletzt in Gotha lebte, und ihn kurz vor seinem Tode noch besuchte, war damals Hauslehrer in einem adelichen Hause, lernte Fernow kennen und lieben, und empfahl ihn als Künstler der Familie, worinn er lebte. In kurzer Zeit ward Fernow unter die Freunde des Hauses gezählt, nahm an ihren Vergnügungen und Landpartieen Theil, ward eben so bei ihren Bekannten und Freunden von ihnen eingeführt, und genoß so wieder alle Freuden des feineren geselligen Umganges, von welchen ihn seit seiner Kindheit das Schicksal nur zu sehr entfernt

hatte. Herr Nauwerk, sein anderer Freund, lebte damals bei seinen Aeltern in Ratzeburg. Sein Verhältniß zu Fernow war fast das nämliche, wie das des Letztern zu Carstens in Lübeck gewesen war. Fernow wurde sein Lehrer im Zeichnen, und führte ihn in das Gebiet des Schönen ein. Nur waren beide einander an Jahren gleicher, und das Verhältniß des Lehrers zum Schüler schwand vor der warmen Lebensluft, die Beide durchglühte. Herr Nauwerk wird uns erlauben, einige Stellen seines Briefes über Fernow's damalige Existenz dem Leser mitzutheilen. Wer kann den Freund besser schildern, als der bis zum Tode liebende und geliebte Gefährthe seiner Jugend? Nach einer kurzen Erzählung der Art, wie sie einander bekannt wurden, fährt er folgender Maaßen fort:

Auszug aus Herrn Nauwerk's Brief.

„Oft schweiften wir mit offenen Sinnen und dem frohesten Muthe in den lieblichen Umgebungen des Sees umher, oft wurden diese Spaziergänge mit einem Bade in dem See verbunden; dabei trieb der frohe Chor gymnastische Uebungen jeder Art. Fernow zeichnete sich besonders durch eine ungemeine Gewandtheit und Biegsamkeit, nicht so sehr durch

Stärke aus. Frei und froh war unser Treiben, zwanglos, heiter, und oft muthwillig unsere Unterhaltung. Witz und Satyre belebten sie, doch behielt auch der Ernst seinen Antheil. Der Abend ward meist in einem öffentlichen Hause zugebracht, das Kartenspiel hatte für Fernow keinen Reiz, er hat nie eins gelernt. Dagegen spielte er gern und gut Billard, und lernte mit besonderem Eifer das Schachspiel, in welchem er keine geringe Stärke erlangte. Seine Kunstarbeiten waren größtentheils Portraits in Silberstift, mitunter in Pastell gemalt. Das Schöne behandelte er in seinen Arbeiten mit Liebe, aber auf Physiognomien, die ihm mißfielen, wandte er wenig Fleiß; dies nannte er dann ein Gesicht abschreiben. Mit Lust und Liebe zeichnete er nach antiken Mustern, das heißt nach Gyps, Gemmen, Pasten, Kupferstichen; mehr konnte man sich hier nicht verschaffen. Für ächte Schönheit war schon damals sein Sinn im hohen Grade ausgebildet. Eigene Kompositionen unternahm er nur selten, Zeichnung und Form waren vorzugsweise die Tendenz derselben. So verfloß der erste Sommer seines Aufenthalts in Ratzeburg, nur zuweilen unterbrachen kleine Wanderungen auf's Land, wo er hin und wieder Porträts zu malen bekam, diese Lebensweise; seine Lage war noch immer sehr be-

schränkt, aber seine mäßigen Bedürfnisse waren leicht zu befriedigen. Kunstsachen und Bücher reizten ihn freilich, bisweilen die Gränze, welche seine Einnahme ihm vorschrieb, zu überschreiten, doch auch von dieser Seite gerieth er in diesem kunstarmen Winkel Teutschlands nur selten in Versuchungen, die seiner ökonomischen Einrichtung zu sonderlichem Nachtheil hätten gereichen können.

Im Herbste fand sich ein englischer Sprachmeister in Ratzeburg ein. Fernow benutzte die Gelegenheit, diese Sprache zu lernen. Mit großem Eifer ergriff er das Studium derselben, und zeigte durch seine schnellen Fortschritte darin die seltene Fähigkeit seines Geistes. In ein Paar Monaten konnte er die englischen Klassiker lesen, und Andern erklären. Den Winter hindurch beschäftigte er sich mit einer jambischen Uebersetzung der Haraldschen angeblichen Supplemente zum Ossian. Uebrigens blieben seine Beschäftigungen und Lebensweise im Ganzen sich gleich. Um diese Zeit fieng er auch an Unterricht im Flötenspiel zu nehmen, doch trieb er es nie ernstlich und gab es bald wieder auf. Großes Vergnügen fand er am Schlittschuhlaufen, wozu ihm der damalige harte Winter Gelegenheit gab. Den Sommer des Jahres

1789 verlebte er in Ratzeburg wie den vorhergehenden. Seine Bekanntschaft mit dem Rektor der hiesigen Domschule, Herrn F**, der nach Güstrow, als Professor an der dortigen Schule versetzt ward, veranlaßte ihn die Stelle eines Zeichenmeisters bei eben dieser Schule anzunehmen. Er sollte dieselbe um Michaelis antreten; doch schien diese Aufsicht gleich Anfangs wenig nach seinem Sinne, und allmählich ward die Abneigung dagegen immer gewaltiger.

Durch verschiedene Aufforderungen und Empfehlungen hiesiger Einwohner veranlaßt, unternahm er gegen den Herbst die Reise nach Zelle. Ueber seinen dortigen Aufenthalt werden die hier folgenden Fragmente seiner Briefe an mich, die beste Auskunft geben. Er hatte Arbeit vollauf gefunden, doch sehnte er sich wieder hinweg.

Herr von Ramdohr, damals Oberappellationsrath in Zelle, hatte ihn lebhaft für sich eingenommen. „Bei meiner Zurückkunft, schreibt Fernow, werde ich Dir viel von einem gewissen Herrn von Ramdohr vorschwatzen, dessen Bekanntschaft ich hier gemacht habe; er ist lange in Italien gewesen, und wird, wie er mir sagt, noch einmal hingehen; man-

che äußerst angenehme Stunden habe ich bei ihm zugebracht, seine Bekanntschaft ist ein wesentlicher Gewinn für mich, und ich rechne sie unter die glücklichsten, die ich je gemacht habe. Er hat meine Kunstliebe, die wegen Mangel an Nahrung zuweilen einzuschlummern drohte, jetzt wieder zur hellen Flamme angefacht, und mein höchster Wunsch wäre, mit ihm nach Rom zu reisen. Wer weiß, was nicht noch einmal geschieht! Wenn ich nur erst in Güstrow zur Stelle bin, will ich wieder mit aller Gewalt darauf loszeichnen."

Fernow hatte versprochen, in Kurzem wieder in Ratzeburg einzutreffen, um dann nach Güstrow abzugehen, jetzt verzögerte sich seine Rückkunft noch, er gab mir hierüber, so wie über seine Excursion nach Salzdahlen in einem andern Briefe Rechenschaft. Seiner Bestimmung nach Güstrow gedenkt er mit Reue und Widerwillen: R. — habe ihm gesagt, schreibt er, daß dies der dümmste Streich sey, den er je gemacht habe, und er solle alle Mittel anwenden, um sich von jener Verbindung los zu machen. „Im Grunde, fährt er fort, hat er sehr recht, was soll mir der Aufenthalt in Güstrow helfen? wie kann ich da Fortschritte machen? und kann ich wohl hoffen, dort so

vielen Verdienst zu finden, daß ich dadurch in den Stand gesetzt würde, eine Reise auf eine Akademie, oder nach Rom zu thun? und daß ich dort mit dem Blutwenigen, was ich vielleicht kann, versauren soll, ist ein Gedanke, den ich mir nicht einmal denken mag. Hätte ich meine Sachen nicht schon dort, so wüßte ich wohl, wozu ich mich entschließen würde; nun aber muß ich hin. Gott gebe nur, daß ich da nichts zu thun finde, damit ich einen Vorwand habe, wieder weg zu kommen, dann will ich Dir die Versicherung geben, daß ich innerhalb zwei Jahren gewiß in Rom bin, denn wenn ich's vor meinem dreißigsten Jahre nicht gesehen habe, so will ich's gar nicht sehen. Fast möchte ich Alles im Stiche lassen, was da ist, wenn ich nur nicht dem Rektor mein Wort gegeben hätte, und bloß an dem möchte ich nicht wortbrüchig werden."

Bald nachher faßte er den bestimmten Entschluß, nicht nach Güstrow zu gehen. In einem Briefe vom 7. Dezember 1789 sagt er: „In vieler Rücksicht ist mir Dein letzter Brief sehr willkommen und sehr merkwürdig gewesen, denn er ist's, der meinem bisherigen Schwanken zwischen Neigung und Pflicht, Bestimmung und Ausschlag giebt. Man würde mich mit Recht für einen Thoren halten, wenn ich bei so bewandten Um-

ständen, da mich die Güstrower, durch die Nichterfüllung ihres Versprechens, meine Sachen kostenfrei nach Güstrow zu schaffen, selbst des meinigen entbinden, noch dorthin gienge. Wären meine Sachen dort, so versichere ich Dich, ich würde gewiß hinübergegangen seyn, bloß um meinem gegebenen Versprechen getreu zu bleiben, sollte ich auch Schaden dabei gehabt haben. Jetzt aber ist mir's um so lieber, daß dies nicht nöthig ist, und ich bin seit dem Empfange dieser Nachricht so fröhlich, daß ich Dir es nicht beschreiben kann."

Zu Ende des Winters 1790 kam Fernow unvermuthet nach Ratzeburg zurück. Er begann hier wieder seine ehemalige Lebensweise, ein bestimmter Plan leitete ihn damals wohl nicht, wenn gleich die Sehnsucht nach seinem Ideal immer in dem Innersten seines Gemüths fortglimmte. Sehr viel beschäftigte er sich in dieser Periode mit poetischen Arbeiten, hauptsächlich waren es erotische Gedichte im Geschmacke des Grecourt und Lafontaine, die er bearbeitete, theils bestanden sie in Nachbildungen dieser und ähnlicher Dichter, oder er nahm den Stoff aus mündlichen Erzählungen, welche er versificirte, doch hat er dieses Feld bald genug wieder verlassen.

So verweilte er noch den Sommer des Jahrs 1790 in Ratzeburg, dann entschloß er sich nach Schwerin und Ludwigslust zu gehen. Wir schieden, und wenig Tage nach seiner Abreise gieng auch ich nach Göttingen auf die Akademie. — Dies ist ein kurzer Abriß jener Periode aus Fernow's Leben. Mir wird ewig ihr Andenken heilig seyn! Ihm ward sie, was dem Pilger auf der Wallfahrt nach dem ersehnten, aber noch fernen Ziele die kurze Ruhe auf einem freundlichen Hügel an den Gränzen des Landes ist, das ihm den Vollgenuß seiner Wünsche gewähren soll. Das Bild der Erfüllung schwebte immer seinem sehnenden Gemüthe vor, aber es verdunkelte nicht die Reize des Augenblicks, den er jederzeit heitern Muths ergriff und genoß. Schon die ganze Anlage seiner Persönlichkeit bestimmte Fernow zu einem ächten Adepten der Aristippischen Lebensweisheit; er strebte seine ganze moralische und physische Kraft zu üben. Mit Geist, Herz und Sinn nahm er Licht, Wärme, Bild und Ton auf, womit ihn das Leben umgab. Jedem Genusse war er offen, keinem jagte er nach. Alle Kräfte standen bei ihm in schönem Gleichgewichte. Nicht abgeneigt der Spekulation, verfiel er nie in frucht- und formlose Grübelei. Bei einer regen Phantasie war er frei von aller Schwärme-

rei; mit einem, jeden schönen Gefühle offenem Herzen, verfiel er nie in jene weichliche Sentimentalität, die so selten das Gemüth befriedigt. Offen, natürlich und anspruchlos in Allem, was er that und redete, erfreuete er durch seine ruhige, stets gleiche Heiterkeit und den leichten Witz, der seine Unterhaltung belebte, Alles, was sich ihm nahte. Seine Sinne waren rege, und seine damals sehr starke Konstitution erlaubte ihm das Leben mit Lust zu ergreifen; dennoch überschritt er nie die Gränzen der Mäßigkeit, und erstickte nicht die edlere Gemüthlichkeit im Taumel geist- und herzloser Schwelgerei. Kurz, ich habe Wenige kennen gelernt, deren Anlagen und Kräfte in einer so glücklichen Harmonie sich ausgebildet und gewirkt hätten. Aus dem herrlichen Einklange seines ganzen Wesens erwuchs diese ruhige Behaglichkeit, und dieser nie getrübte Sinn, womit er nur die schöne Seite des Lebens auffaßte, und, wie die gesunde organische Natur, nur den wohlthätigen Nahrungsstoff verarbeitete, und die heterogenen Bestandtheile von sich stieß.

Hier endigt der Auszug aus Herrn Nauwerk's Brief; wahr und lebendig schildert er unsern Freund, so wie alle ihn noch gekannt haben werden, die ihn in seinen letzten Tagen sahen.

Von Ratzeburg gieng er also nach der Residenz des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin, nach Ludwigslust, wo er ebenfalls durch Unterricht-Geben und Porträtmalen einige Zeit zu existiren gedachte. Zugleich war seine Absicht, die nähere Bekanntschaft einiger dort lebender Künstler zu machen, die er dann, nebst dem, was der Herzog an Kunstwerken besitzt, zu seiner weiteren Bildung benutzen zu können hoffte. Hier lernte er ein junges Frauenzimmer kennen, welches eben dort bei Verwandten zum Besuch war und sich sonst gewöhnlich in Weimar aufhielt. Diese Bekanntschaft gab seiner ganzen Zukunft eine Richtung, die er freilich in jener Zeit nicht so vermuthete. Er gewann das Mädchen lieb; es war seine erste ernstliche Liebe; sie erfüllte sein ganzes Gemüth, und da sie ihm zugleich eine erfreuliche Aussicht für sein künstlerisches Streben eröffnete, ergab er sich ihr ohne Rückhalt, und baute alle seine Pläne für die Zukunft auf sie.

Schon lange war der Gedanke in ihm aufgestiegen, die Kupferstecherkunst zu erlernen, und in dieser einst etwas Vorzügliches zu leisten. Seine Geliebte versprach durch ihre Konnexionen in Weimar ihm zu Erfüllung dieses Wunsches zu verhelfen, verhieß ihm

die beste Aufnahme bei ihren Aeltern, und forderte ihn auf, ihr so bald als möglich dorthin zu folgen. Fernow ergriff diesen Plan mit Entzücken, denn er gab ihm Alles, was er wünschte: Nähe der Geliebten, Aussicht auf eine baldige Verbindung mit ihr, und Hoffnung in der Kunst unter Leitung eines vorzüglichen Meisters die bedeutendsten Fortschritte zu machen.

Er gieng jetzt nach Schwerin, um dort so viel Geld zu erwerben, als nöthig wäre, um einige Zeit damit in Weimar existiren und sich ganz der Erlernung seiner neuen Kunst widmen zu können. Es gelang ihm, er bekam in kurzer Zeit so viel Arbeit, als er nur bestreiten konnte; in müßigen Stunden malte er das Porträt des Herzogs von Mecklenburg, und ließ sich das Stück mit einem Louisd'or bezahlen. Er arbeitete schnell, seine Arbeit gefiel, und seine Kasse wuchs zusehends, obgleich er nur mit einem einzigen Thaler nach Schwerin gekommen war; — das Glück wollte ihm eben wohl.

Auch in geselliger Hinsicht verlebte er hier frohe Tage. Er ward bald bekannt, und allgemein geliebt. Ein Kreis junger Männer schloß auch hier sich an

ihn an, und die besten Häuser standen ihm offen, und es hieng von ihm ab, den Kreis seiner Bekanntschaft nach seinem Willen zu erweitern. Er fand hier den Schauspieldirektor Fischer wieder, den er schon in Lübeck gekannt hatte. Das alte Band ihrer Freundschaft wurde enger als je zuvor geknüpft, und durch ihn ward er abermals veranlaßt, kleine poetische Arbeiten für's Theater, Prologe u. dergl. zu übernehmen, welche den Beifall des Publikums erhielten.

Herr Fischer machte ihn mit mehreren Söhnen und Töchtern Thalien's bekannt, und Fernow verlebte mit ihnen manchen köstlichen Abend unter Lust und Scherz. Unter andern lernte er hier die jetzige beliebte Schauspielerin Madame Hartwig, damals Demoiselle Werther, kennen, und ward in dem Hause ihrer Aeltern als Freund aufgenommen. Er freute sich ihres Talents, welches damals in voller Blüte stand, und einige theatralische Reden, die er für sie machte, setzten die Hände des entzückten Parterres unwiderstehlich in Bewegung. So brachte er ziemliche Zeit in Schwerin zu. Es war nicht die merkwürdigste, aber eine der genußreichsten Perioden seines Lebens.

Unter Entbehren und Genießen war es ihm endlich gelungen, eine für ihn ganz beträchtliche Summe zusammen zu bringen. Mit dieser, und in Hoffnung auf die versprochene Unterstützung, erfüllte er sein Wort, und gieng nach Weimar. Dort fand er Alles anders, als er zu hoffen berechtigt ward; er sah sich getäuscht, fühlte dieses bitter, und machte sich über sein zu leicht gefaßtes Vertrauen selbst Vorwürfe. — Nichts blieb ihm weiter übrig, als Weimar bald wieder zu verlassen. Er gieng nach Jena. Fast planlos, tief im innersten Gemüth zerrüttet, kam er hier an. Eine dunkle Idee nach Dresden zu gehen, um dort zu versuchen, ob es ihm gelänge, sein Künstler-Talent auszubilden, schwebte ihm vor. Aber er besuchte als Gast eine von Reinhold's philosophischen Vorlesungen, und diese ergriff ihn so, daß er sich plötzlich entschloß, in Jena zu bleiben, und Alles anzuwenden, um tiefer in das Heiligthum zu dringen, das wie ein Lichtstrahl im Dunkeln ihm plötzlich entgegen leuchtete. „Ich hospitirte," schreibt er an einen Freund, „aus Neugierde bei einigen Professoren, unter andern auch bei Reinhold, der auf dem Katheder ein sehr einnehmender Redner ist, und gerade in der Stunde über eine sehr interessante Materie sprach. Wie betäubt von den hohen und herr-

lichen Offenbarungen, die ich hier vernommen hatte, verließ ich sein Auditorium, mit dem Entschlusse, ich möchte subsistiren, auf welche Art es auch sey, diese glückliche Gelegenheit zur Aufräumung in meinem Kopfe zu nutzen und, wenn auch nur ein Jahr, auf der Universität zu bleiben, und Reinhold's Vorlesung zu besuchen. Ich hatte aber nicht einmal so viel Geld, um mich immatrikuliren zu lassen, und war über zwei Monate dort, bis ich dazu vermögend war; indeß brachte ich mich doch, obgleich ziemlich dürftig, gegen zwei Jahre durch, und lebte ganz im Studium der Philosophie. Mit Reinhold ward ich bald durch einen Aufsatz und ein Paar Gedichte näher bekannt, und gewann die Freundschaft dieses wahrhaft edlen, liebenswürdigen Menschen so, daß ich länger, als Jahr und Tag, seines täglichen Umgangs genoß, der mir mehr genützt hat, als seine öffentlichen Lehrstunden."

Den 29. September 1793 verließ Fernow die Universität Jena. Die Veranlassung hierzu, und welche schöne Aussicht für die Zukunft sich ihm durch die gütige Vorsorge Reinhold's eröffnete, erzählt er selbst weiter unten in einem Briefe an seinen Freund Nauwerk. Er schied mit einem von Dank und Liebe

erfülltem Herzen von Reinhold; beide ahndeten jedoch damals nicht, daß dies eine Trennung auf ewig wäre. Sie sahen einander nie wieder; aber ihre gegenseitige Liebe blieb sich gleich. Als ein schöner und rührender Beweis, wie herzlich Reinhold die ehrfurchtsvolle Liebe seines jüngeren Freundes erwiederte, sey es uns erlaubt, eine Stelle aus einem Briefe des ersteren an die Herausgeberin dieser Blätter mit einzuschalten. Zugleich mag sie dienen, Fernow, der jetzt gleichsam eine neue Periode seines Lebens anfieng, zu charakterisiren, wie er damals, wo er ins männliche Alter trat, erschien, so wie früher Herr Nauwerk in seinem Briefe ihn uns als Jüngling vorführte.

* * *

Kiel, den 11. Novbr. 1809.

„Vor Allem meinen wärmsten Dank für das Liebe und Gute, wodurch Sie, theure Freundin, zur Verschönerung meines genußreichen Aufenthalts in Weimar beigetragen haben. Dahin gehören insbesondere die unvergeßlichen Abendstunden, in welchen wir mit einander das Andenken unseres Fernow's durch lieblichen Einklang wehmüthiger und wonnevoller Gefühle feierten. Von den wenigen Auserwählten unter

den vielen Berufenen meines ehemaligen Auditoriums in Jena war Er einer der von mir Geliebtesten und mich Liebendsten. Wir fanden, achteten und liebten an einander diejenigen Eigenschaften, ohne welche nicht nur keine wahre Freundschaft bestehen kann, sondern auch, aus welchen über kurz oder lang dieselbe hervorgehen muß, und da das väterliche und kindliche Verhältniß, das zwischen uns während unseres Zusammenlebens Statt fand, weniger durch den Unterschied unseres Alters, als durch unsern damaligen Standpunkt als Lehrer und Zuhörer bestimmt wurde, so würden wir ohne Zweifel sehr bald, und auf immer Freunde in dem strengsten Sinne des Wortes geworden seyn, wäre uns nach seiner Zurückkunft aus Italien Wiedersehen und Zusammenleben möglich gewesen.

„Es gehört zu den schönsten Belohnungen meiner — in Jena zu meiner Aufmunterung reichlich belohnten — Berufstreue als akademischer Lehrer, daß ich mich auf die Entwickelung dieses trefflichen Kopfes und die Verbesserung seines äußeren Schicksals eines Einflusses zu erfreuen habe, der, so gering und zufällig derselbe auch von meiner Seite war, durch Fernow's angeborne feurige Liebe zum Wahren

und Schönen, die er in meine Vorlesungen mit sich brachte, und durch gleichgesinnte Freunde, die er in meinem Hause kennen lernte, und welche Ihm seinen Aufenthalt in Italien in der ersten Zeit möglich machten, so bedeutend geworden ist. Sein philosophischer Geist, der, verbunden mit der entscheidendsten ästhetischen Urtheilskraft, ihn weniger zum Künstler, als zum Kunstrichter und Bearbeiter der Philosophie der Kunst bestimmt hatte, bedurfte nur eine leise Anregung von außen, um zur hellen Thätigkeit aufzuwachen, und nur einige Muse auf dem klassischen Boden Italiens, um den angemessenen Stoff seiner Beschäftigung und die augenscheinlichste Nahrung seiner Lebenskraft zu finden".

So weit des Herrn Professor Reinhold's in Kiel Brief. Wir verlassen ihn, um einen andern von Fernow an Herrn Nauwerk einzuschalten.

Auszug eines Briefes von Fernow an Herrn Nauwerk.

Bern, den 16. Novbr. 1793.

„Jetzt trennt uns eine große Ferne, und eine noch größere wird uns bald auf noch längere Zeit trennen. Ich eile darum jetzt, da ich Dich noch abreichen kann, meine Saumseligkeit einigermaßen wieder gut zu machen; wer weiß, ob es mir so bald wieder möglich seyn wird, Dir zu schreiben. Mein Schicksal hat seit vier Monaten eine, wie es scheint sehr günstige, Wendung für mich genommen, gerade zu einer Zeit, wo ich schon auf jeden Sonnenblick des Glücks resignirt hatte; zu einer Zeit, wo ich, was meine physische Lage betraf, äußerst bedrängt und armselig leben mußte; obgleich ich, auf der andern Seite, diese Zeit in Rücksicht auf intellektuelle und moralische Ausbildung meines Geistes, für eine der glücklichsten meines Lebens halte, und stets halten werde; um so mehr, weil in ihr der Keim zu einer frohern Zukunft sich entwickelte, der ich nun mit frohem Herzen und heiterm Blicke entgegen sehe. Mein Verdienst war in Jena äußerst karg; bei aller Einschränkung konnte ich kaum dort subsistiren; aber die vortreffliche Gelegenheit, meinen Kopf und Geschmack

wenigstens theoretisch auszubilden, und manche nütz-liche Kenntnisse einzusammeln, ließ mich diese Unannehmlichkeit leicht verschmerzen. Reinhold's Unterricht und freundschaftlicher Umgang, welchen letztern ich über drei Vierteljahre lang fast täglich genossen habe, hatten zu viel Reiz für mich, daß ich darüber nicht das Drückende meiner Lage gern vergessen hätte. Ich habe diesem Manne, dem edelsten, den ich je kannte, unendlich viel zu verdanken; er hat in meinem Kopfe gewaltig aufgeräumt, und ihm habe ich auch die Wendung meines Schicksals zu danken. Ich muß Dir von jener Zeit meine Fata, der Ordnung nach, erzählen, damit Du von Allem gehörig informirt werdest. Für's Erste und im Allgemeinen sag ich Dir nur, daß ich mit dem Professor Baggesen aus Kopenhagen, der jetzt gleichfalls hier ist, eine Reise durch die Schweiz, Italien, Sicilien und Spanien machen werde. Wie ich zu diesem Glücke gelangt bin, will ich Dir nun der Länge und Breite nach erzählen. Ich war bereits seit vergangene Weihnachten mit Reinhold so bekannt, daß ich täglich, vorzüglich des Abends, einige Stunden in seiner Familie verleben, und ihn zu jeder Zeit bei geschäftsfreien Stunden besuchen konnte. Diese Bekanntschaft hatte ich theils einigen poetischen und prosaischen Aufsätzen, die er von mir gelesen hatte, theils

einigen Zeichnungen zu verdanken. Er gewann mich lieb und schenkte mir seine Freundschaft. In der Mitte dieses Sommers besuchte ihn Baggesen, auf einer Durchreise in Jena. Ich lernte ihn bald kennen, malte ihn und seine Frau einigemal, ward genauer mit ihm bekannt, und ich hatte das Glück ihm so zu gefallen, daß er mir schon am fünften oder sechsten Tage den Antrag that, ihn auf seiner Reise zu begleiten. Das waren Worte des Himmels für mich! Ich wußte nicht, ob ich meinen Ohren trauen sollte; ich nahm seinen Antrag mit Entzücken an; wir beredeten am folgenden Tage die Sache ausführlicher, und er gab mir die feste Zusicherung, daß von seiner Seite kein Hinderniß je Statt finden solle, die Mitreise rückgängig zu machen; aber die Bedingung war dabei, daß ich zusehen müsse, wie ich nach Bern komme; weil es ihm an Platz fehlte, mich bis hieher mitzunehmen. Er reis'te Ende Julius aus Jena, und ich folgte ihm verabredetermaßen am Anfang der Michaelisferien. So hatte ich also auch das Glück, mich ein Vierteljahr an meinem schönen Prospekt in die Zukunft zu weiden, obendrein. Ich würde bis dahin gehungert haben, wenn es nöthig gewesen wäre, um mir Reisegeld zu ersparen; aber das bedurfte es nicht. Durch Reinhold's Be-

triebsamkeit bekam ich noch Arbeit, theils in Jena, theils bei Wieland in Weimar, so daß ich zur gehörigen Zeit meine Reise zu Fuß nach Bern antreten konnte. Von Jena hatte ich bis Bamberg von ein Paar Liefländern, meinen Freunden, die nach Würzburg giengen, Gesellschaft. Ich passirte den schauerlich wilden, an romantischen und schönen Gegenden, an Bergen, Felsklüften und alten wüsten Bergschlössern reichen Thüringerwald, über Rudolstadt und Koburg; in Bamberg verließ ich meine Begleiter, gieng über Erlangen, Nürnberg, Stuttgard, Tübingen, Schaffhausen und Zürich, über Aarau und Solothurn nach Bern. Meine Reise bis Bern dauerte fünf Wochen. Ich habe strenges Tagebuch gehalten und manches Merkwürdige aufgezeichnet, was ich Dir gern mittheilte, wenn der Raum meines Briefes es gestattete u. s. w." —

Da wir dieses Tagebuch vor uns haben, so glauben wir, es werde dem Leser interessanter seyn, wenn wir die merkwürdigsten Stellen daraus, statt der kur-

zen Uebersicht der Reise, die Fernow in diesem sehr langen Briefe seinem Freunde giebt, in folgendem mittheilen.

Wünschbach, den 6. Octbr.

Um so viel als möglich alle Gefahr zu vermeiden, besonders da ich mit keinem Passe versehen bin, hatte ich mich in Nürnberg entschlossen, lieber einen Umweg von mehreren Stunden zu machen, als durch Anspach und Feuchtwangen, wo preußisches Militär liegt, zu gehen, und zu meiner Freude vernehme ich jetzt, daß dieser Weg weit näher ist, als der über Anspach, und daß ich auf diese Art an dem Wege gewinne, was ich aufopfern wollte.

Dinkelsbühl, den 7. Octbr.

Zwei Stunden von Wünschbach kam ich durch ein kleines häßliches Nest, Eschbach genannt, wo ich zum ersten Male den ekelhaften Anblick eines Kapuziners, mit seiner schmutzigen braunen Kutte hatte. Im großen Wirth war die ganze Stube voll Soldaten; ich glaubte hier sey ein Werbeplatz, und hielt die Leute für Rekruten, die vielleicht just zur Armee abgeführt werden sollten. Ich eilte darum sogleich in

ein ander Wirthshaus, wo es nicht viel besser war. Hier erfuhr ich, daß heute Kirchweih sey, und die Soldaten die Bürger eines benachbarten Städtchens. Nachdem ich eine kleine Weile hier gewesen war, ward mir mein Paß abgefordert, ich zeigte meine Matrikel vor, die mir der Herr Amtsschreiber, der hier den General der Wache vorstellte, mit Anwünschung einer glücklichen Reise, wieder zurückgab. Nach einer lächerlichen Parade marschierten noch die Soldaten unterm Gelächter aller Zuschauer davon.

Ludwigsburg. Drei Stunden von Stuttgard, nordwestl.

d. 11. Oktbr.

Ich gieng sogleich zu Schiller, der sich seit fünf bis sechs Wochen, nach einer eilfjährigen Abwesenheit aus seinem Vaterlande hier im Kreise seiner Verwandten und Jugendfreunde aufhält. Er sowohl, als seine Frau empfiengen mich sehr freundlich. Ich war etwa eine Stunde lang dort, und beurlaubte mich dann, um noch die übrige Zeit bis Abend auf die Besichtigung des Ortes und der Gegend zu verwenden. Etwa eine Stunde rechter Hand von Ludwigsburg, wenn man vom Schlosse hinaussieht,

gegen Morgen, erblickt man am Abhange eines Berges das Städtchen Marbach, Schiller's Geburtsort, und links gegen Abend, gleichfalls eine Stunde von hier, die Bergfestung Hohenasberg, durch des Dichters Schubart's Gefangenschaft berühmt. Mit einbrechender Nacht eilte ich zu Schiller, der mich zum Abendessen eingeladen hatte.

Solitude. Lustschloß, anderthalb Stunden von Stuttgard.

D. 13. Oktbr.

Ich besuchte den Hauptmann Schiller, der hier die Aufsicht über die Solitude hat, um in ihm Schiller's Vater kennen zu lernen. Er ist schon gegen sechzig Jahre alt. Mein Begleiter charakterisirte ihn durch mehrere treffende Bemerkungen als einen sehr vorsichtigen Mann.

D. 16. Oktbr.

In Aldingen kam die Fürstin von D. gefahren; um sie zu sehen, gieng ich, weil sie nicht aus-

stieg, hinab, sie war gar ein häßlicher Schatz, und dieser Mühe nicht werth. Aber ihr Almosen wußte sie mit einer fürstlichen Grandezza zu geben. Ein Bettler kam an den Schlag des Wagens. Ihre Kammerjungfer mußte ihr den Geldbeutel, den sie in der Hand hielt, geben; sie nahm ein Paar drei Kreuzerstücke heraus, gab sie der Hofdame, diese der Kammerfrau, diese dem Bedienten, der sie dem Bettler gab. Ich machte, daß ich fürbaß kam. Kurz vor dem Orte begegnete mir ein junger katholischer Geistlicher bei einem Frauenzimmer im Wagen; er trug einen kohlschwarzen Bart, und gab mir im Vorbeifahren seinen Seegen.

D. 17. Oktbr.

Heute sah ich das große Schauspiel der Natur, das zu sehen, schon der Wunsch meines Knabenalters war, den Rheinfall bei Lauffen. Gegen neun Uhr gieng ich aus Schaffhausen, mißvergnügt über schlechte Bewirthung; aber doch in einer feierlichen Stimmung. Ein Vorgefühl von Schauer des Erhabnen durchdrang mich bei alle den Vorstellungen, die mein Geist sich je von Beschreibungen dieses Schau-

spiels gemacht hatte, und die sich mir jetzt lebendiger als je, aufdrangen. Ich fand schon, als ich aus Schaffhausen trat, den Rhein sich rüstend zu der erhabenen Scene. Stürmisch und schwankend, wie ein leidenschaftlicher Jüngling, braust er Schaffhausen vorbei, so daß auch kein Fahrzeug sich ihm mehr anvertraut. Den Donner des Falles kann man, auch bei dem vollsten Strömen und günstigstem Winde, nicht in Schaffhausen hören; weil das nahe Rauschen des Stromes den entfernten Donner doch übertäuben würde. Ich glaube, es thut dem Rheinfall Schaden, daß man ihn zuerst in einer ziemlichen Entfernung von oben, und folglich aus einem verkleinernden Gesichtspunkte sieht. Die Bemerkung, daß man weniger finde, als man erwarte, bestätigte sich im Ganzen auch mir. Ich empfand nicht den großen Eindruck und den mächtigen Schauer des Erhabenen, den ich nach mehreren Beschreibungen erwarten mußte. Freilich in der größten Nähe, wo man ihn gleichsam berührt, in dem kleinen Häuschen am Berge des Schlosses, ist der Donner entsetzlich, und die Kraft und Schnelligkeit nur eines Moments, unsäglich, wenn man auch von der Dauer und beständigen Verschwendung dieser Kraft abstrahirt. Nie ist mir das Bild der Ewigkeit anschaulicher gewesen, als hier. Man

schaut mit Entsetzen und Schwindel in diesen Tumult eines mächtigen Elements, den nur vielleicht der Blitz an Schnelligkeit übertrifft; darum eben, weil die große Geschwindigkeit gesehen und unmittelbar empfunden werden muß, ist es thörigt diese Scene zu malen. Ich habe den Rheinfall von allen Seiten und mit Muse betrachtet; länger als drei Stunden habe ich an ihm verweilt. Der kleinere von den beiden Felsen, die mitten in dem Sturze gegründet stehen, obgleich er schon von der Gewalt des Wassers gelitten zu haben scheint, kann doch vielleicht noch Jahrhunderte seine Wuth brechen. Bei diesem Felsen ist der Conflikt am gewaltigsten; an seinem Fuße stürzt der Strom von drei Seiten, wie in eine Kluft zusammen, und verwandelt sich in Schaum, gegen den der weißeste Schnee noch als grau erscheint. Da, wo der Strom, nicht ganz in Schaum verwandelt herabstürzt, zeigt er seine schmaragdne Farbe, die schon bei Schaffhausen so schön in dem schneller dahin rauschenden Flusse überall hervorsticht. Die Gewalt, mit der das Wasser fortgetrieben wird, erstreckt sich noch über hundert Schritte weit in den Strom hinein. Beide Felsen sind noch wohl eben so jungfräulich und unerstiegen, als die Jungfrau in den Eisgebirgen der Schweiz. Wie sich Meiners bei der Hinüberfahrt fürchten konnte,

bleibt mir unbegreiflich; es ist ein freudiger Tanz, den man über den Rhein thut und der Anschein, als ob der Fährmann unmittelbar auf den Fall zusteuerte, entzückt, statt Furcht zu erregen. Lauffen an sich, liegt äußerst pittoresk, und die Felsen, die von ihm herabgestürzt im Rhein liegen, sind furchtbare Spuren der Zerstörung, die hier gerade an ihrer Stelle sind.

Zürich, d. 19. Oktbr.

Bald nach meiner Ankunft gieng ich zu Lavater, dem ich von Reinhold und Lips nur mündliche Empfehlungen zu machen hatte. Ich merkte, daß er mich, besonders in den ersten Momenten, oft mit scharfen Blicken ansah; bei Reinhold's Namen ward er sehr warm und sagte: er habe zwar auf seiner letzten Reise viel vortreffliche Menschen kennen gelernt; aber einen in allem Betracht, so weisen und guten Menschen, als ihn, nicht weiter. Ueber meinen Entschluß, mit Baggesen zu reisen, sprach er mit wahrer väterlicher Wärme und Theilnahme mit mir, so daß ich ganz davon gerührt wurde, um so mehr, da ich völlig fremd ohne Empfehlung zu ihm kam;

aber ich merkte, daß er gleich offener wurde, als ich ihm sagte, ich sey der, von dem er einige Porträte bei Reinhold gesehen habe. Da er heute, als am Sonnabende, sehr viel Geschäfte hatte, so beschied er mich Morgen, wenn er seine Predigt gehalten habe, wieder zu sich, um noch mehr mit mir zu sprechen. Nach meiner Zurückkunft machte ich einen Spaziergang über die andere Brücke hinaus, wo ich bei dem unerwartet erhabenen Anblick der hohen schweizerischen Alpen in Erstaunen gerieth und diese große, entzückende Aussicht über eine Stunde mit stummer Bewunderung genoß. Die Scene des Rheinfalls verschwindet gegen die Herrlichkeit dieser wahrhaft erhabnen Ansicht. So groß und prächtig hatte ich mir diesen Anblick, besonders in dieser Entfernung, nicht gedacht. Lange konnte ich mich davon nicht losreißen, und nur durch das Bewußtseyn befriedigt, ich könne sie heute und morgen und öfter, zu jeder Tageszeit und in jedem Lichte hier wieder betrachten, verließ ich die Brücke.

Auch jetzt am Abend ist der Anblick des Züricher Sees aus meinem Fenster so lieblich und Ruhe athmend, die Ferne so duftig und die Fläche des Sees von den erleuchteten Fenstern an den Ufern desselben so mild beschimmert, daß ich mein kleines Zimmer

schon doppelt liebgewonnen habe. — Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindungen Pracht! sang hier Klopstock. Hier bildete Geßner seine idealischen Gemälde der Idyllenwelt; hier erwärmte Lavater's fromme Phantasie in paradiesischen Gefilden; hier, heilige, ewig schöne Natur, erwärme auch mein Herz, nähre meinen Sinn, veredle meinen Geist, daß er ewig nur dir huldige!

Sonntag, d. 20. Oktbr.

Früh um acht Uhr gieng ich zu Lavater in die Petrikirche. Seine Predigt handelte über die harten Worte Jesu, die er bei verschiedenen Gelegenheiten zu verschiedenen Menschen gesagt haben soll! Wegen seiner harten Aussprache, und des ewigen Räusperns und Schnaubens der Gemeine, verstand ich zu wenig, als daß ich über das Ganze urtheilen könnte. Die Rede selbst war an sich ohne allen rednerischen Schmuck und Prunk, mehr eine freundschaftliche herzliche Anrede, als eine ausgearbeitete Predigt. Nach dem Gottesdienst gieng ich zu Lavatern; fand ihn aber nicht allein. In dem Empfangszimmer, worein ich auch gestern eintreten mußte, war rings umher eine Bibliothek, großentheils von seinen eignen Schriften. Eine

ganze Seite der Wand enthielt lauter Mappen und Futterale, wovon die Aufschriften theils Gedanken, oder Lebensbeschreibungen, oder Skizzen und dergleichen waren und worin sich lauter einzelne Blätter zu befinden schienen, worauf Lavater wahrscheinlich seine momentanen Gedanken und Einfälle schreibt. Eine unsägliche Menge solcher Gedanken muß in den rings umherstehenden kleinen Bänden enthalten seyn. Mehrere waren auf Täfelchen hinter Rahmen und Glas geschrieben, und diese alle in Hexametern. Einige, die mir am besten gefielen, und die ich auswendig behalten habe, sind folgende:

Lehre mit Wahrheitsliebe nur Weisheit lehrende Wahrheit.

Freue dich jedes Genusses, der Kraft zu neuem Genuß giebt.

Gieb dem Bittenden gern, und erfreu auch den, der nicht bittet.

Flieh den lauernden Frägler, er ist ein verläumderischer Schwätzer.

Nie sag kannst du helfen, zum Hülfe-Verlangenden: Gott helf!

Richte nicht, eh' du verhörst, und verhöre nicht, bist du nicht Richter!

Bruchstück eines Briefes von Fernow an Professor Reinhold.

Lavater hat mich recht liebreich aufgenommen, sein Auge flammte stärker, und er drückte mir die Hand, als ich ihm Ihren Namen nannte. Aber — ich schreibe Ihnen dies mit offenherzigerm Vertrauen — er mißbilligte es ganz, daß Baggesen noch fremde Leute mitnehmen wolle. Keine Lage sey mißlicher für mich, als diese, und überhaupt sey mein Verhältniß mit ihm viel zu unbestimmt, als daß es von Dauer seyn könne. Er wolle deshalb an Baggesen schreiben; er wolle es ihm dringend an's Herz legen, wohl zu überlegen, was er thue. Ich weiß nicht, wie dies ablaufen wird, ob Lavater's Besorglichkeiten wirklich so gegründet sind, und eben diese Ungewißheit ist es, die mich am stärksten beunruhigt.

Mit einem halben Laubthaler bin ich in Zürich angekommen, und noch dazu zu einer so ungünstigen Zeit, daß ich noch nicht habe an Baggesen schreiben können, und hier in einem theuren Gasthofe mehrere Tage leben muß, ohne gewiß zu seyn, ob ich sogleich Geld erhalte. Doch das möchte alles noch

seyn, wenn ich jetzt nur nicht mit Wahrscheinlichkeit fürchten müßte, daß alle meine Aussichten zu Wasser werden. Jetzt vermisse ich Ihren Rath und Zuspruch. Es wäre hart vom Schicksale, wenn ich in dem Momente, wo ich in den Himmel hineinblicke, wo ich über alle Hindernisse gesiegt zu haben glaube, wieder zurückgestoßen würde, und wenn der Mann, der so vielen Tausenden Tröster und Rathgeber war, wenn Lavater gerade für mich, und ohne es zu wollen, diesen Unfall entschiede. Er nimmt vielen Theil an mir, denn ich habe ihm meine Lage frei und offen entdeckt; aber er sagt: es sey um so mehr Pflicht für ihn, Baggesen ernstlich zu ermahnen, daß er bedenke, was er thue. Ich muß ihm hierin Recht geben, so sehr mein Herz bei dem Gedanken blutet, alle meine Hoffnungen scheitern zu sehen. Und wahrlich! so untröstlich ich seyn würde, wenn meine Reise nicht zu Stande käme, so würde ich doch dies große Opfer freiwillig darbringen, und nicht murren, sobald ich sähe, daß ich einem Freunde, der mir wohl will, zur Last fallen, oder ihn in Verlegenheit setzen könnte. Erst Morgen kann ich an Baggesen schreiben. Ich habe mir vorgenommen, ihm gleichfalls offenherzig zu sagen, was ich unter diesen Umständen sagen muß. Ich werde ihn beschwören, selbst zu entscheiden, was er

kann und will und sich weder durch Lavater's Besorglichkeiten, wenn sie nicht gegründet sind, noch durch sein mir gegebenes Wort, und durch meine Verlegenheit irre machen zu lassen. Sein Versprechen soll ihn gar nicht binden aber ich möchte auch auf der andern Seite nicht gern durch das besorgliche Einreden eines Andern, wär es auch Lavater's, ein so großes Glück verscherzen. Wenn ich jetzt nur eine halbe Stunde mit Ihnen sprechen könnte! — So gut ich auch die Sache überlege, so bin ich doch bange und furchtsam, denn ich muß zarte Saiten berühren, die ich lieber nicht berührte. — Nun wohlan! in einigen Tagen muß mein Schicksal entschieden seyn. Der Wurf falle wie er wolle, ich bin nicht unvorbereitet. Das Jahr, das ich in Ihrer Schule zugebracht habe, hat mich die Kunst gelehrt, mich durch Gründe zu trösten, die für jede Widerwärtigkeit des Lebens unüberwindlich sind. Eine waltende Vorsehung, der ich vertraue, ein gutes Gewissen und Besonnenheit sind drei mächtige Stützen, die uns in jedem Unglücke aufrecht halten.

Fortsetzung des Tagebuchs.

Montag, d. 21. Oktbr.

Meine Aussicht in die Zukunft ist eben so trübe und neblicht, als die Aussicht über den See; ich sehe in beiden eigentlich — Nichts.

D. 24. Oktbr.

Heute sah ich Lavater's Frau und Tochter, indem ich zum ersten Male in seinem Wohnzimmer war. Es ist unbeschreiblich, welch' eine Menge Malereien und Zeichnungen Lavater besitzt. Alle seine Repositorien sind mit Portefeuillen, alle Wände mit Gemälden und Zeichnungen angefüllt und unzählige liegen in seinem Arbeitszimmer herum. Ich halte seine Sammlung, überhaupt genommen, für eben so einzig in ihrer Art, als ihn selbst. —

Noch immer in unruhiger Ungewißheit, wegen meiner Zukunft! Meine Hoffnung schwindet mehr und mehr; unselige Lage, wenn man kein Geld hat!!

D. 25. Oktbr.

Das Wort Gemüth nimmt man hier in dem Sinn, wie Humor, Aufgeräumtheit. So sagte heute bei Tische ein Offizier: Wenn man gut Essen und Trinken hat, das giebt ein gut Gemüth.

Die Sylbe er wird hier vorzüglich zur Zusammensetzung der Verborum gebraucht, und man hat viele Verba mit er, die in Teutschland unbekannt sind; so sagt man, sich erklagen, statt sich beklagen. Erweiben, sagt man, statt erheurathen, ein Wort, welches in die Büchersprache aufgenommen zu werden verdient. — Noch acht und vierzig Stunden muß ich harren, ehe mein Schicksal entschieden wird, ehe ich einen Brief von Baggesen bekomme.

Sonntag, d. 27. Oktbr. Nachmittags vier Uhr.

Endlich Erhörung, Erfüllung, über alle meine Erwartung, überschwengliche Erfüllung meines Wunsches — meines höchsten, einzigen, heißesten Wunsches — ein Brief von Baggesen mit vier neuen Louisd'or. Wer ist seliger, als ich in diesem Augenblicke! Ich darf kommen, theurer Baggesen; du hast mich aus einer Höllenqual errettet! In so schreck-

licher, drängender, unaussprechlich peinigender, folternder Ungewißheit war ich nie! Der Schmerz ist unsäglich, aus dem Himmel plötzlich in das höllische Feuer geworfen zu werden; aber noch Millionen Mal unsäglicher ist die Wonne, die ich jetzt empfinde, da ich aus dieser Folterkammer, in der ich acht Tage lag, in den Himmel erhoben bin! Wie eng mir jetzt mein Zimmer, Zürich, die ganze himmelhohe, himmlisch schöne Alpenwand ist! Warum muß ich noch eine Nacht hier zubringen! Doch ich bin zufrieden, glücklich, wie ein Sterblicher seyn kann!

Je näher der Augenblick der Entscheidung, je ungeduldiger, unbändiger, quälender meine Unruhe. In einigen Stunden dieses Vormittags riß ich mich mit Gewalt aus dieser unseligen Lage, und schrieb ein Gedicht an die Hoffnung nieder.

Ein schöner, sonniger, Freude athmender Tag. Mit dankvollem Herzen gieng ich hinaus vor dem Scheiden der Sonne und sah nun mit erleichterter, noch von dem plötzlichen Uebergange von Qual zum Entzücken wogender Brust die Lieblinge meines Auges in der lebloſen Natur, seit ich sie zuerst sah, die Schneeberge, mit ihren glänzenden, von ewigem Schnee bedeckten, Scheiteln, bis ihr letztes Rosenroth erblich.

D. 28. Oktbr.

Böses Wetter und Lavater halten mich noch in Zürich. Ich gieng zu ihm, um ihm seines Bruders Portrait zu zeigen, worüber er seinen Beifall, doch nicht ohne Einschränkung, äußerte. Ich zeichne ihm nicht bestimmt genug; aber er bedenkt nicht, daß meine Manier nicht zu harte Umrisse verträgt. Er drang in mich, noch zu bleiben, um ihn und seine Frau zu zeichnen. Er gab mir folgende Aufträge für die Zukunft; 1. ihm auffallende Profile, oder Gesichter zu senden; ferner Portraits großer Männer, und merkwürdiger Personen; 3. charakteristische Figuren aus dem gemeinen Leben, wo ich sie träfe; 4. ihm diese, wenn ich mehrere gesammelt habe, von Zeit zu Zeit, etwa für zwei Louisd'or, zuzusenden. Ich gab ihm mein Gedicht an die Hoffnung zum Durchlesen; er war ziemlich zufrieden damit, besonders mit der leichten Versifikation. Er sagte: wer Verse machen und zeichnen könne, der komme sicher durch die Welt; überhaupt habe ich etwas in meiner Physiognomie und meinem Betragen, welches zeige: ich sey einer von jenen, denen es nie fehlen werde; er sehe mir eine gewisse Schmiegsamkeit in Schicksal und Menschen an, die gewöhnlich Leuten von gewissen Fähigkeiten, besonders dem Künstlertalent, mangle, und die eben soviel werth

sey, um durch die Welt zu kommen, als das Talent selbst. Er dichtete mir etwas auf ein Stammbuchsblatt und ich mußte meinen Namen in ein Buch schreiben, worin er alle ihn Besuchende sich einzuschreiben bittet. Hierauf sprach er noch vieles mit mir über Moralität, über sein Christenthum, über seine Art zu disputiren. Er disputirt nie mündlich, sondern hat seine Sätze, die er für ausgemacht und unumstößlich hält, einzeln auf kleine Zettel geschrieben; diese liest er vor. Findet dann einer seinen Satz nicht eben so ausgemacht und unumstößlich, so zerreißt er den Zettel und wirft ihn in den Spucknapf. Er fängt alles sein Philosophiren mit Einmal Eins ist Eins an; so gewiß als das ist, sollen auch seine Sätze seyn. Er sagte, er hasse alle Terminologie, weil dabei immer schon etwas vorausgesagt und gewußt werden müsse. Er nimmt das Wort in dem Sinn der subjektiven Beschränkung, daß man sich nämlich durch Terminologie einschränke, verzäune, und dann nicht herauskommen könne. So, sagte er, komme er wie mit seiner Froschtheorie in der Physionomik vom Frosch zum Apoll von Belvedere, endlich bis zum höchsten Ideale seines Geistes, auf Jesum Christum. Was er auf dem Papier habe, seyen Frösche, und im Herzen habe er Jesum. Er bekannte, daß er nie Logik gelernt und

studiert habe und immer en peine sey, wenn ihm einer mit logischen Terminologien, die er nicht verstehe, angestiegen komme. Seine Philosophie sey eine Vereinigung des Naturalism und Supernaturalism und dünke ihm daher die allertauglichste. Seine Bereitwilligkeit: jede seiner Ueberzeugungen für eine bessere zu vertauschen, war lobenswerth. Er sagt: der, dem es ernstlich um Wahrheit zu thun ist, der redliche Wahrheitsfreund, kann nie verlieren, seine Ueberzeugung mag wahr seyn, oder er mag eines Bessern belehrt werden, er gewinnt immer.

Warten, erwarten, und wenn es da ist, ergriffen! sey die beste Philosophie, um durch die Welt zu kommen. Er gieng um sechs Uhr in Gesellschaft, und ließ mich unter allen seinen Büchern, Papieren und Kunstsachen allein.

D. 29. Oktbr.

Ich nahm Abschied von Lavater; er band mir nochmals recht fest auf, ihm das, was er mir gestern sagte, zu vollführen; er wollte mir einen Band seiner Handbibliothek zum Andenken geben; ich bat mir sein Andenken für liebe Reisende aus, das er mir noch in

den Gasthof nachschickte. Um zwei Uhr Nachmittag bei dem trübsten Himmel und feinem Staubregen, verließ ich Zürich. Mit Sonnenschein im Herzen gieng ich zum Stadthore hinaus.

Brief an den Professor Reinhold.

Bern, d. 9. Nvbr. 1793.

Wenn unter den vortrefflichsten Menschen leben, von lauter holden Gestalten umgeben seyn, in einer der schönsten Städte Europens, in einer der reizendsten Gegenden der Schweiz wohnen, wenn dies ein Himmel auf Erden ist; so wohne ich seit acht Tagen in diesem Himmel. Ich hatte vergessen, daß der Weg in den Himmel durch's Fegefeuer geht; dies habe ich während meines Aufenthalts in Zürich überstanden, und dann erst fand das gerechte Schicksal mich der Seligkeit würdig, die ich jetzt genieße. Kein Mensch kann in grösserer Angst solche acht höllenbange Tage verleben, als ich in Zürich; kein Mensch freudetrunkener seyn, als ich in jenen Momenten, wo ich Baggesen's entscheidenden Brief erhielt, der alle meine Unruhe endete. O! in dem Momente, wo ich am Ziele zu seyn glaubte, durch Lavater's Bedenklichkeitne alle meine Hoffnun-

gen so unvermuthet vernichtet zu sehen, und acht ewige Tage in einer quälenden Ungewißheit zuzubringen! Ich denke, dies entschuldigt bei Ihnen den Schluß meines letzten Briefes, der in einem, mir sonst fremden, Tone geschrieben war. Es thut mir nur leid, daß ich Ihnen dadurch unnöthige Besorgnisse wegen meiner gemacht habe. Ich wäre, gesetzt auch, das Aergste, was unter diesen Umständen für mich erfolgen konnte, wäre erfolgt, zwar nicht verhungert; aber was würde es mir gekostet haben, bis ich mich so weit beruhigt hätte, um mit frohem Muthe mich in mein Schicksal zu finden! Lavater hatte auf den schlimmsten Fall schon für mich gesorgt; aber die Bekanntschaft und Unterstützung dieses Mannes, so erfreulich sie unter andern Umständen für mich gewesen wäre, hätte mir dennoch meinen Verlust nie ersetzt. Gott sey gelobt, daß jene Krisis nun vorüber ist, und daß ich jetzt ungehindert dem Ziele meiner Wünsche entgegen sehen kann! Ich glaube, daß ich so glücklich gewesen bin, mir während meines Aufenthalts in Zürich Lavater's Zuneigung zu erwerben; denn er hat mir mehrere unzweideutige Beweise davon gegeben. Er hat Pläne gemacht, mir dort, wenn es nöthig wäre, Arbeit genug zu verschaffen, hat mir erlaubt, so oft und so lange ich wollte, sein, in seiner Art einziges

Cabinet zu besuchen, und hat seinen Bruder, sich und seine Frau von mir zeichnen lassen. Mit dem, was ich für ihn gearbeitet habe, war er im Ganzen zufrieden, und dem, was er daran auszusetzen hatte, konnte ich leicht, und zu seiner völligen Zufriedenheit abhelfen. Aber bei alle dem habe ich doch zugleich gesehen und bin durch Gründe davon überzeugt, daß Lavater, obgleich junge Leute unter ihm viel Fertigkeit in Aug und Hand erlangen, doch nie einen Künstler im wahren Sinne des Wortes bilden wird. Von eigentlicher Kunst weiß er wirklich zu wenig, um Andere zu bilden, so viele und scharfsinnige Bemerkungen er auch als Physiognom und Psycholog über den Menschen gemacht hat. Hier geht es ihm gerade, wie mit seiner Philosophie, die nur einzig und allein für ihn brauchbar ist. Was Lavater unter seiner Aufsicht und nach seinem Sinne machen läßt, wird gewissermaßen Fabrikarbeit. Er ist ein sonderbarer Liebhaber von starkem Colorit, und das Schlimmste ist, daß er in seiner Schule für Alles nur ein einziges Colorit hat. So ließ er z. B. von einem seiner Zöglinge die Zeichnung von Ihnen, die ich ihm mitbrachte, copiren, in Farben, wenn ich so sagen darf, übersetzen, und dermaßen roth und braun malen, daß sie durch diese übermäßige Färbung völlig unkenntlich ward; und

doch war ihm das recht. Ich glaube, wäre ich länger bei ihm geblieben, ich würde über diesen Punkt manche Debatten mit ihm gehabt haben.

Ich habe auf meiner Reise von Zürich bis Bern vier Tage zugebracht, weil ich unterwegs verschiedene Merkwürdigkeiten zu besehen hatte, und bin am ersten November in Bern eingetroffen. Die Wonne des Augenblicks, wo ich Baggesen umarmte, wage ich Ihnen nicht zu beschreiben.

Baggesen hatte mir eine so liebevolle Aufnahme in dem Hause seiner Schwiegerältern bereitet, daß ich hier bald wie zu Hause war. In den ersten Tagen habe ich fast täglich bei ihnen gespeiset, und nun wohne ich seit etwa drei Tagen bei einem Herrn Haller, der der jüngste Sohn des großen Haller's und ein Onkel der Madame Baggesen ist. Nie habe ich in einer Familie solche Schönheit, Wohlgestalt und körperliche Stärke gesehen, als in der Hallerschen. Die Mutter der Madame Baggesen, ihre Tante, ihre Schwester, alle von dieser Familie, die ich bis jetzt kenne, zeichnen sich durch jene Wohlgestalt aus; vorzüglich aber dieser Haller, bei dem ich wohne. Er ist der erste Mann, der mein Ideal

von männlicher Schönheit, was ich mir von den Antiken abstrahirte, und lange vergebens in der heutigen Welt gesucht habe, erreichte. Wie ein Halbgott des griechischen Himmels geht er unter den Zwergen und verunglückten Schöpfungen des jetzigen Zeitalters, wie ein Apoll unter den Hirten, einher, sicher und groß und herrschend, ohne es zu wollen, und ohne es zu wissen, denn sein Geist und Charakter entspricht ganz seiner Größe und Gestalt. In seiner Gegenwart finde ich die Helden der Vorwelt nicht mehr übertrieben, und mein Auge weidet sich noch immer mit neuem Wohlgefallen an diesem stattlichen Manne, den kein Mädchen mit reinerer Lust anschauen kann. Ich nenne ihn den Herkules Haller.

Jetzt etwas von unserer bevorstehenden Reise. Wir gehen in vierzehn Tagen nicht nach Italien, unserem bisherigen Plane gemäß, sondern für diesen Winter über München nach Wien, und von da über Klagenfurt u. s. w. nach Venedig. Wir können beide nicht Italienisch. Die Jahreszeit ist spät und unfreundlich, die Wege über die Gebirge wahrscheinlich schlecht, wenn nicht gefährlich. Ich that Baggesen den Vorschlag, zuerst nach Wien zu gehen, und diese kleinere Reise als eine Vorberei-

tung auf die größere zu machen. Nach einigen Minuten war Baggesen auch, in Erwägung aller obigen Umstände, auf der Stelle entschlossen; wir nahmen sogleich alle Landcharten zur Hand, und reisten auf allen nur möglichen Wegen nach Wien, und im künftigen Herbste nach Italien. Seit ich hier bin, wird mit Macht Italienisch gelernt, und in Wien, hoffe ich, werden wir durch fortgesetzten Fleiß uns der Sprache in soweit bemächtigen, daß wir uns mit den Eingebornen des Landes verständigen können. Ohne diese nothwendige Vorbereitung würden wir zu viel riskiren, in einem Lande, wo man vor Prelereien aller Art nicht behutsam genug seyn kann. Also zuerst nach Wien. In Wien bedürfen wir, unter andern unentbehrlichen Dingen, auch der Empfehlungen Reinhold's. Wir kennen die Liebe und Bereitwilligkeit unseres vortrefflichen Freundes so gut, daß wir dieser Gefälligkeit im Voraus versichert sind.

Ewig Ihr Sie verehrender und liebender

Fernow.

Fernow's Aufenthalt in Bern. Auszug aus seinem Tagebuche.

Sonnabend, den 2. Novbr.

Früh um 10 Uhr gieng ich auf die Promenade bei der Kirche, wo man eine schöne Aussicht gegen Süden hat, von der mir aber, wegen des umwölkten Himmels, der schönste Theil, die Schneegebirge, verborgen blieb. Der Platz zur Promenade ist nicht groß; aber die schönen Alleen, die vielen Sitze mit den Fußbretern, die Kirche, eines der schönsten gothischen Gebäude, die ich jemals sah, die beiden Pavillons auf der Balustrade, die tief unten brausende Aar, welche hier, besonders wenn sie reich an Wasser ist, sehr reißend und tobend seyn muß, und die herrliche Aussicht machen diesen kleinen Platz zu einem der reizendsten öffentlichen Spaziergänge, die ich jemals gefunden habe. Die vortrefflichen Arkaden, wodurch sich Bern vielleicht vor allen andern Städten Europen's unterscheidet, geben dieser Stadt einen ganz neuen eigenthümlichen Reiz, der sie jedem Fremden auf den ersten Anblick empfiehlt. Die Reinlichkeit der Gassen, und die schönen massiven Häuser, die breiten und geraden Straßen, und die solide Pracht und Größe der öffentlichen Gebäude, die man

in Bern findet, ist vielleicht einzig in ihrer Art. Alles ist Zeuge des Wohlstandes dieser glücklichen Republik. Gerade so breit, als die ganze Breite der Promenade, ist in der Aar, um sie prächtiger zu machen, ein Wehr angebracht, von dem das Wasser mit stärkerem Geräusche herabstürzt.

Nach dem Essen machte ich mit Baggesen einen Spaziergang um die Stadt und auf die Enge, eine reizende, wegen ihrer Aussicht auf die Schneeberge, vielleicht einzige Promenade, eine Viertelstunde von der Stadt am Ufer der Aar. Wir sahen nur einen sehr kleinen Theil der vorderen Schneegebirgswand, welche durch dicke schwere Wolken hindurchblickte, die den ganzen Prospekt verdeckten. Auf dem Rückwege kamen wir bei dem Hospitale vorbei, einem schönen Gebäude, das man eher für einen fürstlichen Palast, als für ein Armenhaus ansehen würde. Die simple Inschrift: Christo in pauperibus entspricht der edlen Größe des Gebäudes. Die Reinlichkeit und gute Pflege, die in dem Hospitale beobachtet wird, soll eben so vorzüglich seyn.

Da ich am Tage meiner Ankunft wegen Mangel an Platz im Hallerschen Hause noch nicht schlafen

konnte, gieng ich um zehn Uhr Abends ins Wirthshaus zum Adler, wo mich der besoffene Wirth wieder fortwies, mit dem Bedeuten, wo ich zu Abend gegessen hätte, könne ich auch schlafen. Ich gieng darauf in eine Gesellschaft, wo ich aber in einem Zimmer, das bereits vier große Betten faßte, und wo zwei Personen schon im Bette lagen, ziemlich schlecht schlief. Ich suchte mir also heute ein besseres Logis im Storch, und gieng dann zu Baggesen zum Thee. Er fragte mich unter andern: ob ich Maurer sey? und freute sich sehr, als ich es bejahen konnte. Wir haben nun nicht mehr nöthig, irgend etwas für einander zu verbergen. Um acht Uhr gieng ich in mein neues Logis, wo ich aber wieder kein eigenes Zimmer, sondern eins bekam, worauf schon Jemand logirte. Indessen war es doch um hundert Prozent besser, als das gestrige.

Sonntag, den 3. Novbr.

Wie wunderbar die Dinge sich fügen! Baggesen sagte mir gestern, er habe einen italienischen Sprachmeister annehmen wollen, aber in ganz Bern keinen auftreiben können. Beim Erwachen, siehe! finde ich einen in dem, neben dem meinigen stehenden

Bette, der vor zwölf Tagen hier angekommen ist, um in Bern die italienische Sprache zu lehren, ein Franzose von Geburt; der aber kein Teutsch kann, und mit dem ich schon den ganzen Morgen gerade-brecht habe.

Nachmittags gieng ich auf den Wall, um bei heutigem heitern Wetter die Schneeberge zu sehen. Einziger, unaussprechlicher, erhabener Anblick! Welche Masse, welche unübersteigliche Höhen! Noch immer hatte ich gezweifelt, ob die Berner Schneeberge einen schönern Prospekt geben würden, als die man über den Zürchersee sieht. Aber sie übertreffen diese weit, scheinen näher, sind gewaltiger, höher, schroffer, unersteiglicher und schöner von Form und Massen. Heute sah ich zum ersten Male die Jungfrau, die Wetterhörner, das Schreckhorn, das Finsteraarhorn; die höchsten Spitzen der Schweizergebirge, wenn man den Montblanc ausnimmt, der hier nicht sichtbar ist. Sie scheinen so nahe, daß man glaubt, in zwei bis vier Stunden hinkommen zu können, sie scheinen so hell und rein, daß man glaubt, einzelne Menschen auf dem reinen Schnee erkennen zu können, und doch sind sie 8 bis 20 und mehr Stunden von hier entfernt. Ungern trennte ich mich von dem Anblicke,

und gieng mit Baggesen zu Hause. Wir sprachen noch mit dem italienischen Sprachmeister über die Art des Unterrichts, und machten zugleich einen kleinen Anfang.

Den 6. Novbr.

Ich gieng, um meine Garderobe in etwas zu ergänzen, zum Schneider Biziot, einen Franzosen, der immer Ihr statt Sie sagte, welches mir sonderbar klang. Ich glaubte vor einem Fürsten zu stehen, indem ich vor meinem Schneider stand. Heute fieng ich Hallers Porträt an, von 3 bis 6 Uhr war ich in der italienischen Stunde. Baggesen lernt entsetzlich leicht und geschwind.

Den 18. Novbr.

Heute besuchte ich mit Baggesen den Bildhauer Sonnenschein. Ihn selbst fanden wir nicht zu Hause, aber seine älteste Tochter führte uns in sein Künstlermuseum, wo wir eine schöne Gruppe, Medea mit ihren beiden Kindern, sahen; aber das Porträt einer Demoiselle, oder wie man hier besser

sagt, Jungfer, von der vierzehnjährigen Tochter des Künstlers, wunderreizend und lieblich gemalt, zog unser Auge von dem Kunstwerke des Vaters ab. Die holde Künstlerin, eine schlanke, bescheidene, liebenswürdige Brünette, kam auch so, wie von ungefähr, durch das Zimmer gegangen, und sie wäre von mir, hätte ich nicht besonders darnach gefragt, nicht für die Künstlerin gehalten worden. Sie entzog uns eben so unbemerkt, wie sie kam, ihre liebliche Erscheinung wieder. Ich sah noch einige Arbeiten des Vaters, zwei kleine Gruppen aus der Schweizer-Geschichte, Fürst, Melchthal und Stauffach, die den Schweizerbund schwören, und Tell mit seinem Sohne; beide gar schön gruppirt. Ich fand in den Arbeiten dieses Künstlers mehr Kunst, in denen von Dannecker in Stuttgard mehr Simplicität und Natur.

Aus einem Briefe an Herrn Nauwerk.

Bern, d. 24. Novbr.

In Zeit von acht Tagen gehe ich mit Baggesen über Zürich, Augsburg, München, Salzburg und Linz nach Wien, wo wir uns einige

Monate aufhalten werden, und dann zu Ende des Winters von da unsern Weg durch einen kleinen Theil von Ungarn, Kärnthen nach Venedig nehmen. Von da werden wir nach einem hinlänglichen Aufenthalte, um alles Merkwürdige zu sehen, über Mantua, Verona und Mailand im Frühjahre wieder nach Bern zurückkehren. Gegen künftigen Herbst treten wir sodann die große Reise nach Italien, Neapel und Sicilien an. Ich habe, während der Reise, alles frei, was ich brauche, bloß während eines längern Aufenthalts an diesem oder jenem Orte lebe ich, wenn ich etwas verdienen kann, auf meine Kosten. Ich schmeichle mir, daß Baggesens Bekanntschaft mir auch für die Zukunft von großem Nutzen seyn wird, und daß ich vielleicht in Dännemark den Rest meines unstäten Lebens zubringen werde. Mein Herz schlägt freudig bei dem Gedanken, daß ich Dich, nach glücklich beendigter Reise, einmal wiedersehen und mein Abentheuer Dir an traulichen Winterabenden erzählen werde. Denke Dir meine Wonne, wenn ich unsern alten Carstens in Rom wiedersehe! Daß er nur nicht bis künftigen Winter nach Teutschland zurückgeht! — Der erotischen Muse habe ich auf immer Lebewohl gesagt. Ich will mit keiner Geliebten leben, die ich nicht auch öffent-

lich produziren darf, und ich denke auch seit Jahr und Tag über manche Dinge ganz anders, als ehemals. Ueberhaupt werde ich mich wohl in der Folge weniger mit kleinen poetischen Arbeiten beschäftigen; denn im Grunde kommt doch bei dergleichen Tändeleien nichts Genugthuendes heraus. Aut Caesar aut nihil! Jetzt lerne ich mit aller Gewalt Italienisch, und wir werden es in Wien auch eifrig fortsetzen, um uns so gut wie möglich zu unsrer italienischen Reise zu präpariren. Nicht wahr, Du beneidest mich ein wenig? Ich denke im Grunde: besser beneidet wie bedauert, und bin doch überzeugt: Du gönnst mir meine schönen Aussichten von ganzer Seele.

Ich hoffe noch sicher darauf, Dich vor meiner Abreise nach Italien künftigen Frühling hier in der Schweiz zu sehen, und denke nicht vergebens zu hoffen. Komm lieber, theurer Bruder, und durchwandle mit mir die Schweiz. Mit 200 Rthlrn. kannst Du, besonders wenn Du Dich einschränken und entbehrlichen Bedürfnissen entsagen gelernt hast, die ganze Reise bestreiten. Ich habe meinen Weg von Jena bis Zürich zu Fuße gemacht, bin vier Wochen unterweges gewesen, habe mir nichts versagt, was ich bedurfte, und die ganze Reise von eini-

gen und sechzig Meilen kostet mich nicht mehr als 18 Rthlr. Wenn Du auch noch einmal so viel verbrauchst, so kommst Du doch hinlänglich aus. Da Dein Vater Dir überdies versprochen hat, Dich, nach vollendetem Studiren, eine Reise machen zu lassen, so denke ich, wird er um so eher Wort halten. Thue, was Dir irgend möglich ist, wir wollen hier selige Tage verleben! Die Schweiz ist doch das einzige Land auf Gottes Erdboden, wo kein uninteressantes Fleckchen ist. Ich bin hiervon überzeugt, obgleich ich erst, so zu sagen, die Vorrede gelesen habe, denn gerade diese vierzig Stunden, die ich in der Schweiz gereiset bin, sind das Uninteressanteste, das am wenigsten Schweizerische, und doch bin ich zufrieden. Der Rheinfall, der Zürchersee, ein großer Theil der Juragebirge, die Aussichten auf die Schneeberge in Zürich und vorzüglich hier, haben mir schon gezeigt, was ich zu erwarten habe. Leider ist jetzt der Himmel ewig mit Nebel und Wolken bedeckt, besonders in der Gegend der Gebirge, so daß ich nur erst zweimal an heitern Tagen diese unbeschreibliche Aussicht habe genießen können. Ich sehne mich nach dem Sommer, wo ich diesen Naturwundern näher seyn und die Schönheiten ihrer reizenden und schreckenvollen Thäler genießen werde.

Nirgends fand ich, ſo viel Orte Teutſchlands ich ſah und ſo viele Schönheiten ich auch muſterte, ſo viel reizende und ſchöne Mädchen, beſonders in den höhern Ständen, als hier. Bern iſt das Zirkaſſien der Schweiz. So ſelten man an andern Orten eine Schönheit findet, ſo ſelten findet man hier eine Mißgeſtalt. Alle ſind ſchön, von hoher, ſchlanker Jugendgeſtalt, von blühenden Wangen und den ſtrahlendſten, beredtſten Augen, die bis in den innerſten Winkel des Herzens hinabblitzen. Man darf nur eine Straße hinabgehen, um wenigſtens einem halben Dutzend ſolcher herrlichen Geſchöpfe zu begegnen, wo man eine noch ſchöner, als die andere, und die letzte immer als die ſchönſte findet. Einige dieſer Heben, Junonen und Grazien habe ich bereits nachgebildet, und jede noch eine Stunde länger, als gewöhnlich, ſitzen laſſen, um mich recht mit Muße an ihrer Schönheit zu weiden. Selbſt das abſcheuliche Teutſch, das man hier ſpricht, wird in ihrem Munde lieblich und wohllautend. Mit einem Worte: Bern iſt ein Himmel für den, der ſchöne Weiber lieb hat. Ein Muſelmann würde hier ſein Paradies, und in jeder Schöne eine Houris ſehen. Aber Du weißt, reine Schönheit gewährt nur durch Anſchauung Genuß; damit habe ich mich bis jetzt denn auch begnügt.

Grüße alles, was meiner gedenkt, und laß mich bald etwas von Dir lesen. Entweder im Schatten der Alpen, oder nach einigen Jahren in den sandigen Ebenen Deines Vaterlandes umarmt Dich wieder

Dein Dich brüderlich liebender
Fernow.

Den 3. Decbr. trat Fernow in seines Freundes Baggesen Gesellschaft endlich die Reise nach Wien an. Einige kleine Unannehmlichkeiten abgerechnet, gesteht er am Schlusse des mit beispielloser Treue jeden Tag durchgeführten Tagebuchs, mit seinem Aufenthalte in Bern sehr zufrieden zu seyn. Auch seine Kasse hatte sich wohl dabei gestanden. In dem Monate, da er dort lebte, hatte er funfzehn Porträte gezeichnet, die er alle am Ende des Tagebuchs genau angiebt.

An Professor Reinhold.

Wien, d. 1. Jan. 1794.

Ich weiß meinen Eintritt in das neue Jahr und in Ihre Vaterstadt, wo Baggesen und ich heute Abend um 7 Uhr glücklich und gesund eingetroffen

sind, nicht würdiger und festlicher zu begehen, als durch eine Unterhaltung mit Ihnen, mein theurer, verehrter Gönner! O gewiß, wäre ich diesen Abend nicht bei Ihrem geliebten Baggesen, ich wäre bei Ihnen! Warum kann man nicht an zweien Orten zugleich seyn? So lange ich hier bin, werde ich der waltenden Vorsehung danken, daß sie mich auf dem labyrinthischen Pfade meines Lebens gerade zu einer Zeit zu Ihnen führte, wo jede heitere Aussicht vor meinem Blicke zu verschwinden schien, wo ich auf das, was in meiner Lage mein höchstes Glück seyn konnte, bereits resignirt hatte; daß sie unter Tausenden mich des Vorzugs würdigte, den Faden meines Schicksals an Ihr und Baggesens seltnes Bündniß zu knüpfen, und mir dadurch eine Quelle süßerer Freuden zu öffnen, als ich bis dahin kannte, und deren Besitz, selbst in meinen kühnsten Hoffnungen, ich mir nicht vorzubilden wagte. Noch unendlich viel verdanke ich Ihnen über dieses. Ihre Lehren haben meinem Geiste in dem ungewissen Dunkel, worin er herumirrte, einen sichern Leitstern gezeigt, und Regionen geöffnet, die ihm sonst für immer verschlossen geblieben wären; Ihr Unterricht hat mich den hohen Werth des Lebens schätzen, die einzige Bestimmung meines Daseyns kennen, lieben und erringen gelehrt.

O, könnte ich Ihnen heute, durchdrungen von innig=ger Liebe und Verehrung meinen Dank so lebhaft aus=drücken, wie ich ihn, so oft ich den Gang meines Schicksals übersehe, in meinem Herzen empfinde!

Den 2. Jan.

So weit hatte ich gestern geschrieben, als man Ihren, mir unaussprechlich lieben Brief brachte; wie sehr danke ich Ihnen für diese Freude! Ich will jetzt, so gut ich kann, Ihnen einige Nachrichten von unse=rer Reise mittheilen. Wir wanderten am 3. Decbr. 1793. aus Bern. Baggesen, Lindemann, der daselbst drei Tage vorher angekommen war, und ich überstiegen einige der kleineren Gebirge, und kamen am 6. in Zürich an, wohin Rossolini, den Sie jetzt schon kennen werden, und der hernach bis Augs=burg mit uns reisete, bereits acht Tage vorher ab=gegangen war. Lavaters Wiedersehen und Fichte's Bekanntschaft nenne ich hier als das Merkwürdigste für mich. Am 8. reiseten wir wieder von Zürich ab. Fichte begleitete uns fünf Stunden bis Rich=terswyl. Hier machten wir die Bekanntschaft Pe=stalozzi's, zu welchem Fichte uns führte, und wo ich den Abend und folgenden Morgen eine der geist=

reichsten Unterhaltungen meines Lebens genoß. In den folgenden Tagen bestiegen wir bei schönem sonnigen Wetter die Toggenburger Gebirge, und kamen durch einen Theil des Appenzeller Landes über St. Gallen, und am 11. Decbr. an die Gränzen der Schweiz. So wie wir der Schweiz Lebewohl sagten, verließ uns auch das schöne Wetter. Um nicht in Regen und Koth zu waten, fuhren wir bis Bregenz, von wo wir unsern Weg wieder an folgenden Tagen zu Fuße fortsetzten. Wir befanden uns jetzt auf österreichischem Boden, und man gab uns dies auf eine sonderbare Art zu verstehen. Wir giengen am 12. früh, nichts Widriges ahnend, aus Bregenz, und waren eben etwa eine kleine halbe Stunde gegangen, als zwei Soldaten aus allen Kräften hinter uns gelaufen kamen, um uns einzuholen. Mich, der ich von der ganzen Karawane am verdächtigsten aussah, griff der eine an die Brust: „Steh Kerl! Du mußt mit nach Bregenz zurück!" rief er. Der andere machte es mit Baggesen eben so. Wir faßten uns, sahen bald, daß wir durch Widersetzlichkeit nichts ausrichten würden, und folgten, schmälend über die verdammte Polizei, die uns von der Landstraße zurückholen ließ, um uns zu examiniren, den beiden Soldaten, die einige Schritte weiter noch ein Reser-

vekorps von zwei Mann bei sich hatten. So führte man uns wieder in die Stadt zurück, unter einem glänzenden Gefolge des Gassenpöbels, der haufenweise sich versammelt hatte, in die Kanzlei, wo man unsre Pässe untersuchte, und sich mit den jetzigen Zeitumständen entschuldigte, die solche Maßregeln nothwendig machten. Baggesen las den Herren einen kleinen Text, und bat sie, im Namen aller Reisenden, künftig besser in den Wirthshäusern und an den Thoren zu wachen.

In Augsburg langten wir am 17. Decbr. glücklich an; wir hatten jetzt von Bern aus 93 Stunden zurückgelegt. Unser Aufenthalt daselbst, der bis zum 21. Decbr. dauerte, war sehr uninteressant. Das Wetter war jetzt allmählich immer schlechter und die Straßen immer schmutziger geworden; wir nahmen daher, nachdem Liedemann und Rossolini uns verlassen hatten, einen zurückfahrenden Lohnkutscher, der uns den folgenden Tag nach München brachte, wo wir vier Tage verweilten. Von München fuhren wir am zweiten Weihnachtsfeiertage mit der Diligence nach Salzburg, trafen hier am folgenden Abende ein und gewannen am andern Morgen nur noch eben Zeit, eine Stunde lang diese schönste

aller Städte, die ich bis jetzt gesehen habe, flüchtig zu durchwandeln. Wir glaubten in einer italienischen Stadt zu seyn; die Häuser sind alle in gutem Geschmack, und was den schönen Anblick noch um Vieles verschönerte, mit flachen Dächern gebaut. Schöne Kirchen und öffentliche Gebäude sieht man hier. Die Lage des Ortes ist einzig in ihrer Art, und mit den schönsten Gegenden in der Schweiz zu vergleichen; aber schöne Menschen fanden wir nicht. Nächst den Bernerinnen haben wir in München die schönsten weiblichen Bildungen und vorzüglich am letztern Orte, so wie in ganz Baiern, schöne, große und wohlgebildete Männer gefunden. Nach zwei, auf der Diligence schlaflos durchfahrenen, Nächten, erreichten wir den 29. Linz, trafen hier einen Retourwagen nach Wien, und kamen so am Neujahrstage wohlbehalten in dieser Hauptstadt an. Wir sind gerade einen Monat lang von Bern bis Wien unterweges gewesen. Unsere Reise würde, besonders von Augsburg an, vielleicht interessanter gewesen seyn, wenn wir sie, wie von Bern bis Augsburg, zu Fuße gemacht hätten; aber das neblichte, feuchtkalte Wetter würde dies auf die Länge zu ermüdend gemacht haben. Baggesen hat freilich auf der Reise gelitten; aber mehr durch die Trennung von seiner geliebten Gattin, als durch

die Strapazen, gegen die sein Körper ziemlich abgehärtet ist. Ich hoffe, er wird diese Trennung, die er sich durch vieles Briefschreiben nach, und Briefempfangen von Bern bisher einigermaßen erträglich gemacht hat, nach und nach ruhiger ertragen lernen, als es ihm im Anfang möglich war, u. s. w.

Fernow.

An Professor Reinhold.

Klagenfurt, d. 11. Febr.

Nie habe ich das Unvermögen meines geringen Talents, Geist und Charakter eines lebendigen Urbildes treu, lebendig und geistvoll in die todten Züge einer Zeichnung zu übertragen, inniger empfunden, als bei dem Versuche, Ihnen ein ähnliches Bild Ihrer vortrefflichen Schwester zu liefern; und nie habe ich zugleich so heiß gewünscht, ein vollendeter Meister in meiner Kunst zu seyn, als in jenem Augenblicke. Mit diesem aufrichtigen Bekenntnisse übergebe ich Ihnen jetzt meinen unvollkommenen Versuch. Nicht allein das Vermögen, den Geist des Urbildes richtig zu fühlen, und mit der Einbildungskraft aufzufassen, sondern auch das Vermögen, ihn eben so treu, wahr und lebendig in der Nachbildung wieder darzustellen,

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

ist die Bedingung der Meisterschaft in der Kunst. Das Erstere glaub' ich mir zutrauen zu dürfen, denn sonst würde ich an meinem Weiterkommen mit Recht verzweifeln; aber das Letzte ist eine noch nicht überwundene Schwierigkeit für mich. Wie lange sie dieses bleiben, ob sie es je für mich zu seyn aufhören wird, das kann, neben meinem guten Willen, allein vom Schicksale abhängen. Ob es diesem Ernst seyn wird, eine glückliche Wendung für mich zu nehmen, oder nicht! dies muß ich erwarten. Ich schätze mich auch in so fern jetzt glücklich, daß meine gegenwärtige Lage für eine solche günstige Wendung mir wenigstens die Hoffnung läßt.

Wird es mir möglich, daß ich dereinst Italien auf längere Zeit, und nicht bloß auf einer flüchtigen Durchreise sehen kann; so verzweifle ich nicht an der Erreichung jenes mir noch fehlenden; wo nicht — wohlan! so war meine Hoffnung freilich ein leerer, aber doch ein süßer Traum, aus dem ich wenigstens mit dem tröstenden Bewußtseyn erwachen werde, daß die Schuld meiner Mittelmäßigkeit nicht an mir lag. Und so gehe ich meinem Verhängnisse mit heiterer Stirn entgegen.

In artistischer Rücksicht habe ich von dem bis=

herigen Theil meiner Reise wenig Nutzen gehabt; ich muß das Beste von dem Künftigen hoffen. Gesehen habe ich freilich manches Schöne der Kunst in Wien; aber auch nur gesehen. Ob ich in Venedig und Triest mehr als sehen werde? weiß ich nicht; aber fast zweifle ich daran; denn wir machen unsere Reise etwas eilfertig. Wir werden nicht länger, als etwa acht Tage in Venedig, und auch wohl nicht länger, als eben so lange, in Florenz verweilen. Baggesen reist auf Flügeln der Liebe; er fühlt sein Wesen getheilt und wird keine Ruhe haben, bis es wieder vereinigt ist. Schon hat er von der Anfangs zu dieser Reise bestimmten Zeit von fünf Monaten einen abgekürzt; die Tour der Reise aber ist vergrößert. Es lag nicht mit in dem Plane, Florenz auf dieser Reise zu besuchen, jetzt, da der Baron Herbert mit uns die Reise macht, erweitern wir die Tour über Florenz und Livorno, und werden dessen ungeachtet schon zu Ende des Aprils wieder in der Schweiz seyn. Unser Aufenthalt darf also an allen Orten, die wir besuchen, nur kurz seyn; und so ist für mich an kein ruhiges Studium zu denken. In anderer Rücksicht hingegen wird diese Reise doch immer sehr lehrreich für mich werden.

Jetzt erlauben Sie mir, daß ich Ihnen Einiges von dem Fortgange unsrer Reise selbst erzähle. Bage-sen und ich haben in Wien nicht beisammen gewohnt. Er hatte sein Logis bei einem gewissen Herrn von D., demselben, der mit in Jena war; und ich wohnte im Hinterhause des ***schen Hauses, in dem man mich mit Gefälligkeiten und Freundschaftsbezeugungen überhäuft hat, die immer ein dankbares Andenken in meinem Herzen zurücklassen werden. Auch in dem Hause Ihrer Frau Schwester bin ich so wohl aufgenommen worden, wie ich es nicht erwarten konnte, und die Stunden, die ich dort zugebracht habe, werden mir unvergeßlich seyn. Meine Abende habe ich größtentheils bei W., wo ich fast immer einen Kreis vorzüglicher Menschen fand, zugebracht und in meinen müßigen Stunden zu Hause die Kritik der Urtheilskraft durchstudiert, um auch mein Studium der Philosophie nicht ganz auf der Reise zu vernachlässigen. So habe auch ich, für meinen Theil, mir den Aufenthalt in Wien so interessant und nützlich, als es unter meinen Umständen möglich war, gemacht.

Am dritten Februar reis'ten wir mit der Diligence von Wien ab und kamen bald aus der trüben, neblichten, kothigen und gewühlvollen Sphäre, in der

wir einen ganzen Monat lebten, in die reinere und höhere von Ober-Steyermark, wo wir den Winter in seiner ganzen Strenge, aber auch in seinen vollen, einfachen Herrlichkeiten herrschend fanden. Durch dieses ganze Land, und durch den größten Theil von Kärnthen bis Klagenfurt gieng unser Weg beständig durch Gebirge, und schöne, romantische Thäler, denen zu ihrer ganzen Schönheit freilich der Reiz und das Leben der blühenden Natur fehlte. Aber auch der Winter ist in diesen Gegenden nicht freudenleer. Wir hatten am Tage eine reine, heitere Winterluft, und die stillen, strengen, sternenhellen Nächte ließen uns auch im Dunkel die Gegenden, die wir durchreis'ten und die verschiedenen Abwechselungen erkennen.

Den achten dieses Monats kamen wir glücklich in Klagenfurt bei'm Baron Herbert an. Seit dieser Zeit leben wir hier im Kreise edler, vortrefflicher Menschen so froh, als möglich. Hier werden die Mittags- und Abendmahlzeiten zu frohen sokratischen Festen, wo ernste Weisheit mit froher Laune, und Lieder der Freude mit philosophischen Gesprächen wechseln, wo bald Minerva, bald Hebe uns mit ihren Gaben erfreuen. Solche Tage sind wahres Leben; sie sind helle Punkte unsrer Reise, deren wir schon

einige gefunden haben, und um deren willen man allein die Mühseligkeit derselben vergessen würde, wenn sie auch sonst keine Entschädigung gewährte.

Die Philosophie hat hier ungemein viel Freunde. Der ganze Zirkel in Herbert's Hause ist in ihre Geheimnisse mehr oder weniger eingeweiht, und die beiden Baronessen von D. sind ein Paar Priesterinnen von vorzüglicher Fähigkeit! B. ist der Meinung, er habe bisher keine Frauenzimmer gefunden, die den Geist dieser Philosophie so ganz gefaßt haben, als diese beiden. Sie haben Kant's sämmtliche Kritiken sowohl, als Ihre Schriften studiert, und, wie aus ihren Gesprächen zu schließen ist, verstanden. Es war mir zum ersten Male gar besonders zu Muthe, als ich zwei Mädchen von Kategorien und Antinomien so geläufig sprechen hörte, als Andere gewöhnlich von Putz, Mode und Wetter. Sie haben durch ihre Philosophie ihrer Weiblichkeit keinen Eintrag gethan, denn die eine ist geliebt und die andere liebenswürdig. Da nun sogar die Damen hier Selbstdenkerinnen sind, so wird den ganzen Tag philosophirt und polemisirt, und die Unterhaltung nie matt und fade. — Herbert ist einer der vortrefflichsten Menschen, bei dem Kopf und Herz im besten Gleichgewichte stehen, und seine Lage

in der Welt ist, glaube ich, so glückselig, als er selbst des Glückes würdig ist. Er hofft Sie in Kiel zu besuchen, wenn es nicht bei dem bloßen Vorsatze bleibt.

Am vierzehnten dieses werden wir von hier über Triest nach Venedig abgehen. Ein gewisser Herr Rauscher macht diese Reise mit, der ein vortrefflicher Mensch ist. Kommt nun Erhard, wie er versprochen hat, noch als Gefährte hinzu, so kann ich mit Recht fragen, wo eine zweite ähnliche Reisegesellschaft existirt? Wie glücklich bin ich, ein Mitglied derselben zu seyn! Wenn B. nur die Reise glücklich übersteht, so soll zu meiner Zufriedenheit nichts fehlen. Gern möchte ich ihm einen Theil meiner bisher unerschütterten Gesundheit abgeben, wenn es möglich wäre.

Ich empfehle Sie und mein geliebtes teutsches Vaterland dem Schutze der Vorsehung, indem ich mich auf einige Zeit, und zum ersten Male von letztem trenne. Ihre Liebe, das weiß ich, wird mir auch jenseits der Alpen bleiben, so wie mein Herz in dem Besitze derselben sich ewig froh und glücklich fühlen wird.

Ihr

Fernow.

An Herrn Professor Reinhold.

Florenz, d. 17. März, 1794.

Mein verehrungswürdiger Lehrer und Freund.

Schreiben Sie es einzig den vielen Hindernissen und Zerstreuungen der Reise zu, daß ich Ihnen so lange keine Nachrichten von der Gesundheit unsers B. — die meinige versteht sich von selbst, und von dem glücklichen Fortrücken unsrer Reise gegeben habe. So sehr auch in einer zahlreichen Gesellschaft das Vergnügen der Reise gewinnt, so raubt sie doch zugleich fast alle Muse, die man allein, oder in kleinen Gesellschaften den beständigen Störungen abgewinnen kann. So geht es mir jetzt. Wie ein unbedeutender Schneeball, den irgend ein Zufall vom Gipfel eines Berges herabrollt, endlich zu einer Lavine heranwachsen kann, so rollte auch ich, vom Schicksal fortgestossen, von Jena's nackten Bergen herab, vereinigte mich in Bern mit Baggesen, Rossolini und Liedemann, welche aber beide nur eine Strecke lang mit uns rollten; in Klagenfurt mit Herbert und Rauscher; in Venedig mit Doktor Friedländer aus Königsberg, und in Verona mit Erhard; und so haben wir uns, sechs Personen stark,

bis Florenz, dem entferntesten Punkte unsrer Reise, fortbewegt. Hier aber wird, wie es scheint, die Lavine aus einander stieben; obgleich der Plan war, daß wir Alle, bis auf Friedländer, der weiter nach Rom und Neapel geht, zusammen bis Bern reisen wollten. Aber Umstände, auf die wir nicht rechnen konnten, belehren uns, daß dies nicht der Wille der Vorsehung ist, die über uns und, ohne mir zu schmeicheln, daß die Vorsehung mehr für mich, als andere Menschen sorge, seit Jahr und Tag, besonders sichtbar über mich gewaltet hat. Durch unangenehme Nachrichten aus Bern dazu bestimmt, geht Baggesen so schnell, als möglich, dahin zurück. Sein Schwiegervater, der Altlandvogt Haller von Schenkenberg, ist gestorben, Frau und Kind sind krank, und der arme B. ist durch diese Nachrichten in die tiefste Bekümmerniß versetzt.

Sobald ich die Merkwürdigkeiten in Florenz gesehen habe, kehre ich, durch Herbert's Unterstüzzung dazu in den Stand gesetzt, von hier nach Bologna zurück, um dort zu bleiben, und mein Kunststudium fortzusetzen. Der edle Herbert ward von dem Anblick der guten Anstalten des dortigen Künstlerinstituts, von der Menge vortrefflicher Kunstwerke,

die Bologna besitzt, von dem Eindruck, den diese auf mich machten, und von dem Genius der Menschlichkeit, der ihn nie verläßt, dazu beseelt, daß er mir auf der Stelle eine jährliche Beisteuer von hundert Gulden anbot, wenn ich Lust hätte in Bologna zu bleiben und zu studieren. Ueberrascht von dieser unerwarteten Großmuth, konnte ich in dem Augenblicke nichts, als danken. Ich sagte Baggesen von diesem neuen Stern an dem Horizonte meines Schicksals; er war erfreut, lobte Herbert's großmüthiges Anerbieten und meinen Entschluß, es für's Erste anzunehmen, und wir sprachen ausführlicher darüber. Daß von hundert Gulden jährlicher Einnahme nicht für mich zu leben sey; daß ich es mit dieser kleinen Summe in der Tasche nicht wagen könne, mich zum Hierbleiben zu bestimmen, in einem fremden Lande, und an einem Orte, wo es nicht an jungen Künstlern fehlt, die geschickter sind, als ich, daß ich daher, wenigstens in den ersten Jahren nicht, Arbeiten für Geld erwarten dürfe, und auch selbst dann, wenn ich welche bekäme, meinen Zweck, der nicht bloß darin besteht, nur zu leben, nicht erreichen würde; daß ich ganz ohne Arbeit um Brod, mich ruhig dem Studium der Kunst überlassen, oder ferner um's Brod arbeiten und auf weitere Künstlerbildung Verzicht thun müsse;

dies war ungefähr das Resultat meiner Ueberlegungen, die mich abhielten, daß ich nicht mit beiden Händen Herbert's Antrag annahm. Herbert sowohl, als Baggesen fanden meine Einwendungen gegründet genug, und versprachen mir, diese Schwierigkeiten durch ihre Vermittelung so zu heben, daß ich in den Stand gesetzt werde, ohne Sorge für meinen Lebensunterhalt, und die daraus nothwendig entspringende Versäumniß und die Störungen im Studium, wenigstens einige Jahre in Italien leben zu können. Beide rechnen besonders auf den jungen Grafen von Burgstall, der jetzt bei Ihnen lebt, einen edlen, reichen und ledigen Mann, von dem ich, ohne irgend einen Andern, der nähere und gerechtere Ansprüche, als die er ihm selbst geben will, auf seinen Ueberfluß haben könnte, zu beeinträchtigen, eine solche Unterstüzzung wohl annehmen dürfte. Wenn ich je einen Menschen um Unterstützung ansprechen muß, so will ich dies lieber bei einem Edlen, als bei einem Großen (in dem Sinne nämlich, wie das Wort groß in der Welt gäng und gebe ist) thun. So viel ich von dem Grafen gehört, und aus Ihrem eignen Briefe an B. gesehen habe, ist er einer der edelsten, jungen Männer, und im völligen Besitze Ihrer Freundschaft und Ihrer Achtung.

Baggesen und Herbert haben mir verspro-
chen, deshalb an Sie und den Grafen zu schreiben,
B. kann in der Stimmung, worein die Nachrichten
aus Bern ihn versetzt haben, dies unmöglich jetzt
thun, und Herbert's Tugend bestehet, wie Sie schon
längst wissen, mehr im Handeln, als im Briefschrei-
ben. Um nun bald zu mehrerer Gewißheit über mein
Schicksal zu kommen, wende ich selbst, mit Bagge-
sen's Billigung, mich an Sie, und übergebe die
Entscheidung desselben, in so fern sie von Ihrem Ein-
fluß auf den Grafen und von Ihrer gütigen Anwen-
dung desselben abhängt, in Ihre Hände. Viele un-
vergeßliche Beweise des Antheils, den Sie an meinem
Schicksale nehmen und Ihres freundschaftlichen Wohl-
wollens gegen mich, geben mir ein uneingeschränktes
Vertrauen, daß Sie, wenn meine Bitte überhaupt
Statt finden kann, das thun werden, was
Sie meinem Wohle am zuträglichsten halten, und
daß Sie, wenn Sie es nicht für thunlich halten, mir
eine Bitte verzeihen werden, die ich aus Liebe zur
Kunst, nicht, um mir mein Daseyn leichter und be-
quemer zu machen, an Sie thue. So würde dann,
wenn alles nach meinen Wünschen gienge, das, was
ich mir ehemals in meinen kühnsten Hoffnungen kaum
möglich dachte, wirklich werden. Ich würde, umge-

ben von den Kunstwerken der lombardischen Schule und von den Werken Raphael's, Guido's, Tizian's, täglich mein Auge und meine Hand in der Nachbildung und Betrachtung ihrer unsterblichen Meisterwerke üben, und in der Nähe von Florenz und Rom, auch dort mit leichter Mühe meine Bildung fortsetzen können, wenn ich in den ersten Gründen mich etwas fester gesetzt hätte. O, mit dieser hellen und heitern Aussicht wird mir Italien, das ich schon jetzt paradiesisch fand, ein Himmel werden, aus dem ich einst mit geläutertem Geschmack, mit geübterer Hand und mit einem, von dem Ideale der Schönheit verklärtem Auge die göttlichen Formen der jugendlichen Vorwelt mit reinem Sinn aufgefaßt, in mein kunstbedürftiges Vaterland zurückbringen und zur Bildung Anderer darstellen kann. So flüchtig ich während unsrer Reise auch nur die vorzüglichsten Malereien betrachten, so wenig ich sie durch ruhige Betrachtung ganz verstehen lernen konnte, so viel Nutzen habe ich doch von diesem Durchlaufen durch die venezianische und lombardische Kunstschule gehabt. Vieles dämmert vor meinem Blicke, was damals in Nacht verhüllt lag, und wenn ich auch nur dann und wann unvermuthet den Schlüssel zu einer Hieroglyphe finde, so ist das Bewußtseyn, ihn gefunden zu haben, mir

doch ein Beweis, daß ich einmal diese Sprache verstehen, vielleicht noch selbst sprechen werde.

Ich eile, Ihnen jetzt noch Einiges von unsrer Reise zu melden.

Je tiefer wir in Italien kommen, je interessanter wird Alles um uns her. Jedes Fleckchen Erde ist hier bedeutend, entweder durch Schönheit der Gegenwart, oder durch den Geist der Vorzeit, der unter den gesunkenen Trümmern eines mächtigen, einst die Welt beherrschenden Volks, das jetzt kaum noch Sinn für die Größe seiner Väter hat, den Wanderer anweht. Immer wird darum Italien das interessanteste Land der Welt bleiben; auch wenn es nicht diese üppigen Fluren, diese reizenden Hügel, diese gesegneten Thäler, diesen wollüstigen Himmel und diesen ewigen Frühling hätte.

Von Triest schwammen wir in einer Barke bei fast gänzlicher Windstille in 30 Stunden den adriatischen Meerbusen hinüber nach Venedig. Wir blieben alle wohl im Schiffe, und keiner von uns hielt es rathsam, sich mit dem adriatischen Meere zu vermählen. Am 23. Februar früh mit dem grauen-

den Morgen stiegen die Thürme Venedigs vor uns aus den Wellen herauf. Nach einigen Stunden waren wir schon in den Lagunen, dieser schwimmenden Welt, und um 10 Uhr auf dem Markusplatze, in dessen Nähe wir, nach einer halbstündigen Kontumaz, uns debarkirten. Venedigs gesunkene Herrlichkeit duftete uns schon, ehe wir den Fuß ans Land setzten, entgegen, und mit zugehaltenen Nasen eilten wir über den Fischmarkt. Auf dem Markusplatze umfieng uns das Gewimmel von Masken, Müßiggängern, Seiltänzern, Bärenhäutern, Zahnärzten, Taschenspielern und Gauklern aller Art, womit er von Morgen bis Mitternacht, besonders in der Karnevalzeit, angefüllt ist. Unwillkürlich sah ich mich mitten im Gedränge nach dem Armenier um, der mir vor allem, was ich von Venedig gelesen, am hellsten vorschwebte; aber ich sah ihn nicht. Wir bezogen den Gasthof zur Königin von Ungarn, hatten noch einige Stunden mit Schiffern, Lastträgern und Mauthbedienten zu zanken, und der erste Tag gieng größtentheils mit Untersuchung der Frage hin: ob wir denn wirklich in Venedig seyen? Manche Gegenstände überzeugten uns freilich davon, aber wir fanden doch fast alles weit unter unserer Erwartung. Wir hatten die, durch tausend Reisebeschreiber gepriesenen, Herrlichkeiten Venedigs

nach einem etwas zu großen Maasstabe unsrer Einbildungskraft vorgemalt, und fanden jetzt das Gegentheil. Venedig ist, die Eigenthümlichkeiten, die es zu Venedig machen und vor allen Städten der Welt auszeichnen, abgerechnet, die stinkendste, schmutzigste, häßlichste Stadt, die ich gesehen habe. Es hat die engsten, krummsten Gassen, welche man sich denken kann, die freilich mit Marmorplatten gepflastert sind, aber dadurch doch keinen Menschen, der an Licht und Sonne gewöhnt ist, für Beraübung der Sonne und des Tageslichts schadlos zu halten vermögen, denn beide können in die meisten Gassen das ganze Jahr lang nicht hinabdringen. Freilich sind hier Palläste von Palladio und Sanforino, die ihres gleichen in der Welt suchen und Kirchen, die es werth sind, Tempel Gottes für Menschen zu seyn; freilich ist die Aussicht übers Meer, die man vom Markus-Thurme hat, über die Venedig rings umgebenden, mit schönen Kirchen und Klöstern bebauten Inseln, über die fernen Gebirge Tyrols, und über die ungeheure Stadt selbst einzig in ihrer Art; aber Venedig hat keinen Frühling, keine Spaziergänge, keine Rosenlauben; es ist eine Welt von Steinen, und ein ewiges Einerlei herrscht hier bei dem Wechsel der Jahreszeiten in der übrigen Welt. Keinem Bürger aus dieser, wenn er

nicht, von den Palläſten Italiens berauſcht, ſich und die Welt vergißt, wird es möglich ſeyn, lange in dieſer engbrüſtigen, beklemmten Exiſtenz auszuhalten; er wird ſich bald wieder nach der Terra ferma, ihren grünenden Fluren, ihren duftenden Wieſen und geräuſchloſen Hütten zurückſehnen. Dies waren oft die Empfindungen, die ſich mir aufdrängten, beim Anblicke des aus Wolluſt und Leiden, aus Reichthum und Elend, aus Nobili und Pöbel, aus Andächtigen und Narren, aus Lechzenden und Satten, aus Genießenden und Genoſſenen zuſammengedrängten Menſchenhaufens, der während des Karnevals in Entzücken und Taumel ſchwimmt, und die übrige Zeit in Druck und Elend vegetirt. In dieſen drei Monaten des Müßigganges verlieren Tauſende die Luſt zur Arbeit für die übrigen neun Monate, und werden Betrüger, Kuppler und Bettler. Von letztern wimmelt es auf allen Plätzen, auf allen Gaſſen, überall, wo ſo viel Platz iſt, daß ein Elender liegen kann, um mit ſeinen Eiterbeulen und Wunden von dem, vor Abſcheu zurückfahrenden Fremden, einige Sols zu erbetteln. Man findet ganze Gruppen dieſer Elenden, die ſo kunſtmäßig komponirt und auf den Effekt berechnet ſind, daß man den Geſchmack und den Erfindungsgeiſt bewundern muß, der Gegenſtände des Elends und

Entsetzens ästhetisch darzustellen sucht. — Wir haben alle acht Theater besucht, eins ausgenommen, wo nur Possenspiele für den untersten Pöbel gegeben wurden. Man kann nichts Blendenderes und Prächtigeres sehen, als den Glanz und die Pracht des Theaters al Fenice und al S. Gasparo, gegen welche die des Wiener National-Theaters gänzlich schwinden. Schönheit der Tänzer und Tänzerinnen, die herrlichste Musik, Schönheit und Pracht der Dekorationen und Kostüme, alles vereinigt sich durch den mächtigen Zauber so vieler zu einem Zweck versammelten Künste, den wollüstigsten Genuß zu verschaffen und alle Sinne zu berauschen.

Venedig besitzt eine Menge von Kunstsachen. Wir haben so viel gesehen, als ein Aufenthalt von acht Tagen erlaubt. Es ist nicht möglich alles, in dieser Zeit zu sehen; es ist auch nicht nützlich. Wir giengen zu Wasser auf der Brenta nach Padua, hielten uns dort nur einen halben Tag auf, giengen am folgenden nach Vicenza, wo wir zwei Tage stille lagen, und die Werke Palladio's fleißig betrachteten. Hier habe ich zuerst das Schöne in der Baukunst ganz empfunden. Vicenza's Gegenden sind herrlich und fruchtbar. Hier beginnt der Garten, den wir bis an

den Fuß der Apenninen durchwandelt sind; denn die ganze Lombardei ist zwar eine unermeßliche Fläche, deren Einförmigkeit uns oft ermüdet hat; aber sie ist in ökonomischer Rücksicht nur ein einziger großer Garten. In Verona blieben wir anderthalb Tage. Alle Gegenstände werden hier schon merkwürdiger, italienischer. Die ehrwürdigen Ueberreste des Amphitheaters, des besterhaltensten in der Welt, setzten uns in süßes Staunen. So ein Werk, gegen das unsere neuern Palläste und Schauspielhäuser nur Kartenhäuschen sind, konnten Menschenhände aufthürmen! Hier stieß Erhard zu uns. Er war schon den Tag vorher angekommen; mit ihm wuchs das Interesse unserer Reise um ein Großes. In Mantua besahen wir bloß den Pallast del T., wo Julius Romanus in seiner kühnen Größe glänzt; sein Riesensturz, der einen ganzen gewölbten Saal, die Decke mit den vier Seiten, einnimmt, welche zusammen nur ein großes Gemälde ausmachen, zeigt, daß er würdig ist, Raphaels Liebling und Schüler zu seyn. Von da fuhren wir in zwei Tagen bis Modena, eine der schönsten Städte, die wir bis dahin gesehen hatten, brachten anderthalb Tage mit Besichtigung der dortigen Kunstwerke und der Stadt zu, und fuhren nach Bologna hinüber, das nur vier Meilen entfernt ist. Hier ha-

ben wir in zwei Tagen mehr Schönes gesehen, als wir fassen konnten. Es wären so viel Monate nöthig gewesen, aber wir konnten jetzt nicht länger bleiben. Baggesen sowohl, als R., haben Eile, um wieder zurück zu kommen. Hier war es, wo Herbert mir sein Anerbieten that, und hier wird es seyn, wo ich, wenn ich nur dreihundert Gulden jährliche Einnahme haben kann, durch den Aufenthalt einiger Jahre mich zu einer Wanderung nach Rom, das ich nun mit leichter Mühe besuchen kann, vorbereiten werde.

Ueber unsere Erwartung befriedigt, verließen wir Bologna und betraten auf der nächsten Station den ersten Fuß der Apenninen, über die wir, nach einer zweitägigen Reise, glücklich in Florenz ankamen. Die acht Tage, welche wir in Florenz verleben, werde ich größtentheils unter den hiesigen Meisterwerken der Kunst zubringen. Man muß sie oft sehen, um sie mit Nutzen zu sehen; bei den ersten Besuchen reißt die Neugierde uns zu sehr von einem Gegenstande zum andern fort.

Wenn Herbert von Florenz weiter nach Livorno geht, kehre ich über die Apenninen nach Bologna zurück. Ich bitte Sie, mir daher gerade nach Bologna in einigen Zeilen zu schreiben; ob ich

auf eine Beisteuer vom Grafen rechnen kann, oder nicht? So unangenehm es mir ist, Baggesen verlassen zu müssen, so glücklich preise ich mich auf der andern Seite, daß ich dem Ziele meiner Wünsche schon jetzt so nahe bin. Gott segne Sie, und erhalte Sie noch lange Zeit

Ihrem Sie ewig liebenden und verehrenden

Fernow.

Herrn Professor Reinhold.

Mailand, d. 26. März. 1794.

Als ich Ihnen aus Florenz schrieb, glaubte ich nicht, daß ich mich Teutschlands Gränzen so bald wieder nähern würde, und doch bin ich jetzt schon wieder um 50 Meilen weniger von Ihnen entfernt. Baggesen entschloß sich sogleich, nach Empfang jenes Briefes mit den unangenehmen Nachrichten zu einer schnellen Rückreise, nachdem er den folgenden Posttag vergebens auf einen zweiten Brief gewartet hatte. Wir trennten uns daher am dritten Tage nach unserer Ankunft in Florenz von unserer bisherigen Reisegesellschaft, und sind nach einer sechstägigen Reise über die Apenninen zurück durch die Lombar-

dei glücklich bis hierher gekommen. Es war meine Pflicht, sobald Baggesen es wünschte, ihm auf der Rückreise Gesellschaft zu leisten, da Herbert nicht sogleich mitgehen konnte. Baggesen, wie Sie sich leicht vorstellen können, seit dem Empfang jenes Briefes sehr unruhig und betrübt, faßte sich jedoch während der Reise, durch allerhand Zerstreuungen ermuntert, etwas, so daß er wieder für den Genuß des Schönen empfänglich wurde, und sich in Parma an einem herrlichen himmlischen Gemälde von Correggio, desgleichen vielleicht kein zweites in der Welt mehr ist, erquicken und erfreuen konnte. Die Lombardei mag ein fruchtbares, gesegnetes Land seyn, aber für den Reisenden ist sie das langweiligste unter der Sonne. Sechs Tage fortdauernd, durch unabsehbare Straßen auf einer ewigen Fläche, zwischen, Soldaten gleich, in Reih und Glied gestellten nackten Maulbeerbäumen, die noch die wenige Aussicht, die man auf einer weiten Ebene haben kann, völlig hindern und rauben, das ist das Loos dessen, der die Lombardei durchreist, die wir jetzt im Zeitraum von einigen Wochen in zwei verschiedenen Richtungen durchwandert haben, und die sich überall von Mailand bis Padua und von Padua bis Bologna völlig gleich sieht.

Noch heute gehen wir über Como, Bellinzona und wahrscheinlich über den Gotthard nach Bern. Wir hoffen in acht Tagen längstens dort zu seyn, wenn anders Schnee und übles Wetter uns keine Querstriche machen. Nach unserer Ankunft in Bern denke ich mich dort drei, oder vier Wochen aufzuhalten, um einmal wieder in Ruhe etwas arbeiten zu können und meine Takelage zu der neuen Auswanderung auszubessern, die während unsrer viermonatlichen Reise ziemlich gelitten hat. Ich habe von unsrer bisherigen Reise durch Italien, außer mehreren andern, auch den Vortheil gehabt, daß ich so viel von Sprache und Landessitte lernte, als ich bedarf, um meine Reise nach Bologna zurück, oder vielleicht gleich bis nach Rom, die ich zu Fuße machen werde, allein und ohne Gesellschaft zurücklegen zu können. Ich habe einen Freund in Rom, mit dem ich schon einmal in Lübeck anderthalb Jahre zusammen gelebt habe, einen der geschicktesten, genievollsten Künstler jetziger Zeit, obgleich er nicht so bekannt ist, als er es verdient. Er heißt Carstens, ist ein Geschichtsmaler und vornämlich ein großer Zeichner. Diesem habe ich von hier aus geschrieben, ihm meine glücklichen Aussichten, in Italien studieren zu können, mitgetheilt, und ihn zugleich um sein Gutachten gebeten, ob ich besser thue:

vorerſt noch in Bologna eine Zeit lang zu bleiben, oder gleich nach Rom zu gehen, weil ich den Umgang dieſes, als Künſtler und als Menſch gleich vortrefflichen Freundes zu nützlich und zu lehrreich für mich achte, als daß ich ihn nicht ſo bald und ſo lange, als möglich, zu genießen wünſchen ſollte. Ich hoffe dem Baron Herbert, welcher von dieſem Gedanken, der mir erſt unterwegs gekommen iſt, noch nichts weiß, wird es völlig gleich ſeyn: ob ich meine Laufbahn in Bologna oder in Rom beginne, da es darauf ankommt, wo ich am beſten und glücklichſten meine Künſtlerbildung erhalte, und ich denke, er wird mir in dieſem Punkte freie Wahl laſſen.

Ich muß Sie bitten, es nicht übel zu deuten, wenn ich in meinem letzten Briefe vielleicht etwas zu zuverſichtlich von der Unterſtützung des Grafen B— geſprochen habe. Gewiß wird mich der beſcheidne Gedanke, daß ich auf keines Menſchen Unterſtützung, am wenigſten eines Unbekannten, Anſpruch zu machen habe, nie verlaſſen, beſonders jetzt, wo ich es mehr als jemals fühle, daß ich das große Glück, welches mir ſeit Jahr und Tag durch die Liebe und den freundſchaftlichen Antheil der vortrefflichſten Menſchen zu Theil wurde, nie verdient habe, und daß ich es nur durch ſeinen möglichſt

weisen und würdigen Gebrauch verdienen kann. Und wahrlich! mein Glück soll mich nicht übermüthig machen. Ich fühle Kraft und guten Willen in mir, mit der, in der Schule des Schicksals erworbenen, Erfahrung den zweckmäßigen Gebrauch meiner Zeit und meiner Geisteskräfte so zu verbinden, daß ich mich nie scheuen darf, vor jedem Richterstuhle meine Rechnung abzulegen, und auch Sie zu überzeugen, daß Ihr Unterricht und Ihre Freundschaft für mich nicht fruchtlos gewesen sind.

Mit ewiger Verehrung und Liebe beharre ich

Ihr treu ergebenster

Fernow.

Aus Fernow's Tagebuche.

Lugano, d. 2. März 1794.

Einer der herrlichsten Tage dieser Reise und meines Lebens! Doppelt schön nach der langweiligen Reise durch die ewige Ebene der Lombardei. Früh um fünf Uhr auf, die Sonne, noch hinter den Bergen, röthete den mir gegenüber liegenden Berg mit ihren ersten Strahlen, als ich das Fenster öffnete, und mit allen Sinnen neues Leben aus der reinen, stärkenden

Alpenluft einsog. Welch eine reizende Lage hat Como! Wie lieblich liegt es hier am letzten südlichen Busen seines Sees, zwischen fruchtbaren, schattigen Bergen! Wie glänzen die weißen Landhäuser gegenüber im Spiegel des stillen Sees.

Um sieben Uhr fuhren wir mit demselben Betturino, der uns gestern von Mailand gefahren hatte, von Como ab. Der Weg geht etwas um die Krümme des Seeufers hinter den schönen Landhäusern der Milaneser fort. Einige hundert Schritte vom Thore kommt man nach Chiasso, dem ersten schweizerischen Dorfe. Wir dankten Gott herzlich, daß wir aus dem unseeligen Kaiserlande wieder auf Schweizerboden waren. Die Gegend verschönert sich, je weiter man kommt, fast bei jedem Schritte. Gebirge mit fruchtbaren Alpen, wohlangebaute Thäler, ganze Dörfer an und auf den Bergen umher, furchtbare Felsen machen eine reiche und reizende Landschaft. Ein pittoresker Felsen, durch die Beleuchtung des Morgenlichts noch schöner, zog unsre Aufmerksamkeit auf sich. Auf seiner schroffen Höhe stand die morsche Ruine eines alten Zwingers, und in der senkrechten Tiefe, über sechzig Klaftern darunter, ein in den Felsen gehauenes Haus mit zwei Fenstern und einer Thüre. Immer

mehr und mehr kamen jetzt am fernen Horizonte vor uns gegen Norden die halb in Wolken gehüllten, beschneiten Gipfel höherer Berge hervor. Um zehn Uhr erreichten wir Capo di Lago, ein kleines Dorf, das am Fuße jenes malerischen Felsens liegt. Von da fährt man über den Luganersee acht Millien weit nach Lugano. Hier bezahlten wir unsern Vetturino und fuhren in einem zweirudrigen Fahrzeuge vom Ufer ab, das niedrig und lieblich ist. Der See ist von hohen Gebirgen gegen Morgen und Abend eingeschlossen, und die Wellen bespülen oft unmittelbar die schroffen nackten Felsenwurzeln. Rechts auf einer schönen, fruchtbaren Alpe liegt das niedliche Dorf Rovio; eng auf einem Fleck zusammen, und einzelne Hütten hängen neben uns unter der hohen dräuend überhangenden Felsenwand. Zwischen dieser und dem Hügel, auf welchem Rovio liegt, stürzt sich ein Wasserfall aus einer Felsenschlucht, vielleicht einige hundert Fuß tief, herab. Wir sahen ihn, wie einen weißen Silberstreif, herab stürzen und hörten sein fernes Brausen. Jetzt wird die Perspektive über den See hin immer schöner, sechs bis sieben verschiedene Gründe erheben sich nach einander, und den Hintergrund schließt ein in die Wolken hinaufragendes Schneegebirge. — Der Wiederschein der Berge auf der glatten Spiegelfläche des Sees war

herrlich. Lang streckt sich die Felsenwand gegenüber aus. Auf ihrer südlichen Spitze liegt hoch und weit umherschauend eine Kapelle, S. Salvador, unten auf einer Landzunge Contino und Melide. Sobald man den See enger zwischen den ersten beiden Bergen passirt, zeigt sich gerade vor ein neuer noch schönerer Prospekt. Man kommt Bissone zur Rechten vorbei, passirt die Landzunge von Melide, der Monte di S. Salvador wird immer schroffer und erhabener, und hinter ihm blickt in der Ferne über den See ein kleiner Theil von Lugano hervor. Jetzt öffnet sich rechts hinein, und hernach wiederum links, ein Arm dieses schönen Sees. Beide sind mit Bergen umschlossen, hoch und schroff, schwarz und schaurig. Zur Rechten kommt man Campione vorbei, ein schönes Dorf, dessen Häuser Arkaden haben, und am jenseitigen Ufer vorn an der Spitze Castagnola und weiterhin diesem gegenüber Gaudrio. An einer nackten Felswand, die beinahe unmittelbar vom Flusse bespült wird, liegt Copaino, wo die Luganeser in dem Felsen ihre Weinkeller haben.

Um halb Eins kamen wir zu Lugano, das sich immer freundlicher vor uns ausbreitete, mit vollem Winde an. Wir staunten den von dieser Seite un-

gewöhnlich schroffen und jähen St. Salvador, während unsers Annäherns noch immer an, und waren entzückt über die unaussprechliche Herrlichkeit dieser Landschaft, die so viel Großes, Schönes und Reizendes in ein unbeschreibliches Ganzes vereint. Die Hügel hinter und seitwärts Lugano sind ausnehmend fruchtbar. Man findet hier Kastanienwälder, Del- und Cypressenbäume, und längs unsrer Fahrt, überall, wo niedriges Ufer war, lachten uns blühende Gärten an, in denen besonders häufig die Pfirsichbäume mit den schönen rothen Blüten sich auszeichneten.

Wir hatten den heitersten Himmel, und das herrlichste Frühlingswetter. Den See kräuselte ein frischer Südwind. Ueberall machte die weiße Farbe der Landhäuser, die in der Ferne oft nur wie ein weißer Punkt aussahen, mit dem Dunkel der Berge einen schönen Kontrast. Nirgends, als über Seen und in perspektivischen Aussichten, wo mehrere Bergreihen hinter einander hervorragen, sieht man so schöne duftige Fernen und den ganzen Zauber der Luftperspektive.

Polegio, im Liviner Thale d. 28. März.

Um sechs Uhr gieng es in Begleitung unsers Vetturino mit zwei Pferden, eins zum Gepäcktragen und eins um abwechselnd darauf zu reiten, fort aus Lugano. Um Mittag erreichten wir Bellinzona, eine zwischen Hügeln eingeschlossene Stadt, am nordöstlichen Ende des Maiendiner Thals. Auf den Hügeln, die es umgeben, liegen drei Bergschlösser, die den drei demokratischen Kantonen Schweiz, Uri und Unterwalden gehören. Wie man aus Bellinzona kommt, führt der Weg in's Thal Riviera über einen Fluß, welcher sich nahe dabei in den Tessin ergießt. Zur Linken strecken sich hohe, lange, düstre Berge, das Thal entlang; zur Rechten der Monte claro, der immer schöner wird, je weiter man kommt, und eine Länge von wenigstens zwei Stunden hat. Wir trafen auf einen außerordentlich malerischen Wasserfall, den ersten, welchen wir auf diesem Wege sahen. Bald kamen mehrere, wir hätten deren über ein Dutzend zählen können, die zum Theil in einer Höhe von mehr als tausend Fuß über die verschiedenen Terrassen der Felsen, vorzüglich des Monte claro, herabstürzten und sich tiefe Höhlen und Klüfte in die Berge gewühlt hatten. Es ist ein ewi-

ges Tönen in diesem Thale. Nahe am Monte claro thürmt sich eine der schroffsten, furchtbarsten Pre-
zipissen senkrecht über tausend Fuß. Unten überall Spuren der Zerstörung und herabgestürzten Felsenblöcke, Häusergroß, zum Theil schon mit Bäumen bewachsen. Die Sonne gieng herrlich unter; hinter uns lag der Mons Kennet (Cenere) mit seinen vielen Schneegipfeln, von der Abendsonne beleuchtet. Wir konnten uns, wie einst Sulzer, an dem Monte claro nicht satt sehen, denn er ist unbeschreiblich reich und mannichfaltig. Die vielen Bergschichten über einander gethürmt, schön bebaut, oder mit Wäldern bedeckt, die Wasserfälle, Felsenstürze, alles dies erfreut und beschäftigt unaufhörlich. Der Nachbar des Monte claro ist furchtbar mit seinen gewaltigen Wänden, schroffen Abgründen und seinen in Wolken gehüllten Gipfeln. Wir reis'ten bis zum späten Abend und kamen mit einbrechender Nacht an's Ende des Valle Riviera und jetzt ins Valle Leventina. Düstre Schatten und Nebel zwischen den Bergen verstärkten den Eindruck dieser gewaltigen Massen. Ich möchte diese Fußreise im Mondlichte machen. Am Eingange des Liviner Thals kommt man vermittelst einer hölzernen Brücke über den kleinen Fluß Blegno, der, aus dem Valle Blegno

strömend, sich mit dem Tessin vereinigt. In Polegio schlugen wir unser Nachtquartier auf, wo wir teutsche Wirthsleute fanden.

Airolo auf dem Gotthard. d. 29. März.

Erst um halb sieben Uhr brachen wir auf, denn unser Vetturino eilte nicht. Die Sonne stand noch hinter den Bergen, aber der Morgen war nicht kalt, und wir athmeten reine erquickende Bergluft. Gleich Anfangs ist das Liviner Thal weit enger, als das von Riviera, welches wir gestern verlassen hatten. Der Tessin rauscht erzürnt über Felsenstücke, und nimmt die vielen Waldwässer und Bergströme mit auf, die überall von den Felsen herunter stürzen und ewig mit ihm in diesem Thale brausen und tönen. Das Ganze trägt einen wilden, romantischen Charakter, der mit jedem Schritte weiter zum Erhabenen übergeht; das Thal wird immer enger, die Bergwände jäher, der Tessin wüthender, die herabgestürzten Felsenberge häufiger. Ganze Felsenwände sind hier hinabgesunken in den Strom, haben sich unter einander in Graus und Trümmer zerschmettert, und der erzürnte Tessin kämpft wüthend mit ihnen um sein Bette, das sie ihm überall verengen. Er dringt donnernd mit sei-

nen graulichen, halb in Schaum zerpeitschten, Wogen überall durch, und der ganze reißende Strom bildet nur eine, durch unzählige Felsen hinstürzende, Kaskade. Das Thal geht so sehr bergan, und der Fall ist so beträchtlich, daß eben so wohl dadurch seine reißende Schnelligkeit und Wuth, als durch die, sein Bette einengenden Felsen vermehrt wird. Wir passirten in drei Viertelstunden Bodio und kamen bald darauf nach Giornico, teutsch Zernis, das gerade an der merklichst erhabenen Stelle des Thals liegt. Das Städtchen ist zu beiden Seiten des Flusses hingebaut. Ueber letztern führt, sobald man wieder herauskommt, eine schöne Bogenbrücke. Jenseits, links stürzt vom Felsen in mehreren Fällen ein Wasserfall. Immer schrecklich erhabener. Der ganze Strom ein Wasserfall, ein stäubender, schäumender, donnernder Milchstrom. Welche Felsenmassen! Welche Wasserfälle! Welche unabsehbare, hohe, breite, senkrecht wie Mauern und Thürme gen Himmel strebende Felsenwände! Wie eng und eingeschlossen das Thal! Kein Ausweg ist dem Auge sichtbar; selbst die Stelle des Eingangs verbirgt und schließt sich.

Die Brücke von Giornico ist kühn und herrlich über den stürzenden Strom geworfen. Wir hiel-

ten einige Augenblicke hier. Man kommt jetzt von der so lange betretenen rechten Seite des Flusses auf die linke, aber nur auf kurze Zeit, denn bald muß man wieder vermittelst einer andern Brücke hinüber. Eine gute Stunde von Giornico sind die herabgestürzten Felsenkolossen am ungeheuersten. Jedem fällt hier der Streit Jupiters mit den Titanen und ihre auf einander gewälzten Felsengebirge ein, und um so mehr, da Julius Romanus kühner Felsensturz uns noch im frischen Andenken war. Rechts, hoch auf einer Felsenspitze, über einem furchtbaren Prezipisse, hat die Andacht eine Kirche gebaut. Ein Dorf, Calonico, liegt dort oben. Romantisch einsamer ist wohl nichts, als das Thal mit den senkrechten Felsenmassen. Jetzt kamen wir über eine zweite Schauerbrücke, erklommen den Felsensturz, welcher zur Seite der Brücke lag, und an dem die menschliche Kühnheit den weiten Bogen der Brücke geworfen hatte, und staunten lange in den weiten brausenden Sturz hinab. Der Vetturino mußte mit den Pferden vorausgehen, damit wir ungehindert weilen könnten. Durch eine Krümmung des sich immer verengenden Thals kamen wir zur dritten Brücke. Hier ist die ewige Wohnung des Entsetzens. Furchtbarer habe ich bis jetzt nichts gesehen. Wer wagt es, das Unbeschreibliche zu be-

schreiben? Nur einige Züge zur Erinnerung, wenn dieser Donner verhallt, wenn diese heiligen Schauder, diese Scenen des Entsetzens durch andere Gegenstände aus der Einbildungskraft verdrängt werden. Wir hörten den verstärkten Donner des Stroms; wir erblickten ihn mit Erstaunen in einer schwindelnden Tiefe, zwischen Felsen eingeengt, durch die er sich schäumend in mehreren heftigen Fällen hindurchdrängt. Wir wälzten große Steine in den brausenden Abgrund, die bald von der Gewalt des Stromes zermalmt wurden, und den Schaum roth färbten. Mit jedem Schritte nimmt dies erhabene Schauspiel an Größe zu, man kann nicht sprechen, das Jauchzen des Entzückens verhallt in diesem tausendstimmigen Donner, die ganze Natur zittert in diesem Thale des Schreckens. Die weit überhangenden Felsen, die unabsehbare, senkrechte Wand vor uns, der höchst kühne, bewundernswürdige Weg, durch Felsen gehauen, über den alles erschütternden und zerstörenden Strom aufgemauert; die Spuren der Verheerung, Lavinen, die traurige kleine Kapelle an der Krümmung des Weges, gewaltige Felsen, die den Strom einengen, und durch seine Gewalt geglättet und geschliffen werden, die Ewigkeit dieses großen Schauspiels; alles dies erregt die Kräfte der Seele in ihren innersten Tiefen; es ist das

Bild der Ewigkeit. Die sinnliche Natur schaudert zusammen in ihrer Nichtigkeit, aber der freie Geist jauchzt bei diesem großen Anblick.

In Dacio hielten wir Mittags, und brachen um halb vier Uhr wieder auf. Wir waren jetzt in die Region des Schnees gekommen, der hier ziemlich häufig lag. Das Thal gewinnt hier einen sanfteren Charakter, der Tessin fließt ruhiger, und der Weg geht allmälicher bergan. Zwei Stunden weiter kommt man über eine Brücke, abermals auf die rechte Seite des Flusses und geht fort bis dahin, wo sich das Liviner Thal endet Ein erhabenes Felsenthor, würdig der Eingang in diesen Tempel der Natur zu seyn, verschließt es hier. Die Felsen stehen alle senkrecht auf ihren Lagen; sie sind von beträchtlicher Höhe, und machen hier einen schönen Effekt. Eine Viertelstunde von diesem Thore liegt Airolo, das durch die vielen Reisenden und als das letzte italienische Dorf von dieser Seite bekannt genug ist. Wir kehrten im Wirthshause zu den drei Königen ein. Die Familie des Wirths ist aus einem alten schweizerischen Geschlechte, und von eignem Schrote und Korne Wir unterhielten uns mit der Tochter des Hauses, die Teutsch, Italienisch und Französisch mit gleicher Fertigkeit spricht. Ihr Vater,

die Mutter, die 17 Kinder geboren hat, und noch bei vollen Kräften ist, ihr Großvater, ein ansehnlicher Alter, lebhaft, feurig und brav, und ihres Großvaters Vater, 99 Jahre alt, leben noch Alle, sind stark und gesund, und die beiden Mädchen sehen aus, als ob sie eben so unvergänglich wären. Dazu kommt ein französischer Schriftsteller mit kleinen, ungewöhnlich freundlichen Augen, der sich seit zehn Monaten hier aufhält und schreibt.

Airolo. Sonntags d. 30. März 1794.

Hier sitze ich der aufgehenden Sonne gegenüber, die ihre röthlichen Strahlen hinter den hohen Schneebergen voraussendet, und uns wieder einen herrlichen Tag verspricht. Der Himmel ist rein, die Luft kühl und erquickend, ohne kalt zu seyn, obgleich wir uns mitten in den Regionen des Schnees befinden. Ich bin in hoher Erwartung der Wunder des heutigen Tages, die uns der Gotthard aufdecken wird.

---

urseren.

Um sieben Uhr von Airolo fort. Zwei Kaufleute, der eine aus Altorf, der andere aus Luzern, ein französischer Marquis oder Chevalier, der sich für

einen Maler ausgab, B. und ich waren die Reisegesellschaft. Die beiden Kaufleute und B. zu Pferde, ich und der Chevalier zu Fuße. Immer die Gotthardsstraße hinan, immer höher und höher. Bis wir in die Tannen hinauf kamen, war der Weg noch bloßes Steinpflaster. In den Tannen fieng der Schnee an, der bald einige Fuß hoch die Straße bedeckte. Zur Noth war Bahn für Fußgänger, und des Steigens gewohnte Pferde. Nach verschiedenen Schlingungen an der Bergwand, kommt man in's Thal Tremolo. Der Schnee war hoch in den Klüften zusammengetrieben, und der Tessin völlig davon überdeckt; wir hörten den unsichtbaren nur rauschen. Die Brücke, über die wir kamen, war ganz eingeschneit, und verlor dadurch das Schreckliche, was ihre Abgründe sonst haben mögen. Immer höher hinauf, der Weg mit jeder Krümmung verschneiter, grausender und jäher die Abstürze. Die schroffen Felsenzacken der umher liegenden Berge waren nicht viel höher, als wir jetzt. Der Luzerner Kaufmann ritt rasch auf seinem guten Pferde fort, er war eine Strecke vorauf. Der Altorfer Kaufmann, der Chevalier, B. und ich folgten hinter einander. Wir sprachen über die Möglichkeit, den Gotthard zu Wagen zu passiren und von dem Engländer, der dies halsbrechende Wagestück glücklich

ausgeführt haben soll. In dem Augenblicke stürzte nahe vor uns der Altorfer Kaufmann durch einen Mißtritt seines Pferdes. Es kam dadurch aus dem Gleise, glitt und stürzte über den Abgrund. Entsetzlicher Anblick! Starres Schrecken ergriff mich im ersten Augenblicke unwillkürlich, im zweiten sprang ich zum Pferde, und ergriff es am Schweif. B. schrie: Lassen Sie das Pferd zu allen Teufeln und retten Sie sich! Dies bestimmte den Kaufmann, der noch halb unter dem stürzenden Pferde lag; er arbeitete sich heraus, riß sich auf, und hielt das Pferd aus allen Kräften am Zaum, der Chevalier am Fuße, umsonst, wir konnten das hülflose, mit dem ganzen Leibe herabhängende, Thier nicht halten. Der Kaufmann war glücklich aus den Steigbügeln, und kaum stand er frei, als das Pferd völlig herabstürzte, sich noch retten wollte, wieder überstürzte und sofort den schrecklichen Abhang mit fürchterlicher Langsamkeit hinab, bis auf einen hervorragenden, gegen hundert Fuß hohen Felsblock, von dem es unaufhaltsam hinab fiel. Wir waren alle von dem schrecklichen Vorfall erschüttert, der Kaufmann leichenblaß, selbst nicht wissend, was er that und thun wollte. Wir wurden jetzt über das Außenbleiben unsers immer noch trödelndeu Betturino unruhig, und zugleich begierig zu sehen, ob das

Pferd lebendig oder todt, ganz oder zerschmettert hinab gekommen sey, stiegen wir die Straße wieder hinab bis unter den Abhang des Felsens, wadeten im tiefen Schnee an der Bergwand herum, bis an eine Stelle, wo wir das Prezipisse und das Pferd liegen sehen konnten. Der Sattelriemen war zersprungen, der Sattel lag allein, das Pferd einige Schritte weiter noch lebend, aber unvermögend sich zu rühren, auf dem Schnee. Jetzt sahen wir auch tief im Grunde unsern Vetturino heraufkommen; hielten also für's beste, langsam vorauf zu gehen. B. gieng von dem Vorfall an zu Fuße. Wir wurden überzeugt, daß es weit sicherer sey, sich unsern eignen Beinen, als einem unvernünftigen Thiere anzuvertrauen, und daß es unverzeihliche Gemächlichkeit sey, den Gotthard hinanzureiten. In einer Viertelstunde kamen wir zur zweiten Brücke, beinahe oben auf dem Berge. Hier hielten wir eine Zeit lang. Ein Transport junger Schweizer, die als Rekruten nach Spanien giengen, tanzten singend und jauchzend von der obern Höhe des Gotthard herab und brachten Leben und Freude in diese Wüste. Lauter schöne, gesunde, lebhafte Leute, denen Muth und Feuer aus den Augen blitzte. Wir stiegen noch den übrigen Theil des Berges hinauf und erblickten zu unsrer größten Freude nicht fern

von uns das Hospital, wo so mancher ermüdete, verklommene Wanderer schon neues Leben und freundliche Pflege fand. Unser Luzerner Kaufmann war schon da, und hörte verwundert unser Abentheuer an. Ein Kapuziner öffnete uns die Thür; wir giengen hinauf in's Zimmer, banden die Pferde draußen an und wollten hier auf die Andern und unsere Sachen warten. Die Luft war gelinde; aber Nebel und Wolken verhüllten überall die Aussicht auf die schroffen Spitzen des Gotthard, und der Schnee bedeckte die ganze Fläche des Berges. Weder die Seen, noch die großen, hier herumliegenden Steine, die wie vom Wasser abgeschliffen und rundlich seyn sollen, noch den schroffen Pettina, den B. einst mit Lebensgefahr erklommen hatte, konnten wir sehen. Allmälich kamen die Zurückgebliebenen und brachten uns die Nachricht, das Pferd habe das Rückgrath zerbrochen und sey nicht zu retten. Es war zehn Uhr, als wir ankamen; der Vorfall mit dem Pferde hatte uns beinahe eine Stunde aufgehalten. Kurz ehe wir fortwollten, kam Pater Lorenzo, B — s Bekannter, der hier schon gegen dreißig Jahre gelebt hat. Er war mir ehrwürdig, weil er sein ganzes Leben hier auf diesem öden, menschenleeren Berge der Rettung und Pflege Verunglückter opfert. Er hatte mehr Wärme und Herzlichkeit, als der andere, welcher ruhiger und

kälter schien. Jetzt gieng es in einer, durch alle Vorfälle dieses Morgens und durch den Himmel nahen Ort, auf dem wir uns befanden, exaltirten Gemüthsstimmung, die wegen glücklich überstandener Gefahr bei mir mehr froh, als düster war, in einem Tage die jähe, gleitende Schneebahn hinab; das Dorf = Hospital, unten am Gotthard, vorbei, nach Urseren, wo wir um halb ein Uhr allesammt glücklich eintrafen. Die Reiter kamen eine halbe Stunde später, als wir Fußgänger. Nach Mittag setzten wir unsere Reise durch das, bald unter Urseren sich öffnende, enge, furchtbare Felsenthal, die Schöllener, fort, das eigentlich nur eine tiefe, von der Reuß durchbrochene Bergspalte ist. Wir kamen durch das Urner Loch. Kühn durch die Felsenwand gebrochen, ist es von der Höhe, daß ein Mann zu Pferde durchreiten kann, und etwa achtzig Schritte lang. Wo die Felsen am schroffsten und höchsten, das Thal am engsten und schauerlichsten ist, kommt man von der Felsenwand ziemlich jäh hinab. Die Straße krümmt sich, und führt über den, mit übermenschlichen Kräften zwischen den beiden Felsenwänden gebauten, kühnen Bogen, die Teufelsbrücke. Die Reuß drängt sich schäumend und donnernd oberhalb der Brücke durch die enge Felsenwand und brauf't in der schwindelnden Tiefe in un-

zähligen Fällen fort. Die Brücke zittert von der heftigen Bewegung der Luft und die Felsenwände scheinen von dem Donner des wüthenden Stromes zu beben. Entsetzen und Entzücken ergriffen mich wechselnd bei dieser furchtbar erhabenen Scene. Was sind alle die schauerlichen Scenen des gestrigen Tages? Was ist das Wüthen des Tessins gegen das Wüthen und Brausen der Reuß? Ein Kampfspiel gegen eine rasende, blutige Feldschlacht. Nirgends sah ich die Natur so furchtbar, so entsetzlich! Hier ist nur Verwüstung und Zerstörung; hier blüht kein Baum, tönt kein Vogelgesang. In den Schatten der Felsen nur stehen düstre Tannen mit ihrem ewigen Grün. Unten stürzt sich der Strom über und durch Felsentrümmer zwischen den kahlen Felswänden. Wir rollten Steine hinab, hörten aber ihren Fall nicht, er verlor sich in dem donnernden Schäumen. Der Nebel sank dichter und dichter in das Felsenthal herab. Wir sahen die schwindelnden Spitzen nicht. Wir rissen uns los von dem erschütternden Schauspiele, und giengen mit hochklopfendem Herzen weiter die Felsenstraße hinab, die hier sehr bergunter geht. Immer fortdauernder Anblick der Zerstörung. Alles scheint in Schutt und Trümmer zusammengestürzt; ein unabsehbares, gräßliches Chaos! Wir ka-

men endlich auf Obergestinen. Dann und wann ein Blick des Lebens, eine Felsenblume, ein grüner Fleck auf nacktem Felsen. Itzt erreichten wir Wesen. Mehrere kühne Bogenbrücken wölben sich über den fallenden Donnerstrom. Hinter Wesen ist der Pfaffensprung; eine Brücke, welche über die zusammengedrängte Reuß und über schreckliche, zackige Abgründe, halb mit Tannengebüsch verdeckt, das den Hinabblick noch schauerlicher macht, führt. So geht es fort, unaufhörlich durch Felsentrümmer, unter Abhängen, über Abgründen, immer den donnernden, in Schaum aufgelöst'en Strom zur Seite, bald zur rechten, bald zur linken. Unterhalb Wesen führt die Straße in Tannenhaine, die halb von Felsen zerknickt, oder auf Felsentrümmern gewachsen stehen. Hier scheint die Natur weniger nackt; aber das Ganze wird dadurch nur düsterer. Nacht brach ein, Wolken rollten sich an den Bergen zusammen, Nebel dampfte aus den Klüften hervor, wie Rauch aus einem Kohlenmeiler, und hieng zwischen den Tannenwipfeln. Die Nacht drohet hier in allen ihren Schrecken. Oft konnten wir bei einer schnellen Wendung den Weg in einer Entfernung von zehn Schritten nicht erblicken. Höher stiegen wir den dichten Waldberg hinan; die Reuß sank tiefer in die Felsen hinab, so tief, daß

wir kaum ihren Donner mehr vernahmen. Wir kamen über einige gräßliche Lavinentrümmer, die die Brücken überschüttet, und den ganzen Abgrund ausgefüllt hatten. Sicher wandelten wir hinüber. Wo eine Lavine sank, da sinkt keine wieder ohne neuen Schnee. Immer gieng es unter gestürzten, zerschmetterten Tannen und Felsen, neben brausenden Waldströmen und zerstörten Wohnungen fort; es war dicke schwarze Nacht; Lavinen donnerten in der Ferne; wir giengen wieder bergab, ohne den Weg zu sehen. Das Thal scheint mit einem Male geschlossen. Eine hölzerne Brücke führt über den tiefen Abgrund. Endlich nach vielem Steigen bergab kamen wir glücklich nach Am Steg. Es liegt an einem reißenden Waldstrom, der dieses Dörfchen schon mehrmals verheert, aber die dreisten Bewohner nicht verhindert hat, sich immer auf's neue wieder anzubauen und der zerstörenden Natur zu trotzen. Wir fanden die Reiter schon drei Stunden unserer harrend, denn wir waren sehr langsam gegangen. Der Menschenschlag ist hier groß und schön; reizende, große, wohlgewachsene Schweizermädchen. Welch ein Abstand zwischen den gelben, hagern, halbverdorrten, schmutzigen Landmädchen der Lombardei! Blond, blauäugig, von weißer, zarter Haut und blühender Farbe, waren von Airolo an fast alle

Schweizerinnen, die wir sahen. Ueberhaupt verändern sich alle Gegenstände, wie man den Gotthard passirt. Jenseits verliert die Natur nie ganz ihren Reiz, dort ist die Vegetation noch nirgends erstorben. Blühendes Leben überall in der sogenannten leblosen und trauriges, welkendes in der belebten Natur. Hier von allem das Gegentheil. Die leblose Natur wild, rasend, zerstörend; die lebendige wacker, herzlich, entzückend, Leben und Liebe athmend.

In Am-Steg endet dieses Schauerthal. Von da bis Altorf und Fluelen, an den Ufern des Vierwaldstädter Sees, ist die Gegend nicht mehr so wild; hier sind wieder grünende Matten, blühende Bäume und Gesang der Vögel. Die Reuß tobt nicht mehr, sondern strömt mit geflügelter Eile in den See. Wir fuhren von früh Morgens bis Nachmittags um fünf Uhr die Länge des Sees herab bis Lucern, hatten gutes Reisewetter und glückliche Fahrt. Von Luzern langten wir in zwei Tagen in Bern an.

Und so ist unsere erste Reise glücklich geendet. Manches, worauf ich mich so sehr freute, was die Phantasie mir nach ihrer Willkür vormalte, steht jetzt, wenn gleich weniger reizend, doch wahrer vor

meiner Seele. Vieles hat meine Erwartnng getäuscht, vieles sie übertroffen. Die Natur ist in diesem Theile von Italien nicht so schön, als ich erwartete, aber die Kunstwerke haben mich ausgesöhnt mit der langweiligen Ebene der Lombardei und die Schönheiten Venedigs mit seinen Häßlichkeiten. Meine Neigung zur Kunst ist durch den Anblick so vieler Meisterwerke leidenschaftlicher, mein Geschmack reiner und kritischer geworden und ich darf hoffen, daß mein längerer Aufenthalt in Italien mich in den Stand setzen wird, kein bloß handwerksmäßiger Künstler zu seyn.

Auszug eines Briefs von Fernow an Herrn Nauwerk in Ratzeburg.

Bern, d. 16. April 1794.

Theurer, innigst geliebter Nauwerk!

In der Vermuthung, Dich jetzt wieder unter Deinen väterlichen Laren zu finden, schreib ich Dir nach Ratzeburg. Nach meiner Rechnung ist Deine akademische Laufbahn jetzt zu Ende, wenn Du sie nicht vielleicht auf's Neue verlängert hast. Die Glorie Deines Jugendlebens ist jetzt untergegangen; aber freue Dich nun mit mir! Meine Sonne geht jetzt

herauf, zwar später, als die Deinige, und nach einer langen, trüben Nebelnacht; aber dafür auch desto erfreulicher und herrlicher. Wie will ich mich in ihren Strahlen sonnen! Meine Reise durch das südliche Teutschland und Oberitalien, von der ich seit vierzehn Tagen wieder, in Begleitung meines Freundes Bagesen, hierher zurückgekehrt bin, war nur die Morgenröthe des seligen Tages, dem jetzt mein Herz entzückt entgegen jauchzt. In einigen Wochen wandere ich wieder nach Italien zurück, um das innere Heiligthum selbst zu betreten, in dessen Vorhöfen ich diesen Winter mit so innigem Entzücken umherwandelte. Bald eile ich gen Rom, um meine neue Laufbahn zu beginnen. Dort finde ich auch unsern Carstens wieder, und dies macht mein Glück vollkommen. Welch ein Götterleben werd' ich dort führen! Wie werde ich meinen Durst stillen aus der lebendigen Quelle! Wuchern will ich mit meiner Zeit, mehr als der eigennützigste Israelit mit seinem Golde! Das muß ich, wenn ich noch zu etwas gelangen will, denn meine Jugend ist dahin geflohen, ehe ich mich aus dem Staube hervor arbeiten konnte; ich habe bereits die Periode meines männlichen Alters betreten, bin dreißig Jahr alt; ich muß also retten, was noch zu retten ist, ehe der Abend einbricht. Wetteifer, der

stete Anblick des Herrlichsten, was von alter und neuer Kunst dort vorhanden ist und mein Carstens, den ich mir zum Mentor erkohren habe, werden meinen Eifer und meine Schritte beflügeln. Gott sey gelobt, daß ich in diese Zukunft blicken kann! Unser Aufenthalt in Italien war nur kurz; wir mußten daher eine höchst mögliche Menge von Strahlen in einen Brennpunkt concentriren, um wenigstens einen Theil des Schönen und Vortrefflichen, was Venedig, die Lombardei und Florenz enthält, zu sehen. Dies ist mehr, als mein Auge zu fassen und mein Geist mit allen seinen Kräften festzuhalten vermochte; indeß glänzt doch das Herrlichste, das unter dem Vortrefflichen Vortrefflichste noch hell und lebendig in meiner Seele und entzückt noch in der Erinnerung. Auf meiner Rückreise werd' ich mich mit neuer Liebe daran weiden, und dem geübteren Sinne werden sich neue, tiefer verborgene Schönheiten entfalten.

Hier giebt Fernow seinem Freunde eine kurze Beschreibung seiner Reise; die wir aber weglassen, weil sie dem Leser schon bekannte Dinge enthält. Er fährt dann folgendermaßen fort:

Glücklicher Weise habe ich die Italienischen Schulen nach der Folge kennen gelernt, wie sie sich vom Niedern zum Höhern, vom Materiellen zum Geistigen, vom Reize zur reinen Schönheit erheben, und ich freue mich, daß ich die erstern über die letztern vergessen kann, daß mein Kunstsinn mehr der Schönheit, als dem Reize, und wär' er auch Titian's oder Corregio's Farbenzauber, huldigt. Die Römische Schule kenne ich noch nicht, d. h. ich habe noch nicht das Meiste und Vortrefflichste derselben gesehen, ob ich gleich den Geist kenne, der in ihr waltet. Von Raphael und einigen seiner Schüler sah ich, besonders in Bologna und Florenz, vortreffliche Werke, obgleich nur kleinere, wenn ich die von Julio Romano in Mantua ausnehme. Die herrlichsten Erscheinungen Raphael's, die ich bis jetzt bewunderte, waren einige göttliche Madonnen, unter denen die della Sedia in Florenz den ersten Rang einnimmt, und die heilige Cäcilia in einer Kirche in Bologna. Nächst Jul. Romano hat mir unter seinen Schülern Franc. v. Imola am besten gefallen. Dir den Hauptcharakter jeder Schule oder jedes ihrer besten Maler zu entwerfen, würde überflüssig seyn, da so viele Schriftsteller und Kunstkenner dies gethan haben; auch hatte ich noch nicht Ruhe genug,

die Eigenthümlichkeiten jedes Meisters zu studieren, obgleich ich den Geist und Charakter jeder Schule im Ganzen jetzt hinlänglich kenne, und von dem andern, seinem Wesen nach, zu unterscheiden vermag. In allen Theilen der Malerei als Malerei, steht wohl die Bolognesische, welche alle am besten mit einander vereint, oben an; aber als schöne Kunst erhebt sich die römische Schule über alle übrigen empor; so wie die venezianische auf der untersten Stufe steht. Die florentinische hat die Gränzlinie überschritten, die das feine Gefühl des wahren Schönen fodert; sie hat nur auf Größe hingearbeitet, und darüber Schönheit, Reiz und Grazie vernachläßigt. Wäre schönes, harmonisches Farbenspiel das Wesen der Kunst, so würde die venezianische Schule und Corregio, welcher gewissermaßen als ein Meteor für sich allein dasteht, die erste seyn, wenn man alle Kunst, so wie ehemals die Weltgeschichte, in vier Monarchien, in vier Schulen eintheilen will; allein da die Malerei keine angenehme, sondern schöne Kunst seyn soll, so steht Raphael's Schule mit Recht voran. Raphael ist eigentlich der Messias der Künstler, denn er war der Mittler zwischen den Antiken und der Natur, zwischen Ideal und Wirklichkeit, wie Christus zwischen Gott und Menschen. Er hat, ohne erstere zu

erreichen, und ohne zur letzten hinab zu sinken, aufs glücklichste beide mit einander vereinigt. Als Maler konnte Correggio allerdings beim Anblicke seiner Werke voll Selbstgefühl ausrufen: Anch' io sono Pittore! aber als Künstler muß er ihm ewig eben so weit nachstehen, als er ihn in der Kunst der Farben übertroffen hat. Farbenreiz, Anmuth, Größe und Schönheit sind die vier charakteristischen Merkmale der vier Schulen, von unten auf gerechnet. Raphael's Grazie ist edler, als die des Guido, die des Guido naiver; seine Gewänder sind mit denen des Raphael nicht zu vergleichen; seine Attituden mehr der Natur abgelauscht. Raphael entzückt, Guido rührt; Raphael begeistert die Seele, Guido schmilzt das Herz. Beide waren heitre, liebende Seelen. Raphael kühner, feuriger, gedankenreicher, lebendiger, tiefer; Guido sanfter, zärtlicher, weiblicher; nicht so schöpferisch wie jener, aber eben so unerreichbar, eben so einzig im Ausdrucke naiver, jungfräulicher Unschuld; nur anders modificirt, nach der Individualität seines Gefühls. Albani ist einer der reizendsten Maler der bolognesischen Schule; seine Kinder sind von unnachahmlichen jugendlichem Liebreiz. Er war der Maler der Liebesgötter und Genien.

In der Bildhauerkunst steht Johannes von Bologna wahrscheinlich auf der obersten Stufe unter den neuern; aber er hat mehr große, kräftige, als schöne Formen gebildet. Sein Neptun auf dem Platze in Bologna und der andere im Garten Boboli in Florenz, so wie die herrliche, kühne Gruppe, der Sabiner-Raub, die auf dem Schloßplatze in Florenz unter dem Bogen steht, gehören gewiß zu den schönsten Werken der Sculptur, besonders ist die letztere eine der vollkommensten Gruppen der bildenden Kunst.

Welche selige Stunden habe ich in der Galerie in Florenz verlebt! Hier ist die größte Antikensammlung, die es, nächst der in Rom, in der Welt giebt, in drei Korridors aufgestellt. Die Medizeische Venus, die beiden Ringer, der Beckenschläger, der Schleifer und der Apollino stehen in einem besondern achteckigten, mit einer Kuppel versehenen, prächtigen Zimmer, das die Tribune heißt, und leider nur zu wenig erleuchtet ist. In diesem Zimmer sind die Wände mit den ausgesuchtesten Werken der Malerei, von Raphael, Titian, Corregio, Pietro Perugino, Andrea del Sarto und andern behangen; aber auch diesen wäre eine bessere Beleuchtung

zu wünschen. Nächst dem ist der Saal der Niobe und ihrer Familie, vierzehn Figuren an der Zahl, der größte Schatz dieser Sammlung. Nie wird sich das Auge an diesen herrlichen Werken sättigen.

In Mailand habe ich nichts gesehen, als den ungeheueren Dom, der so groß ist, daß das Auge ihn nicht umfassen und die Einbildungskraft keinen Totaleindruck davon bekommen kann, und darum ist er ungeheuer. In Venedig aber ist er schauerlich und von einer feierlichen Dunkelheit. Ich habe nie ein so großes Gebäude gesehen. Vielleicht ist die Peterskirche größer.

Nimm so mit dem flüchtigen Abrisse unserer Reise, den ich in der größten Eile schreibe, vorlieb. Wenn ich einst mehr Muse habe, werde ich meine Reise und meine Reflexionen weitläuftiger ausarbeiten; besonders denke ich in der Folge, wenn ich erst mit den Kunstwerken Italiens inniger vertraut bin, einiges darüber zu schreiben; aber nicht eher, als nach Einem fleißigen Studium und Anwendung richtiger ästhetischer Prinzipien. Ich hoffe, daß mir da mein anderthalbjähriges Studium der Philosophie und Aesthetik in Jena nach richtigern Grundsätzen, als bisher unter unsern Kunst-

kennern im Gange waren und noch sind, gut zu statten kommen wird. Denn so überflüssig dem Künstler von Genie und praktischer Uebung alle Theorien der Kunst und alle Philosophie über dieselbe sind, so unentbehrlich sind sie dem Kunstkenner, wenn er etwas Gescheides darüber sagen will. Und gewiß wird der Einfluß der kritischen Philosophie auch auf die Bildung des Geschmacks an schönen Kunstwerken wichtig seyn, wenn ihre Grundsätze von kunsterfahrnen Kennern, bei Beurtheilung solcher Werke richtig angewendet werden. In diesem Felde ist noch viel ungebautes Land, soviel auch über Kunst bisher geschrieben ist.

Lebe wohl, aus Rom schreibe ich Dir einmal wieder. Grüß alle meine dortigen Freunde. Ewig

Dein

Fernow.

Unter anhaltender Arbeit, die Brust voll Sehnsucht und Hoffnung, verlebte Fernow noch vier Monate in Bern, und trat dann zum zweiten Male den Weg nach dem Lande an, in welchem er jetzt, nach-

dem er gleichsam nur hineingeblickt hatte, um so zuversichtlicher die Vollendung seines eigentlichsten Daseyns erwartete. Er gieng in der ersten Hälfte des Augusts nach Zürich, und verließ es am funfzehnten in Gesellschaft eines jungen holländischen Malers. Seine Zeit in Bern verwendete er fast einzig auf Erlernung der italienischen Sprache und Porträte, deren er vom Anfang Aprils bis zu Ende des Juli Monats acht und funfzig zeichnete. Er versagte sich fast unentbehrliche Bedürfnisse, lebte manchen Tag nur von Wasser und Brod, um sich Reisegeld zu ersparen. Der hohe Trieb in seiner Brust, seine ungewöhnlich feste Gesundheit machten ihm jede Entbehrung zum leichten Spiel, und der kurze Vorgenuß von dem, was in Rom seiner wartete, hatte seine Sehnsucht noch glühender angefacht. Er hatte keinen Sinn mehr für die Gegenwart; alle sein Denken und Streben gieng jenseits der Alpen.

Wir theilen dem Leser noch einige Stellen seines Tagebuchs mit, welches er auch in Bern pünktlich fortführte und einen Brief an seinen geliebten Reinhold, ehe wir ihn auf seiner Wanderung begleiten.

Auszug aus Fernow's Tagebuch.

Den 18. April.

Gegen eilf Uhr ging ich auf die Schanze vor dem Obern-Thore, und sah zum erstenmale das Schwingen der jungen Landleute des Cantons Bern. Es ist eine Art von Ringen, worin sich die zur Stadt kommenden Jünglinge und jungen Männer bei gutem Wetter hier seit etwa vierzehn Tagen täglich einige Stunden üben. Eine Vorübung zu dem nahen Ostermontag, der hier in Bern durch verschiedene Aufzüge und Volksfeste gefeiert wird. Die, welche schwingen wollen, entkleiden sich bis aufs Hemde und Beinkleider. Letztere sind eigends zu diesen Ringspielen gemacht, und von den gewöhnlichen durch einen überaus starken Bund und durch die Weite an den Schenkeln, wo sie hoch hinauf gestreift werden, unterschieden. Jeder Schwinger faßt den andern mit einer Hand hinten am Hosenbund, mit der andern unten in den aufgestreiften Beinkleidern, und jeder sucht den andern aus dem Gleichgewicht zu schwingen, ihn von der Erde emporzuheben und ihn zu Boden zu werfen; aber um zu gewinnen, muß der Ueberwundne auf dem Rücken zu liegen kommen. Fällt er auf den Bauch, so ist der Sieg unentschieden. Jedes Paar macht drei Gänge mit einander, und der, welcher den

andern zweimal niederwarf, hat gewonnen. Es ist ein interessantes Schauspiel, die starke, ungeschwächte, männliche Jugend hier in der höchsten Anstrengung ihrer Kraft zu sehen, und die Alten und Mitkämpfer im Kreise umher, wie sie rathen, Beifall geben, oder hindern und schlichten, wenn einer in der Hitze des Kampfes den andern regelwidrig angreift. Viele unter den Kämpfern sind schön gebildete, wohlgestaltete Leute, mit einem durchgearbeiteten, starken, muskulösen Körper. Stärke und Behendigkeit wetteifern hier mit einander, sich den Sieg zu entreißen; denn selten ist sich ein Paar so gleich, daß sie sich nichts anhaben können. Nur ein Paar der besten und stärksten Ringer giengen, nach einem beinahe halbstündigen Kampfe, aus einander, ohne daß einer den andern zu Boden hatte werfen können. Die Leute hatten ungemein starke Schenkel und Arme, ohne plump zu seyn; nur in der Kleidung sahen sie plump und unbehülflich aus; aber entkleidet zeigen sie nichts als blühende Kraft und Behendigkeit. Wenn sie eine Zeitlang gefochten haben, bitten sie sich Trinkgelder von den Umstehenden aus, wofür sie sich mit Wein erquicken. Es wäre zu wünschen, daß dies Spiel unter allen Nationen im Schwange wäre; es stählt und kräftigt den ganzen Körper und übt den geschickten Gebrauch desselben.

Sonnabend, d. 19. April.

Ich gieng zu Hallers. Juliane rufte mir, als ich kam, entgegen, ein gewisser Baron Herbert und Doctor Erhard aus Nürnberg seyen oben. Ich hielt es für Scherz, gieng hinauf, und traute meinen Augen kaum, als ich sie wirklich da fand, alle drei, Herbert, Erhard und Rauscher. Solche frohe freudenselige Ueberraschung hatte ich lange nicht gehabt. Ich war, wie ein neu Erstandner ist, welcher seine liebsten Freunde, die er auf der Erde hatte, im Himmel wieder sieht. Ich fiel Allen um den Hals zu freudigen Willkommen. Da waren sie nun, der gehoffte Herbert, und der gefürchtete Erhard, und der weder gewünschte, noch gefürchtete Rauscher, mir Alle erwünscht und Liebe, Freude bringend, wie die Momente des Wiedersehens nur immer seyn können. H. war mit B. in tiefem Gespräch; ich führte die andern Beiden aus, um ihnen die Herrlichkeiten Berns zu zeigen, und freute mich, daß ich dies in ihrer ganzen Glorie thun konnte. Unser Abend war eine schöne Phantasie, umgeschaffen zur Wirklichkeit und zum Genusse, die uns Alle befriedigte, entzückte, und unsre Gefühle alle in einem Centralpunkt zusammen brennend machte.

D. 21. April, Ostermontag.

Diesen, der öffentlichen Freude vom Staat und Einwohner geweihten Tag, beschloß ich gleichfalls gänzlich auf Beobachtung und Mitgenuß zu verwenden, um so mehr, da unsere reisenden Freunde mich verpflichteten, ihnen diesen Tag so angenehm, als möglich zu machen. Früh um sechs Uhr wanderte ich zur Krone, und weckte die Schlafenden; hernach giengen wir auf die Platteform, und sahen noch einige Momente die Gipfel der Gebirge, die sich schon wieder in Nebel und Wolken hüllten. Das Berner Regiment marschirte mit klingendem Spiel auf den Kirchplatz, und stellte sich, um die Herrn der Republik zu erwarten. Bald kam der Zug des innern Standes an, der sich vorher im Rathhause versammelt hatte. Er zog in die Kirche. Alle Herrn schwarz, in Mänteln, und ein Baret auf dem Kopfe. Die beiden Schultesse voran, dann mehrere andere, unter denen die Weibel mit Stäben, die Seckelmeister mit rothen goldbesetzten Seckeln versehen waren. Um zehn Uhr giengen wir auf die Schanze, wo die Schwinger bereits in voller Arbeit waren. Es gelang uns, bald in die Kreise zu dringen; wir wurden gewaltig zusammengepreßt und getreten. Ueber eine Stunde sahen wir verschiedenen Gängen von geschickten Schwingern zu.

In dem Kreise, wo sich die jungen Herrn von Bern als Zuschauer befanden, waren die besten und geschicktesten, die Repräsentanten verschiedener Thal- und Bergbewohner, von ihren Landsleuten abgeschickt, die Ehre ihrer Nation zu retten. Die aus dem flachen Lande zeichneten sich durch größere Gestalt und Stärke, die Bergbewohner durch Behendigkeit aus, und Letztere entrissen oft, durch Benutzung eines schwachen Moments, den Stärkern den Sieg. Diesen gelang es fast immer, jene von der Erde aufzuheben und herum zu schwingen; aber die geschickten Wendungen Jener machte es ihnen oft unmöglich, sie zu besiegen und wenn der Sieg nicht unentschieden blieb, wurden sie fast immer überwunden, und durch einen glücklichen Schwung des Hingeworfenen, selbst zu Boden gestreckt. Ich sah zuletzt noch einen Thalbewohner mit einem jungen rothhärigen Entlibucher kämpfen, die sich wechselsweise überwanden. Der Sieger hat außer der Ehre weiter keinen Vortheil davon, als daß er mit seinem Hute von den Berner Herrn und Zuschauern Geld einsammelt. Als wir zurückgiengen wimmelten Gassen, Arkaden, Balkone und Fenster von Menschen. Ueberall Leben und freudiges Gefühl des Daseyns in jedem Gesichte. Bern in seiner vollen Glorie. Bern's Schönen in allen Fenstern, auf

allen Balkonen, die blühende, rasche Jugend des Landes auf den Gassen. Ich weidete mein Auge an den Letztern fast mehr noch, als an den Erstern. Die Tracht der Haslithälerinnen ist die schönste Bauerntracht, die ich kenne; sie hat etwas edles, idealisches. Um drei Uhr kam der Aufzug des äußern Standes, eines der interessantesten und passendsten Volksfeste, die ich je gesehen habe. Der äußere Stand ist eine Kopie, oder gewißermaßen eine Parodie des innern Standes. Die jungen Leute in Bern bereiten sich in ihm zu den öffentlichen Geschäften vor. Alle Aemter und Bedienungen des äußern Standes sind auch in ihm. Sie versammeln sich zu gewissen Zeiten, haben ihr eigenes Rathhaus, führen ihre Prozesse, alles mit einer Ordnung und Ernsthaftigkeit, die das Ganze interessant und zu einer sehr nützlichen Anstalt macht. Dieser Stand hielt jetzt seinen öffentlichen Aufzug. Voran Musiker, dann der Berner Bär, als Anführer des Zuges mit einer Hellebarte und einer Schärpe über die Achsel; er machte verschiedene Späse. Neben ihm eine, karikaturmäßig aufgestutzte, Damenfigur, die eine Satyre auf die Aristokratie zu seyn scheint; nach diesem Wilhelm Tell und sein Sohn, ersterer mit der Armbrust, letzterer mit dem Apfel auf dem Kopfe. Nach ihnen die drei

Schweizer, die den Schweizerbund gründeten, mit großen, flammenden Schwertern. Dann Herzog Berchthold von Zähringen, der Erbauer Berns; dann die dreizehn Kantone der Eidgenossenschaft, jeder mit seiner Fahne, und in der Farbe seines Wappens. Alle diese in altschweizerischer Tracht und Rüstung. Dann kam der ganze äußere Stand, alle schwarz gekleidet mit Mänteln, und ganz mit Blumensträußern und Kränzen, auf Hut, Arm und Brust garnirt; eine große Anzahl; dann die Bundesgenossen und Unterthanen, oder die zugewandten Orte, jeder in der Farbe seines Wappens und mit der Fahne, letztere wieder von einem Chor Musiker aufgeführt; alle in altteutscher Tracht. Das Ganze ein Schauspiel, das gewiß kein Schweizer mit gleichgültigen Augen sieht. Sein Herz klopft freier, wenn ihm die Geschichte der Befreiung seines Vaterlandes, und die Helden und Erlöser desselben so sinnlich dargestellt werden. Mir war der Anblick dieser alten Helden feierlich und heilig, er machte einen viel ernsteren Eindruck auf mich, als gewöhnliche theatralische Aufzüge, denen dieser sonst ähnlich war. Bei beiden Aufzügen war nichts den guten Geschmack Beleidigendes, kleinlich Gothisches. Wie er vorüber war, verströmte das Volk allmälich von den Gassen, und Jeder gieng von der allgemei-

nen Freude zu der besondern über. In allen Straßen hörte man Musik und Klang bis spät in die Nacht. Wir statteten gegen Abend dem Bären noch einen Besuch ab. E. liebte die rohe, undressirte Bärennatur, die er hier zuerst sah, und freute sich an diesen Thieren, an ihrem ruhigen, festen Gang, ihren Spielen, ihren geschickten Bewegungen und der Leichtigkeit ihres unbehülflich scheinenden Körpers. Wir brachten den Abend recht froh bei H. zu, und trennten uns erst spät.

Donnerstag, d. 22. Mai.

Ich erhielt heute einen Brief vom Grafen B. mit eingeschlossenem Wechsel von 120 Fl. ganz unerwartet. So hätte ich also jetzt 220 Fl.: ob ich davon ein Jahr in Rom subsistiren kann, weiß ich nicht; ich will es aber versuchen, und wenn es nicht unmöglich ist, möglich machen.

Fernow an Reinhold.

Bern, d. 24. Mai, 1794.

B. erlaubt mir, seinem Briefe ein Blättchen an Sie beizulegen, dem ich gern alle die Gefühle eines von Freude und Dank erfüllten Herzens aufdrücken

möchte, welche die Nachricht von Ihrer glücklichen Ankunft an Ihrem Bestimmungsorte, und der zu gleicher Zeit aus des edlen B. Händen empfangene Beweis Ihrer für mich so thätigen Güte in mir erregen. Ich bin ungewiß, ob der edle junge Mann, den Ihre gütige Empfehlung zu meinem Wohlthäter gemacht hat, es gern sehen wird, daß ich ihm selbst schreibe. B. rieth mir, Sie um die Güte zu ersuchen, da Sie doch einmal der Sachwalter des, weit über sein Verdienst glücklichen Fernow geworden sind, es auch jetzt noch zu seyn. Versichern Sie den edlen Grafen meiner innigen Achtung und Dankbarkeit und der zweckmäßigsten Anwendung des mir gemachten Geschenks. Sobald ich in Rom angelangt bin, werde ich ihm selbst schreiben, und um seine Freundschaft bitten; denn meine Wohlthäter müssen auch meine Freunde seyn, und ich fühle Muth genug, jede billige Bedingung der Erfüllung meiner Bitte im voraus zu versprechen. Ich habe nun 220 Fl., zwei Hände und einen Kopf. Sollte ich damit in Rom, wo gewiß mancher diese schätzbaren Dinge nicht hat, wohl zu rechte kommen? — Ich hoffe es. Im Hoffen nehme ich's mit Jedem auf, und auch im Oekonomisiren, wenn es die Umstände nothwendig machen. Ein Stück Brod, ein Stück Leinwand und Studium Raphaels, mehr bedarf es

in Rom nicht, mich glücklich zu machen. Meine Kosten zur Rückreise verdiene ich mir hier in Bern, und darum halte ich mich hier länger auf, als mir gemüthlich ist. An Arbeit fehlt mir's Gottlob nicht, und ich hoffe, mit dem erworbenen Viaticum meine Pilgerreise zu vollenden; ohne daß ich nöthig hätte, Unterweges nach Pilgersitte zu verfahren. Höchstens in vier Wochen werde ich von hier gehen, und etwa vier Wochen zu meiner Reise brauchen, wenn der entnervende Sirocco meine Flügel nicht etwa beschneidet. — Meine müßigen Stunden fülle ich hier mit dem Studium der Italienischen Sprache, Archäologie und dergleichen aus. Zu Letzterem habe ich hier, wider Vermuthen, eine gute Gelegenheit gefunden, und nehme noch manche Vorkenntniß zum nützlichen Studium der Antike mit, die ich selbst in Rom nicht erhalten hätte. Kurz, das Glück verfolgt mich in allen Stücken so sehr und begünstigt mein Vorhaben so trefflich, als ich's nicht erwartet hätte. Dies schreibe ich allein Ihrem Seegen zu; denn seit ich in Jena zuerst Ihre Schwelle betrat, hebt sich die Epoche meiner Glückseeligkeit für mich an, auf die ich, durch die vergeblichen Erwartungen meines halben Lebens getäuscht, bereits resignirt hatte.

Ewig, jenseits der Alpen und Apenninen, und wohin mein Verhängniß mich führen mag, Ihr, Sie treu und dankbar verehrender,

Fernow.

Auszug aus Fernow's Tagebuch auf seiner Reise nach Rom.

Zürich, d. 15. Aug. 1794.

Nachdem ich meinen Koffer nach dem Kaufhause geschickt, und die Besorgung desselben bis Altorf dem Spediteur H. — übergeben, verließ ich nebst meinem Reisegefährten, dem jungen Maler Liernus aus dem Haag, Zürich um halb 10 Uhr. Um 6 Uhr kamen wir in Zug an, und quartierten uns im Hirsch ein, wo man mich gleich wieder kannte. Mein Gefährte rief bei jeder Gegend, die flach, mit Bäumen und Gärten und Wiesen umgeben war, und die Aussicht auf die Berge versteckte: Ach, hier ist es recht Holländisch! —

Altorf, Sonnabend d. 16. Aug.

Es witterte die ganze Nacht, um halb 6 Uhr giengen wir weg aus Zug. Wir nahmen den angenehmern Weg, dem Ufer des Sees entlang. Liernus sah heute entzückt den ersten Wasserfall, und doch

war dies nur ein kleiner, während des Regens entstandener. Wir kamen vor einem heftigen Gewitterregen mit genauer Noth nach Art. Ich suchte Freund Liernus Begriffe von Schönheit ein wenig zu berichtigen, der einen aus Buchsbaum geschnitzten Vogel, den wir in einem Garten sahen, so schön fand. Sein Geschmack ist noch ziemlich Holländisch, aber sein natürlicher Wahrheitssinn, Roms Kunstwerke und die große Natur der Schweiz werden ihn sehr bald bekehren. Er hält mich für einen mächtigen Philosophen. Die Wasserfälle auf dem Rigi und die vorüberziehenden Wolken am Gipfel und der Mitte des Berges machten einen herrlichen Anblick. O, wie schön ist der Fuß des Rigi! Wir giengen, ohne einzukehren, durch Lowärz, den Weg am Ufer entlang, und an dem letzten Felsen am Ende des Sees holte uns ein Gewitter ein, das über den Rigi und den Steinerberg herüberkam. Mein Gefährte, der sich etwas verspätete, erhielt eine reichliche Ladung von dem Hagel und Regenschauer, der jetzt kam; ich hatte zu rechter Zeit die Sonne in dem Dorfe Seben erreicht, die mir hier in einem artigen Mädchen, aber in sauerem Italienischen Wein schien. Hier blieben wir eine gute Stunde lang, bis auch am Himmel die Sonne wieder schien, und giengen dann den Weg nach Brunnen zu, der sich um

den Zinkli gegen Abend zieht. Als wir eine Viertelstunde gewandelt waren, fanden wir die Brücke über den Sebenbach durchbrochen, das Wasser ausgetreten, und den Weg weit überschwemmt. Schon gewohnt, die Wege in Flüsse verwandelt zu sehen, — denn von Art bis Lowärz war schon alles überflossen, — war hier doch nicht durchzukommen. Wir mußten mehr aufwärts gehen, wo wir gleichfalls den Weg überschwemmt fanden; aber doch so, daß wir mit Durchwaden bis an's Knie, das Ufer jenseits erreichten. Hernach fanden wir guten Weg durch das liebliche Thal, auch Sonnenblicke. Um fünf Uhr waren wir in Brunnen; wir giengen gleich zum Wirthshause am Wasser, wo ein Haufe Schiffleute, auf Reisende wartend, standen. Ich hatte gefürchtet, man würde heute, des Wetters wegen, uns nicht hinüberfahren; aber es besserte sich jetzt. Wir schifften uns ein, und hatten eine herrliche Fahrt, frische, kühle Luft; hernach ward der See sogar still und glatt, wie Oel. Wir fuhren, des etwas konträren Windes wegen, links dicht an der senkrechten Felswand, die gerade das Ansehen hat, als ob sie von viereckigen Steinen aufgemauert wäre. Gegenüber kommt man hernach bald gegen den Flecken Grittli, die kleine Matte, wo Fürst, Melchthal und Stauffacher

den Bund schwuren. Es liegt unter einem waldigen Felsen, auf einer kleinen Anhöhe über dem See. Nach zwei Stunden kamen wir an die Felsennase, wo Tell's Kapelle steht. Wir stiegen aus, und vielleicht auf demselben Felsen an's Land, wo Tell aus dem Kahne sprang. Innerhalb ist die Geschichte der Entstehung des eidgenossischen Bundes in mehrern Fächern in altem Geschmack gemalt, und die beiden Schlachten bei Sempach und Morgarten. Viele Namen waren an Wänden und Altären geschrieben. Diese Verewigung aber dauert nur zwei oder drei Jahre, dann werden die Wände wieder überweißt. In einer guten halben Stunde landeten wir bei Fluelen; die Felsenwände gegen Abend waren schon düster und schwarz. Wir hatten beim Sonnenuntergange herrliche Erscheinungen von der dünstevollen Regenluft, Regenbogen und Sonnenbahnen. Wie man um den Felsen bei Tell's Kapelle vorbei kommt, erblickt man vor sich den hohen pyramidenförmigen Beistenstock, der das Schöllenen Thal vom Maderaner Thal trennt. Er hatte, wie mehrere Berge des Kantons Uri noch Streifen Schnee. Nahe bei Altorf geht zwischen den Bergen das Schächen Thal rechts hinein; durch das Maderaner Thal läuft ein Weg nach dem grauen Bunde. Diese Thäler konnte ich aus den

Bergöffnungen nur von ferne errathen; Morgen werde ich sie näher sehen. Wir wanderten, ohne uns aufzuhalten, von Flüelen fort und waren in einer kleinen halben Stunde in Altorf.

Realp, d. 18. Aug.

Früh um fünf Uhr giengen wir aus Wasen. Der Morgen war wolkig und kühl, versprach aber einen heitern Tag und hielt Wort. Nach einer Stunde waren wir in Obergesteinen, einem armen Dörfchen in einem steinigen Thale. Die Gesche stürzt mit Brausen unter einer steinernen Brücke der Reuß zu. Gleich oberhalb Gesteinen, wo der Weg sich links wieder um die Ecke windet, macht die Reuß einen schönen Fall, etwa funfzig bis 60 Fuß hoch, einen Felsensturz hinab. Wir stiegen etwa dreihundert Fuß tief hinunter, lagerten uns hart an der Seite des Falls, eine Viertelstunde lang, und sahen dem tobenden Strome zu. Die Heftigkeit, mit welcher er, seine Wogen in Schaum zerschlagend, unaufhörlich fortwälzt, ist so groß, daß man kaum, ohne schwindelnd zu werden, fünf Minuten unverwandt in den Aufruhr hinabsehen kann. Ich versuchte es verschiedene Male; die Gewalt schien immer größer zu werden.

Es war, als wälzte sich die Achse der Erde unter uns. Von hier bis zum Urner Loch hinauf, ist der Strom ein ununterbrochener, in tausend Fällen Sturz auf Sturz hinbrausender, Katarakt, und die Tannen, die bis hier noch hin und wieder an den Felsenwänden stehen, hören jetzt völlig auf. Die Felsen stehen nun kahl und schroff da, nur mit ärmlichem kurzen Rasen bedeckt, der mit nackten, zerrissenen Felswänden abwechselt. Die Seiten des Berges und die Tiefen des Thals sind mit furchtbaren Felsentrümmern überschüttet, unter denen sich der Weg bald links, bald rechts, immer aufwärts windet. Man kommt nach einer kleinen Strecke über zwei Brücken, unter denen die letzte die lange heißt. Hier windet sich der Weg von der rechten zur linken Seite fort. Wir stiegen noch zu einem schönen, schräg über Felsen herabstürzenden und an hohen Blöcken von Gestein in Schaum sich zerschlagenden Fall hinab, wo mein Freund Liernus im Herabsteigen an dem nassen, schlüpferigen Felsen hinabstürzte, und sich ein Loch in den Kopf schlug. Er erholte sich indessen bald wieder und konnte mit Vergnügen in den stürzenden Strom hineinsehen, der uns mit Regen und Wind umrauschte. Nahe vor der letzten Wendung, die der Weg in dem sich immer verengenden und erhöhenden Thale nimmt,

sieht man sich ganz von den nackten grauen todten Felsen eingeschlossen. Das lautere Toben des Stromes und das Geländer, welches den Weg am Abgrund sichert, verkündigte mir die Nähe der Teufelsbrücke, die wir auch nach einigen Schritten erblickten, und über ihr den Dampf des Falles, welchen die Reuß gleich oberhalb der Brücke macht, und der einer der heftigsten ist. Wir standen eine Weile auf und neben der schauernden Brücke. Das ganze Schauspiel war jedoch heute bei der schönen heitern Luft und im Sonnenscheine weniger schrecklich, als damals im März, am düstern Nebeltage.

Spital auf der Grimsel, Dienstag d. 19. Aug.

In Realp brachen wir früh um fünf Uhr auf, ohne zu frühstücken, und fiengen unsere heutige Promenade gleich mit einem Irrsal an, indem wir, statt bei der kleinen Kapelle rechts zu gehen, links einen Seitenweg giengen, um wieder eine Viertelstunde zurück zu müssen. Der heutige Tag begann mit dem heitersten Morgen, den ich je auf der Reise erlebte. Keine Wolke war am Horizonte zu sehen. Da, wo ein großer Gletscherbach in die Reußquelle, die im Grunde des Thals strömt, sich ergießt, ist ungefähr der halbe Weg von Realp auf die Furca. Dieser

Gletscherbach kommt zur Rechten von den Schneegipfeln der Furca herab, von denen oben ein Theil des Gletschers, welcher wahrscheinlich mit dem Rhone-gletscher oben zusammenhängt, sichtbar ist. Hier geht man eben so allmälich wieder anderthalb Stunden an derselben Seite der Bergwand hinauf bis zum Gipfel der Furca. Der Weg ist schmal und hin und wieder wegen vieler Löcher und Steine sehr uneben; wird aber doch mit Pferden bereiset. Wir trafen aber auf dieser ganzen Straße keinen Menschen, weder zu Pferde, noch zu Fuß, und außer dem gebahnten Pfade und einigen ärmlichen Sennhütten, die mehr zusammengeworfenen Steinhaufen, als Häusern gleichen, findet man auf ihr keine Spur von menschlichem Leben und Weben. Da, wo man über die Höhe der Furca kommt, ist die niedrigste Stelle derselben. Hin und wieder lag in den Klüften etwas Schnee. Auf der Höhe steht ein Pfosten mit einem Marienbilde. Hier ist zugleich die Gränze zwischen dem Urseren-Thal und Wallis. Wir erstiegen noch eine höhere Stelle zur Rechten, um die überblickenden Schneeberge besser zu sehen, die zum Theil von der Ecke der Oberalp verdeckt werden. Die Aussicht, so wie man auf die Höhe kommt, ist auf den ersten Anblick zurückschrekkend, öde und wild. Man hat wiederum ein tiefes

Thal vor sich, von dem man den Grund nicht sieht. Links zur Seite, hoch oben, den Oberalpgletscher, von dem ein Bach herabrauscht. Ueber dem tiefen Thal und den es umgebenden Alpen erheben sich zur Rechten die Schneespitzen der Grimsel. Hinter denselben das schöne Finsteraarhorn mit seinen verschiedenen Spitzen. Der höchste, völlig mit Schnee bedeckte, hoch in den Aether emporragende Gipfel, der zugleich die erhabenste Gebirgsspitze der Schweizer Alpenkette ist, zeigt sich gerade in der Mitte des Prospekts in seiner ganzen Herrlichkeit und Erhabenheit. Seine gewaltige Höhe, seine weiße und schöne Pyramidalform, die, um seine Majestät zu vermehren, von beiden Seiten noch ein kleines Horn hat, macht ihn, aus diesem Gesichtspunkte gesehen, zum schönsten Berge in der Schweiz; die Jungfrau ist nicht schöner. Das Dunkel der Gebirge, von denen die erhabenen Schneegipfel emporragen, giebt einen herrlichen Kontrast mit diesen. — Links sieht man die Kette der Wallisgebirge auf zwölf und mehr Stunden weit, unter denen die schöne Reihe der Viescherhörner sich durch Höhe, Reinheit und Schneespitzen auszeichnet. Mein Reisegefährte genoß hier zum ersten Male in seinem Leben des Anblicks der Schneegebirge. Wir sahen von dieser Höhe schon den Rhonegletscher unter

uns tief im Thale liegen. Endlich giengen wir zum Wege zurück und stiegen in's Thal hinunter. Der Weg läuft wieder schräg eine Bergwand hinab; man hat anderthalb Stunden zum Gletscher hinab zu steigen. Der Weg geht an der gegenüber liegenden Bergwand gerade in solcher Entfernung neben ihm hin, daß man die ganze gewaltige Eismasse, sowohl oben die schroffen und zackigen Eisspitzen, als den untern Berg mit seinen furchtbaren Schlünden frei und ausgebreitet vor Augen hat. Oben zu beiden Seiten des Gletschers stehen die beiden mit Schnee gefüllten Granitgipfel der Furca.

Ich war rasch vorangestiegen, und von der Ansicht des Schauspiels so hingerissen, daß ich überall, wo ich bei einer Quelle trank, etwas vergaß und zurückließ. So hatte ich mein Schnupftuch und eins, worin ich Proviant trug, an zwei verschiedenen Quellen liegen lassen. Zum Glück hatte Liernus sie gefunden und aufgenommen. Ich merkte meine Nachlässigkeit nicht eher, als dicht am Gletscher. Statt gleich zum Gletscher von der Straße abzugehen, wo ich ihn erwartete, war L. zu den, eine Viertelstunde entfernten Sennhütten gegangen. Ich saß, ihn erwartend, am Gletscher und hörte endlich sein lautes Geschrei

in weiter Ferne. Ich gieng nun zu der Hütte, wo wir Milch tranken und einen Senner zum Führer über die Mayenwand mit uns nahmen. Jetzt stiegen wir den Felsen an der Sennhütte hinauf und fiengen an zu klimmen, immer höher und schroffer, so daß wir oft mit Händen und Füßen steigen mußten. Als wir oben an die Wand kamen, riefen uns Bauern, die unten mäheten, zu, nicht an der Wand herum, sondern über dieselbe weg zu gehen. Hier ist der Weg weit sicherer; nur muß man etwas höher steigen. Unser Führer stieg mit seinen hölzernen Schuhen, wie ein Reh, über die jähe Anhöhe hin, wo oft kaum so viel Raum ist, die Spitze des Fußes anzusetzen. In einer Stunde waren wir auf der Grimsel und etwa in drei Viertelstunden im Spitale. Wilder, als diese Gegend, öder und schrecklicher, als diese Gebirge sind, welche rings das Spital umgeben, habe ich noch keine gesehen. Alles ist hier in größerem Styl, als in den Schöllenen. Die gewaltigen Felsenmauern starren ringsum himmelan, man ist wie in einer Wüste eingeschlossen. Ein grauserer Ort zur Verbannung wäre nicht zu finden.

Wir kamen um zwei Uhr im Grimselspital an, von wo wir uns bald auf den Weg nach dem

Aarfall machten. Dieser ist noch zwei Stunden vom Spital entfernt. Man geht von letzterm hinter der Felsenwand herum, an der es liegt, und kommt nun an die Aar, die eine gute Stunde von hier aus dem Lauteraargletscher abfließt. Man sieht die Oeffnung in der Felsenwand, die sie sich durchbrochen hat und hinter derselben erblickt man auch einige Spitzen des Finsteraarhorns.

Die Aar ist gleich hier und bei ihrem Ausflusse mächtiger, als die anderen Ströme in der Schweiz so nahe bei ihrer Quelle, den Rhein vielleicht ausgenommen. Sie rauscht in Fülle und Kraft durch das Kiesbette, das bei ihrem Eintritte in's Grimselthal von ihr hingespült wurde. Man kommt zuerst über eine Bogenbrücke, und steigt, wie bei den Schöllenen, oft mehrere hundert Fuß hoch über sie, an dem Abgrunde, empor, über den die Straße theils aufgemauert, theils eingehauen ist. Die Felsen sind hier noch viel nackter und wilder, als in den Schöllenen, und ihre Trümmer, so wie ihre himmelanstrebenden Massen gewaltiger. Hier ist kaum ein wenig Gras oder Moos zwischen den Felsritzen. Erst nach einer Stunde erschienen die ersten kleinen Tannen wieder an den Bergwänden. Es geht immer

sehr hinab bis an die Handeck, wo man schon wieder menschliches Leben spürt, und Sennhütten, Sennerr, einen Tannenwald, auch Matten und Gras wiederfindet. Unterwegs trafen wir zwischen zwei großen Felsentrümmern eine offene Distillirbude an, wo man Branntwein mit Gentiana brennt. Die Bauern holen die Wurzeln in Säcken von der Mayenwand, wo sie häufig wachsen. Die ganze Anstalt sah im höchsten Grade kalmückisch aus. Wir nahmen aus der Sennhütte bei dem Handeck einen Führer mit uns zum Wasserfall. Alle Vorstellung, die man von Kraft und Geschwindigkeit bei andern Wasserfällen, selbst beim Rheinfall, sich erworben hat, wird hier zernichtet und übertroffen von der entsetzlichen, alle Beschreibung verhöhnenden Wuth des Aarfalls. Alles, was B. selbst mit aller seiner Darstellungs- und Hyperbolisirungsgabe im höchsten Enthusiasmus darüber sagen könnte, würde keinen Schatten eines Bildes von diesem Schauspiel zu erregen fähig seyn. Der ganze mächtige, durch die vielen vorhergehenden Fälle schon zur Wuth gereizte Strom stürzt hier, völlig in Schaum oder Staub aufgelöst, von einer gräßlichen Höhe in eine Felsenkluft hinab, die alles, was Entsetzliches und Schauriges gebildet werden kann, übertrifft. Gerade bei dem Falle und in den Fall stürzt

sich der Erlebach noch gegen hundert Fuß höher, als die Aar von der jähen Felsenwand mit in den Aarfall, der die weißen Wellen des Erlebachs mit entsetzlicher Wuth an den gegenüber stehenden Felsen schleudert. Man kann dem Falle nur etwa auf sechszig Schritte nahe kommen; viel näher würde es auch vor dem entsetzlichen Sturm und Regen, der um ihn schwebt, nicht möglich seyn. Der Strom ist, so gewaltig seine Säule sich auch oben herabstürzt, doch schon vor der Hälfte des Falles ganz in Schaum und Dampf zerschlagen; daher es auch nicht möglich ist, ihn tiefer mit den Augen zu verfolgen. Die eine Felsenwand steht etwas weit vor, und verhindert den ganzen Anblick des Schauspiels. Bis so weit man das Bette nach dem Falle hinabsieht, wüthet er noch entsetzlich. Man erblickt in dem ganzen Bette keinen Stein. — Dieser Fall ist der erhabenste und gewaltigste in der Schweiz. Wir stiegen noch höher hinauf oberhalb seines Falles und sahen ihn, nachdem wir ihn von vorn betrachtet hatten, auch von oben. Von hier aus stellt sich der Sturz des Erlebachs und wie er von der Aar ergriffen und mit fortgerissen wird, am besten dar. Wir kehrten sogleich wieder um. Ich bemerkte noch alle Gegenstände unterwegs genauer. Die Aar macht auf diesem Wege mehrere kleine und große Fälle, ja,

sie ist fast ein ununterbrochener Fall und fließt nur an einigen Stellen sanft. — Wir kamen mit einbrechendem Abende wieder zum Spital zurück, wo wir ein gutes Abendessen und Nachtlager fanden. Liernus ward nicht wohl. Er gieng sogleich zu Bette. Ich fürchtete, er möchte krank werden, verlor aber diese Furcht, da ich ihn so ruhig schlafen sah. Wir fanden hier eine Aufnahme, wie man sie in dieser Einöde nicht suchen sollte. Der Wirth, Ulrich Mitzner, ein herkulischer Mann, wohnte sonst in Oberhasli. Das Häuschen, wo er Fremde beherbergt, ist erst vor wenigen Jahren von den Haslithalern erbaut worden. Sonst mußten sie im Stall auf Stroh mit selbst mitgebrachtem Proviant vorlieb nehmen. Ich fand in des Wirths Stammbuche B—s und vieler Bekannten Namen. Spazier hatte einen langen schulmeistermäßigen, weisheitsvollen Senf eingeschrieben; unter andern auch gesagt, daß man die ganze Reise über die Furca unterlassen könne, wenn man die Gletscher im Grindelwalde gesehen habe, und daß der Anfang der Rhone, wie jeder erste Anfang einer Sache, sehr unbedeutend sey. — Ich war, ungeachtet des fast eilfstündigen Bergauf- und Bergabsteigens, fast gar nicht ermüdet.

Hospital, d. 20. August.

Liernus stand gesund und munter auf, und so giengen wir um acht Uhr weiter. Der Himmel war umwölkt und drohte mit Regen. Wir entschlossen uns die Mayenwand allein wieder hinabzusteigen; aber wir hatten Mühe, die rechte Spur zwischen den Felsen hinauf wieder zu finden. Zwei Bauern, welche Gentianswurzeln gruben, erboten sich, uns den Weg zu zeigen; wir waren aber, da wir indeß den rechten Weg gefunden hatten, kühn genug, ihr Anerbieten auszuschlagen. Wir kamen auch glücklich über die Höhe. Jetzt aber gieng unsere Noth an. Wir waren zwar vor Gefahr sicher; aber die Praxis des Bergklimmens fehlte uns. Auf der schroffen, schlüpfrigen Bergwand vermochten wir keinen Fuß festzustellen, geschweige zu gehen, mußten also auf allen Vieren, und wie es gehen wollte, über Steine und Gras und Alprosensträucher herabrutschen. Es gieng auf diese Art sicher; aber krüppelhaft langsam. Jeder wählte seine eigene Route, Liernus die geradeste, ich eine krümmere, nach der Richtung, in welcher wir gestern herauf gestiegen waren, wodurch ich auch, ungefähr auf der Hälfte des Wegs, den gestern gegangenen, ziemlich bequemen Weg wieder fand. Auf diesem konnte ich größtentheils geradegehend herabsteigen, und so

kam ich auf diese Art eine halbe Stunde früher wieder unten bei den Sennen an, als Liernus, zum Beweise, daß doch nicht immer der gerade Weg der kürzeste sey. Wir frühstückten hier und giengen dann zum Rhonegletscher, den Liernus noch nicht in der Nähe gesehen hatte. Man kommt über fünf bis sechs Wälle von Schutt und Stein, welche zeigen, daß der Gletscher ehemals viel weiter gegangen ist, als jetzt. Der letzte mag in gerader Linie wohl sechshundert Schritte vom jetzigen Ende des Gletschers entfernt seyn. Aber die vordern Wälle sind schon bewachsen, ein Beweis, daß sie sehr alt syn müssen, denn auf diesen Hügeln, die aus bloßen Steinen bestehen, wächst so leicht wohl kein Grün, wenn nicht die Länge der Zeit Erde auf die Oberfläche angesetzt hat. An dem einen Walle, der fast die ganze Breite des Gletschers hat, sieht man in der Mitte noch deutlich die Oeffnung, wodurch die Quelle abgeflossen ist. Die letzten Wälle sind noch ganz nackter, loser Schutt, der wohl in vielen Jahren noch kein Grünes tragen wird. Ich schätzte die größte Höhe derselben auf vierzig Fuß. Der Gletscher selbst senkt sich zwischen den beiden Gipfeln der Furca in beträchtlicher Höhe herab. Da, wo er sehr abschüssig liegt, bildet er hohe Pyramiden, die zackig und scharf und von unzähligen Schlünden zer-

rissen und unterbrochen sind. Ihre Umrisse gleichen den Granitspitzen der höchsten Gebirge an Schärfe. Unterhalb, wo seine Lage sich mehr der Horizontalfläche nähert, ist seine Oberfläche glätter, hat keine hervorspringenden Spitzen; ist aber gleichfalls durch viele Schründe, die größtentheils der Länge des Gletschers nachlaufen, zerrissen. Dieser untere Theil bildet einen großen, sanft gerundeten Berg, der auf beiden Seiten gegen die Abhänge der Berge und nach vorn zu sich herabneigt. Vorn hat das abfließende Wasser zwei beträchtliche Gewölbe gebildet, die man mehrere Jahre lang gesehen hat. Wir sahen sie gleichfalls; aber sie waren zum Theil eingefallen. Das hintere Gewölbe, das wir nur von fern sahen, war weit mehr verfallen, und der Schnee ist dort auch schmutziger. Das vordere hat noch die ganze Form eines Gewölbes, nur liegen innerhalb eine Menge Eisblöcke, die die halbe Höhe des Gewölbes anfüllen. Man kann tief in den Gletscher hinabblicken. Er ist von der schönsten blaugrünen Farbe, Krystallklarheit und Reinheit. Ganz in dies, noch mehr zerfallende Gewölbe hineinzugehen, war, wegen der beständig sich ablösenden und den Herabsturz drohenden Eisblöcke, nicht rathsam; auch hätten wir, um dahin zu kommen, durch die Rhonequelle waden müssen. Luft und die von oben

herabfließenden Gletscherwasser nagen beständig an ihm und immer laufen Tropfen aus den Spalten des Gewölbes herab. Die Eiswände sind selbst vorn am Gletscher, wo er doch am niedrigsten ist, von so beträchtlicher Höhe, daß ich sie auf sechszig Fuß schätzte. Oben in der Höhe des Eisbergs mag er wohl einige hundert Fuß enthalten. Der Gletscher ist eine Viertelstunde breit. Die Rhone fließt in zwei Quellen, welche sich einige Schritte weiter unten wieder vereinigen, aus dem Gletscher hervor. Die hintere Quelle ist die größte, die andere wird fast ganz von dem, vom Obergletscher herabkommenden Bache gebildet. Dieser fließt eine Strecke obenhalb unter dem Gletscher hinein. Auch die obern Eispyramiden sind, besonders im Sonnenschein, von herrlichem Saphyrblau, und gewähren einen prächtigen Anblick. Rings umher sind die ihm zunächst stehenden Felsen nackt, und an den Seiten liegen eben solche Steintrümmer, wie vorn. Der Schutt scheint zermalmte Steine zu seyn. Die Steine selbst, die er auswirft, oder vor sich hinstößt, sind rund abgeschliffen, wie Steine, die ein Strom mit fortgerollt und ausgeworfen hat.

Heute hatten wir kein Sonnenlicht, die Gipfel der Furca, der Grimsel und andere Bergspitzen hien-

gen voll Nebel, und die Walliserkette nebst dem Finsteraarhorn waren ganz in Wolken verhüllt. Es that mir leid, daß ich gestern nicht die Umrisse der von der Höhe der Furca aus sichtbaren Alpenkette gezeichnet hatte. Liernus zeichnete das Gewölbe des Rhonegletschers. Es war aber so kalt hier, daß wir kaum eine halbe Stunde aushalten konnten. Etwa um ein Uhr giengen wir vom Gletscher wieder fort, und stiegen allmählich die Furcastraße wieder hinauf. Dieses ganze Gebirge, besonders das Thal von der Höhe des Furca bis zum Gletscher, ist äußerst öde; man sieht keinen Baum, kein Gesträuch und die elenden, von Steinen zusammengeworfenen Hütten der Sennen, deren hier etwa drei oder vier am Fuße des Berges zerstreut liegen, zeigen die Armuth der Natur noch auffallender. Mehrere Stellen des Weges sind so schlecht, daß man kaum begreift, wie beladene Pferde darüber passiren können. Endlich kamen wir um vier Uhr in das erbärmliche Realp zurück, und doch freuten wir uns darauf, wie auf unsere Heimath, denn wir waren des Steigens herzlich müde. Dennoch hätten wir um keinen Preis das Vergnügen der Reise hingegeben. In Realp erfrischten wir uns, so gut es gehen wollte, nahmen unsre hier deponirten Sachen wieder auf und marschirten um halb sechs Uhr ab.

Airolo, d. 21. August.

Wir hatten diese Nacht Beide von unseren Reisefatiguen trefflich ausgeruht, brachten früh unsre trockne und halbtrockne Equipage wieder in Ordnung, und verließen um neun Uhr Hospital. Kaum fiengen wir an, die Gotthardsstraße hinanzusteigen, als ich eine ungewöhnliche Wärme am Rücken verspürte, und meine Verwunderung darüber gegen Liernus äußerte. Dir Wärme ward immer stärker, bis ich mit Liernus zugleich gewahr wurde, daß in meiner rechten Westentasche Feuer war. Ich hatte ein großes Stück Schwamm darin, dies war in Brand gerathen, und hatte mir schon jetzt, da ich's merkte, die ganze Tasche verkohlt. Wir löschten beide so schnell als möglich den Brand, und Liernus machte sich auf meine Kosten lustig. Nach dieser Episode stiegen wir die vor uns liegende Straße hinauf, was von dieser Seite eben nicht sehr beschwerlich ist. Dessen ungeachtet brachten wir bei sehr langsamem Steigen, drei Stunden bis zum Spital zu, wo wir um 12 Uhr ankamen. Wir kehrten bei den Kapuzinern ein. Ich zog das Glöcklein an dem Thore, der Pater Lorenzo trat hervor und ließ uns ein. Wir aßen, tranken und unterhielten uns mit ihm auf gebrochen Italienisch, so gut es gehen wollte. Lorenzo ist schon acht und zwanzig

Jahre oben im Spital und jetzt neun und funfzig Jahre alt, aus Mailand gebürtig; er sieht aus, wie ein Vierziger. Durch die Gaben der Fremden ist er im Stande gewesen, sich die jetzige größere und bequemere Wohnung bauen und die Fremden besser verpflegen zu können. Ich schrieb unsre Namen und: petunt Romam ins Stammbuch des Paters. Um zwei Uhr zogen wir weiter. Anfangs sah ich noch den Fieudo, Pettina und Lucendro und eine kleine Spitze von dessen See, aus dem die Quelle des Reno entspringt. Außerdem erreicht das Auge vom Wege aus noch vier kleine Seen. Nach des Paters Lorenzo Aussage hat der Gotthard siebzehn Seen. Oben auf der Höhe des Thals ist es gleichfalls wild und öde; aber solche Felsenwände sieht man hier nicht, wie auf der Grimsel. Der herumschweifende Blick des Wanderers findet doch überall auf Grasplätzen einen Ruhepunkt, und selbst ein kleines Gärtchen ist da. Auf der Grimsel giebt es nichts von dem zu sehen, und doch suchen zwei und zwanzig Kühe, die wir weidend dort fanden, im Sommer ihr Futter darauf. Nach einer halben Stunde kommt man ins Valle tremola. Ich glaubte hier die Stelle zu erkennen, wo der Altorfer Kaufmann mit dem Pferde stürzte, als ich im März den Gotthard passirte; aber die Ge-

gend ist im Sommer und Winter so verschieden, daß ich es nicht für gewiß sagen konnte. Des Steigens müde, kamen wir um vier Uhr nach Airolo hinab, das wir, so wie das fruchtbare, grüne, mit Hütten besetzte Lavinerthal von oben durch die Tannen zuerst erblickten. Ich fand hier alles wieder, wie es im März war, die Großältern, die Mutter von siebzehn Kindern, die beiden artigen, sprachkundigen Töchter und den französischen Schriftsteller, der hier am Fuße des Gotthard seine Donnerkeile gegen die Revolution schmiedet, und das ganze Haus mit seiner Aristokratie angesteckt hat.

Giornico, d. 22. August.

Um acht Uhr wanderten wir von Airolo aus. Der Himmel war trübe, der Gotthard in Wolken verhüllt, und der Tag drohete Regen. Von Airolo geht man allmählich bergab, dem engen Felsenpasse zu, der Salvedra heißt, und durch den nur neben dem durchströmenden Tessin eine schmale Straße führt. Der Tessin hat diese Felsenwand, die das Thal Airolo von dem von Piota absonderte, durchbrochen. Die Felsenwände stehen senkrecht empor, an einer Stelle hat man sogar den Felsen aushöhlen müssen, so

daß der Weg unter dem Ueberhange durchführt. Sobald man durch den Paß ist, kommt man an eine Kapelle; oben auf dem Felsen stehen die Trümmer eines alten Thurms. Unweit dieses Durchganges sieht man einen Wasserfall, der sich durch den Bogen, den sein großer Wasserstrahl bildet, vor allen, die wir auf unserer Reise antrafen, sehr auszeichnete. Das Wasser läuft in schräger Richtung zuerst die Felsenwand herab und schießt dann in einem breiten Bogen den Strahl durch die Luft hinab. Das Wasser bricht sich wahrscheinlich an einem hervorragenden Felsenstücke. Ein vorübergehender Bauer, den ich um den Namen dieses Wasserfalls befragte, nannte ihn Calcaccia, welches wohl so viel als Cascata heißen soll, wie auch der Zöllner in Dazio meinte. Drei Stunden von Airolo, wo sich das Thal schließt, liegt Dazio, wo jeder Durchreisende Zoll geben muß. Der Wirth sprach hier gut Teutsch. Allenthalben hält man uns für Franzosen, wie wahrscheinlich alle durchwandernde Fremde. Gleich hinter Dazio kommt man in die furchtbare Felsenkluft hinab, die der Tessin durch den Platifer gegraben hat. Sie vereiniget in sich alle Schrecknisse der Schöllenen und der Grimselstraße. So kurz diese Kluft ist (sie mag gegen achthundert Schritte bis zur ersten Brücke betragen), so fürchter-

lich ist sie mir doch jetzt noch, da ich doch mehr Schreckensscenen in der Schweiz gesehen habe. Der hoch und grausend überhangende, im Herabstürzen begriffen scheinende Felsen, der rasende Tessin, der sich am Abgrunde hinwindende Weg, die beklemmende Enge des Thals und das furchtbare Donnern des Stroms machen zusammen eines der wildesten Naturschauspiele, die ich noch bis jetzt gesehen habe, und Dazio wird mir in dieser Hinsicht immer in Andenken bleiben. Allmählich, wie man diese Gegend passirt ist, wird die Natur milder; eine Stunde davon, bei Faido, ist man schon 1476 Fuß tiefer als bei Airolo. Man findet in diesem Thale die ersten Kastanienbäume und andres Laubholz. Dies nimmt immer zu bis Giornico, wo wir um fünf Uhr eintrafen und in dem, mit Wappen vornehmer Herrschaften bemalten, Wirthshause einkehrten. Hier bemerkt man schon den Anfang des Italienischen Schmutzes. Heß in Zürich hat den Prospekt von Giornico von der Seite oberhalb, wo die Brücke im Vorgrunde, die beiden Thürme im Mittel, und der Berg im Hintergrunde sind, schön und treu gemalt. Ich erkannte ihn gleich wieder, wie wir in diese Gegend kamen. Wir aßen mit einem emigrirten Geistlichen aus dem Elsasse und giengen

bald auf unser Zimmer. Der Tessin rauscht mächtig unser Fenster vorbei.

Bellinzona, d. 23. Aug.

Die Nacht lagen wir auf so harten Betten, daß uns Beiden träumte, wir lägen an der Mayenwand und würden in den nahen Tessin, der in unsere Träume rauschte, allaugenblicklich hineinstürzen. Um sechs Uhr giengen wir aus Giornico. Der Morgen war einer der schönsten. In Polegio luden uns die schönen Weinlauben in Schatten und die schon reifenden Trauben zum Genuß ein. Keine schöneren Lauben, als Rebenlauben, wo die Trauben üppig und schwellend niederhängen und die Wandrer ein bacchisches Gefühl beseelt. Liernus hieb, als ein zweiter Alexander mit seinem Säbel eine Traube ab und wir theilten den Raub. Das Thal von Giornico bis hier ist vorzüglich reizend und fruchtbar. Welch ein Unterschied zwischen einer Winter- und Sommerreise durch diese Thäler! Nach acht Uhr oder zwölf Uhr Italienisch, denn hier zählt man schon nach Italienischer Art, giengen wir aus Polegio wieder fort. Am Ende des Liviner, oder vielmehr am Anfange des Riviera-Thals kamen wir über eine Brük-

ke, welche über den aus Bünden kommenden Biasco führt. Dieser Fluß ist beinahe so breit, als der Tessin selbst, mit dem er sich bald nachher vereinigt. Des Thales Anfang ist öde, der Kiesboden nur mit magerm Gesträuch bewachsen; eine Folge des vor zweihundert Jahren hier geschehenen Bergfalls, wodurch der Lauf des Biasco gehemmt wurde, der nachher, als er nach mehr als 150 Jahren den Schuttberg durchbrach, das ganze Thal überschwemmte und verödete. Von Polegio bis Biasca sieht man zu beiden Seiten unabsehbare, lange und breite Rebenlauben, die dies Jahr recht gesegnet sind; zwischen durch fruchtbare Matten. Näher an Bellinzona engt sich das Thal so, daß nur der hindurchfließende Tessin Platz hat. Die Stadt liegt zwischen zwei Hügeln und ist mit Thürmen und Mauern, nach alter Art wohl befestigt. Wir giengen in die Kirche, um sie zu besehen. Sie hat eine Fassade, halb im Gothischen, halb im Griechischen Style, liegt an einem schönen Platze und hat eine breite Treppe zum Aufgange, welches ihr ein gutes Ansehen giebt. Ich sah kein schönes Gesicht in Bellinzona, dagegen viel Häßliche und Kerls, so zerlumpt und banditenmäßig, als wären sie dem Galgen entlaufen. Der Unterschied der Teutschen und Wälschen Schweizerphysionomie ist

auffallend. Ich erkundigte mich vorläufig nach dem Wege, an, oder über den langen See. Man rieth uns, zu Wasser zu fahren; wir werden aber bei unserm Entschlusse auch auf die Kosten des Wasserfahrens zu sehen haben.

Auf dem Lago maggiore, d. 24. u. 25. Aug.

Morgens fünf Uhr auf. Ein Piemontesischer Gardist ward unser Reisegesellschafter. Er mußte als gut katholischer Christ erst in die Messe gehen, ehe wir abreisen konnten; wir erwarteten ihn, und giengen sogleich bei seiner Zurückkunft fort. Außerhalb Bellinzona sieht man über die Gebirge gegen Abend die mit ewigem Schnee bedeckte Spitze des Simplon hervorragen. Ein Anblick, der mir, wo ich ihn haben kann, stets neu und entzückend seyn wird. Außerhalb der Stadt fließt ein breiter Bergstrom und viele kleine Bäche durch den Weg. Wir wadeten einigemal durch, ohne das Wasser in den Schuhen zu achten. In Magadino akkordirten wir bis Intra mit einem Schiffmann, einem Teutschen Schweizer, auf einen Laubthaler und noch weiter über die Boromäischen Inseln nach Arona, einen halben Laubthaler. Unser drei fuhren wir mit dem einzigen Schiffer um eilf Uhr von Magadino ab. Der Weg geht noch eine

Strecke durch einen Arm des Tessin bis nach Gallarè, wie der Schiffer es nannte, wo der eigentliche See anfängt. Hier mußten wir eine Stunde warten, der Schiffer stieg aus, um ein altes Weib zu holen, welches er für seine Großmutter ausgab, und auf einem Esel geritten kam. Endlich fuhren wir ab. Der Wind war entgegen, es gieng also sehr langsam. Wir fuhren ein Schiff, in welchem zwei junge Männer und ein Mädchen saßen, beinahe in den Grund, gerade wie Studenten, welche schon alte Bursche sind, dem einen Schub geben, der ihnen nicht aus dem Wege geht. Beide Schiffer schimpften sich, so lange sie einander mit der Zunge abreichen konnten. Rongiscona muß auf dem Abhange des Berges, wo es liegt, eine treffliche Aussicht haben. Zwischen Locarno und Ascona läuft das Val Maggia aus, durch welches man über Fusio, Obergestelen u. s. w. in's Wallis kommt.

Gegen Abend setzten wir das alte Weib in Macagno an's Land. Dieses Dorf ist mir merkwürdig wegen des Sturms, den Heß, Meyer und Steiner hier auf dem See erlitten, wo sie sich mit genauer Noth hinter den Felsen retteten. Ich sah das ganze Bild hier, wie Heß es gleich nach der Todes-

angst entwarf, auch hernach ausführte, und das ich bei ihm als memento mori fand. Mir erschien die Gegend in schönster, nicht schrecklicher Gestalt, in herrlicher Abendbeleuchtung, und bei heiterm See und Himmel.

Da sich der Wind, der uns zuwider war, indeß gelegt hatte, fuhren wir gerade über den See eine halbe Stunde breit auf die andere Seite nach Canero, wo wir zu Abend aßen. Vor diesem Orte, welcher hinter einer Landspitze liegt, stehen einige hundert Schritte vom Ufer zwei alte Schlösser auf Felseninseln, die zu niedrig liegen, um einen malerischen Effekt zu machen; der Berg hingegen hat herrliche, mit Reben umhangene Terrassen, die ein Bild der Fülle und des Ueberflusses sind; dazwischen liegen einige schöne Landhäuser versteckt, umgeben vom allen, was zum Lebensgenuß reizen kann. Mit einbrechender Nacht, und bei sternenvollem Himmel fuhren wir von Canero ab; lagen im Schiffe und sahen in die Sterne, bis wir spät über alle die Himmels-Gefühle, die dieser Anblick in uns erregte, einschliefen, eigentlich nur mit halbem Auge schlummerten; denn zu schlafen erlaubte uns das Geräusch der Schiffer und der Wellen nicht. Um Mitternacht kam ein frischer

Nordostwind daher. Unsere Schiffer spannten die Segel, wir passirten Intra, und so schlaftrunken ich war, blickte ich doch zuweilen aus meinem unruhigen Schlafe auf, und sah, daß Inseln um uns her schwammen; nun schlief ich nicht mehr. Wir harrten noch einige Stunden auf den Anbruch des Tages, und ehe die Sonne hinter den Bergen heraufgieng, stiegen wir an der Isola bella an's Land.

Wir ließen uns in den Garten führen, wo ich zu wenig Natur und zu viel Schneiderscherz fand. Die terrassirte Pastete mag Manchem gefallen, mir gefielen nur die schönen Aussichten rings umher, auf die den See umgebenden Gebirge, vorzüglich auf das hohe Schneegebirge, das sich im Abend zeigt. Der Sonnenaufgang war herrlich; ein Felsenberg glühete in ihrem Strahle, und duftige Schatten der Berge brachten Masse und Effekt in die Scene. Aus dem Garten giengen wir in's Schloß, wo eigentlich nur der, nach den Schönheiten Italiens hungernde Teutsche, wenn er aus seinem, in Geschmackssachen gothischem Vaterlande tritt, Sehenswürdigkeiten finden kann; denn ein Paar neuerlich ausmöblirte Säle und die Suite von Grottenzimmern, in deren jedem, eine schön seyn sollende Marmorstatue, Antiken nachgebildet,

steht, abgerechnet, ist alles hier sehr unmerkwürdig. Die Gemälde sind fast alle Kopien, und die Originale von großen Meistern sind ihre unvollkommensten Arbeiten. Correggio's schönste Stücke findet man hier schlecht kopirt; z. B. die Nacht, die heilige Familie von Parma, und andere.

Wir hielten uns hier wohl über zwei Stunden auf, und sahen die Isola Madre, Pescaria, auf der ein Dorf und eine Kirche ist, und die Isolina nur von ferne. Schade ist es, daß das Schloß nicht ausgebaut ist. Es hat keine schöne Architektur; der mittlere Stock ist kleiner, als der oberste; die Landungsstelle mit dem Aufgange ist schön. Alle Statuen im Garten stehen elend, und wie von Koth zusammengebacken da; am Meisten aber fällt der häufige Mißbrauch des Worts humilitas auf, der mit der blendenden Pracht mancher Zimmer, und besonders der Betten, über die er mit Gold gestickt ist, einen Abstich macht, der zur Satyre verleiten könnte.

Man sieht hier alle Boromäen von Santo Carlo bis auf den heutigen regierenden Grafen, theils in Stukko, theils in Gemälden abgebildet. Der viele unächte Marmor, die wenigen Originale, und

die mittelmäßigen Kopien, die man hier findet, zeigen doch bei aller Pracht eine Aermlichkeit, die nirgends, als in den Palläſten Italieniſcher Grafen auffallend ſeyn würde, wo man die Verſchwendung des Marmors und der herrlichſten Kunſtwerke gewohnt iſt.

Unſere Fahrt von Iſola bella bis Arona gieng vortrefflich; in zwei Stunden tanzten wir dieſe vier Stunden lange Strecke über den See hin; denn ein kräftiger Wind blies in unſere Segel, ſo daß die Schiffer nicht mehr rudern durften. Die Iſola Madre iſt eigentlich größer, als die Iſola bella, hoch und die Abhänge beſtehen aus Terraſſen, die mit Reben bepflanzt ſind; in der Mitte liegt ein ſchönes großes Haus. Ueberall ſchöne Dörfer und Gebäude.

Arona erblickt man ſchon von ferne; der Felſen mit dem Schloſſe ragt hoch empor, und näher herauf entdeckt man die koloſſale Statue des Santo Carlo Boromäo, des Schutzheiligen von Mayland. Wir landeten um neun Uhr an dieſem fern ſcheinenden Borgo; lohnten unſern Schiffer ab, und trennten uns von dem ehrlichen Schweizer, der von hier nach Turin gieng; er lud uns ein, ihn, wenn wir nach Turin kämen, zu beſuchen, und verhieß uns

Wein aus seinem eignen Keller. Einen gutmüthigern, bequemern Reisegefährten hätten wir nicht finden können. Nach dem Essen giengen wir zu S. Carlo durch ein Seitenthor dem Felsen vorbei und den Berg hinauf. Der Heilige steht auf einem erhabenen Platze nahe bei dem Kloster, und ist völlig so hoch, als das Kloster selbst, das er mit aufgehobener Hand segnet. Er steht auf einem, wenigstens 24 Fuß hohen, aus Quadern erbautem Piedestale; die Figur des Heiligen ist von geschlagenen und wieder zusammengefügten Kupferplatten. Sie ist von guter Form und Zeichnung. Liernus zeichnete die Statue von dem Hügel, auf dem die Kapelle steht. Hernach giengen wir ganz nahe zu ihr hinan, wo man erst von der Größe der Figur frappirt wird. Die Bibel, die sie unter dem Arm hält, ist wohl acht bis neun Fuß hoch. Von der Höhe hat man eine gute Aussicht auf den Theil des Sees, auf dem wir heute hergekommen waren. Mit wehmüthiger Empfindung sah ich heute oft den, gegen Süden zu niedrigen, Horizont und mit Sehnsucht nordwärts nach den Bergen zurück, mit denen meine Seele mehr einverstanden ist, als mit Flächen. Vielleicht sah ich heute die Schneegipfel zum letzten Male.

Die Ufer des Lago maggiore sind nicht wild,

die Berge sinken sanft an's Ufer hinab, und nur an wenigen Stellen kann man nicht landen. Je südlicher man kommt, desto mehr Weinbau findet man, desto sanfter und niedriger sind die Berge, und bis oben hinauf mit Büschen und Bäumen bewachsen. Zum Erstaunen viel Kastanienwälder sahen wir überall auf den Höhen; die Dörfer scheinen von ferne weit besser und schöner, als in der Nähe; denn sie sind alle weiß angestrichen. Aber diesen Wohlstand der Natur machen die Wesen, auf denen Auge und Geist am prüfendsten verweilen möchten, wieder zu Schanden; denn die meisten sehen wie Räuber und Galgenschwengel aus. Keine Spur von menschlicher Würde, die doch selten der Landmann der Schweiz in seiner Physiognomie verläugnet. Wir giengen um drei Uhr von Arona aus, immer über flaches Land fort. Unterwegs akkordirte schon ein Schiffer mit uns, um uns um 30 Kreuzer per testa morgen nach Mayland zu fahren, welches wir auch annahmen. Als wir an den Tessin kamen, der bei Sesto aus dem See fließt, wollte der alte Schiffer erst unsere Pässe sehen; wir sagten ihm, daß wir aus der Schweiz kämen, und so fuhr er uns hinüber. Der Cameriere der Sonne nahm uns schon am Schiffe in Empfang. Trefflich ist heute der Abend, und die Aussicht auf den Fluß mit dem Leben dar-

auf lieblich und angenehm. In fernem Blau dämmern noch Helvetiens Berge zum letzten Male für uns am Horizonte.

Milano, d. 6. Aug. 1794.

Um sechs Uhr fuhren wir auf unserm Holzschiffe in großer Gesellschaft von Sesto ab. Die erste halbe Stunde fließt der Tessin kaum merklich; die Leute mußten daher beständig rudern. Weiterhin ziehen seine Wellen schneller, und oft wieder gar reißend und schäumend. Einen ganzen, langen, heißen Sommertag auf einer Barke, unter gewöhnlicher Barkengesellschaft, schlechtem Gesindel aller Art, zuzubringen, ist, wahrlich weder kurzweilig, noch angenehm. Dies haben wir heute in vollem Maße erfahren. Etwa zehn Milien von Sesto fängt der Naviglio an, der fast den ganzen Weg bis etwa acht Milien vor Mayland einen guten Fall hat. Daher gieng das Schiff ziemlich schnell. Die Gegend ist ganz so, wie ich bereits die Lombardei kennen gelernt habe, flach, mit Bäumen und Wiesen besetzt, ein ewiges Einerlei, das noch überdies alle Aussicht hemmt. Wir brachten auf der ganzen Fahrt von 32 Milien, oder 12 Stunden, gerade 12 Stunden zu. Eine Milie von Mayland, wo die Barke unerträglich langsam

gieng, stiegen wir aus, und wandelten den übrigen Weg zu Fuße. Wir fanden alle Straßen sehr lebhaft und fröhlich, alle Butiken offen und erleuchtet. Uns war das städtische Getümmel wieder neu, nach so langem Aufenthalte in dem Lande der Natur; aber dieser angenehme Effekt schwindet bald, so wie die Vertauschung der Berge mit der Ebene eben so bald ihren Reiz verliert. Ganz anders ist und bleibt es umgekehrt.

— — Den vollsten Genuß gab uns der Anblick von Leonardo da Vinci's Abendmahl im Refektorium der Dominikaner. Ungeachtet der Beschädigungen und Retuschirungen, die dies herrliche Gemälde erlitten hat, ist es doch noch fähig, dem Anschauer den reichsten Schönheitsgenuß zu gewähren, welchen man von einem Kunstwerke verlangen kann. Welche Weisheit und Einfachheit, welche Wahrheit und Größe, welche Einfalt und Würde liegt auf jedem Gesichte! Wie wahr und schön diese Hände! Man kann kein Gemälde in Mayland unmittelbar nach diesem sehen, es füllt Auge und Seele ganz! Was muß es gewesen seyn, als es unversehrt aus den Händen des Meisters hervorgegangen war! Je länger wir es betrachteten, desto vortrefflicher dünkte es uns. Liernus nahm

eine flüchtige Skizze davon, ich genoß es mit Auge und Seele.

Die Anordnung ist voll Weisheit und Deutlichkeit. Diese und die Zeichnung sind das Einzige, was man noch mit Gewißheit beurtheilen kann. Es ist der Geist des Schöpfers, der noch in dem Werke waltet, wenn gleich der Körper längst entstellt und verdorben ist, denn alles bis auf die drei Köpfe zur Rechten ist retuschirt und reparirt, und hat außerordentlich viel gelitten. Ich kenne außer Raphael's Köpfen keine, die so viel Wahrheit, Würde, Einfalt und apostolische Grösse, kurz so viel Bedeutung haben, als Leonardo hier in diesem Christus und in den Aposteln ausgedrückt hat. Er wußte die Würde großer Seelen mit der Einfachheit des Herzens, die uns den Hauptcharakter der Apostel, nur unter verschiedenen Modifikationen nach der Individualität ihrer Charaktere bezeichnen, auf's glücklichste zu verbinden, und den Augenblick der Handlung, welchen er zu seinem Werke wählte, vortrefflich auszudrücken. Es ist der Augenblick, wo Jesus sagt: „Einer unter denen, die mit mir sind, wird mich verrathen." Jesus als Hauptperson der Handlung, ist in der Mitte, zu beiden Seiten auf jeder sechs Jünger, die zu drei und drei zu-

sammen gruppirt sind, so daß die Einförmigkeit dieser Anordnung durch eine lange Tafel gehindert wird.

Jesus spricht diese Worte mit ruhigem Ernst, und mit niederblickenden Augen aus. Er wollte keinen ansehen, um keinen mit dem Blicke zu zeichnen. Die Apostel äußern die verschiedenen Bewegungen der Bestürzung, des Erstaunens, der Unschuld und Besorgniß, die in ihrer Seele vorgehen, jeder verschieden und jeder höchst wahr und natürlich. Alle sind in Handlung gesetzt durch das Wort ihres Meisters, das sie wie ein Wetterstrahl trifft; alle zeigen die Empfindungen, die es in ihnen erregt; aber schon in den Charakteren ihres Gesichts liegt die Unschuld und Reinheit ihrer Gesinnung eben so deutlich ausgedrückt, als in ihren Gebärden. Nur der wilde Blick des sich getroffen fühlenden und zurückfahrenden Judas zeigt sein beunruhigtes böses Gewissen, die Furcht von den andern und von dem, der tiefer, als die andern in's Herz sah, entdeckt zu werden; sein vergebliches Bestreben, sich eben so rein darzustellen, als die andern sich fühlen. Petrus legt sich über die Schulter des Johannes, und spricht zu ihm, als wollte er ihm sagen, daß er den Meister fragen solle, wen er meine. Judas Gesicht ist dunkel im Schat-

ten gehalten, und seine Physiognomie ist eben so düster. Johannes neigt sein Haupt zu Petrus hin; der Charakter dieses Jüngers, den der Herr lieb hatte, ist, so wie man ihn jetzt noch sieht, zu fade und schlaff ausgedrückt. Ich glaube, daß dieser Fehler mehr in der Beschädigung liegt, die das Stück erlitten hat, als an dem Künstler. Der Apostel, der zunächst hinter dem Judas sitzt, fährt vor Erstaunen mit den Händen aus, und es ist, als ob der Gedanke, Judas sey der Verräther, wie ein Blitz durch seine Seele flöge, denn seine Augen treffen Judas. Der Apostel zur Linken Christi, der den Zeigefinger in die Höhe hebt, hat mich allein ungewiß über das gelassen, was in diesem Augenblicke in seiner Seele vorgeht. Thomas hingegen, der vor diesem, Christo zunächst sitzt, scheint die Aussage Christi, bis zur Unmöglichkeit zu bezweifeln, und es doch eben so unmöglich zu finden, daß sein Meister etwas Ungegründetes habe sagen können. Es ist ein herrlicher Ausdruck dieser widerstreitenden Empfindungen. Der jüngere Jacobus hingegen möchte sein ganzes reines Herz Christo in diesem Augenblick darlegen! er möchte sein Innerstes entfalten, so viel Liebe, so viel Sanftmuth und Unschuld, als in diesem holden Jüngling ausgedrückt ist, zeigt kein andrer Apostel. Die-

ser ist gewiß rein! sagt uns der erste Blick, den wir auf ihn werfen. Die drei letzten zur Linken Christi, von denen man noch wenig mehr, als die Umrisse sieht, sind treffliche Alte, denen man es ansieht, daß sie würdig waren, unter die Erwählten des Edelsten der Menschen zu gehören. Die Perspektive des Ganzen ist trefflich, und von vieler Wirkung. Wie fallen alle Malereien weg, die von Künstelei und Farbenpracht strozzen, gegen dies alte, edle, schmucklose, aber wahre geistvolle Werk, das des da Vinci Größe und Künstlertrefflichkeit eben so unwiderstehlich beweist, als die Größe und Trefflichkeit seines Herzens und Geistes, von denen dies Gemälde ein so wahrer lebendiger Abdruck ist.

Den 1. September.

Wir giengen in die Akademie Brera; hätten aber eben so gut zu Hause bleiben können; denn wir sahen wenig Merkwürdiges. Außer den Abgüssen der besten Antiken, die man überall finden kann, vier schönen Modellzeichnungen von Mengs, und dem vortrefflichen Kupferstich von Guido's Sonnenaufgang im Pallaste Rospigliosi, war hier nichts, was zu einem zweiten Gang dahin versuchen könnte. Nirgends sahen wir Eifer,

Fleiß und lebendige Thätigkeit. In dem Zimmer, wo man nach Handzeichnungen und Kupferstichen kopirt, waren etwa zehn Knaben. Zwei oder drei zeichneten in demselben Zimmer nach Gyps. In dem Zimmer für Architektur war es noch am thätigsten; hier befanden sich mehrere Schüler und ein Paar Professoren. Palladio's Werke hiengen in schönen Kupferstichen an den Wänden umher. Zwei Knaben fanden wir in dem Zimmer, wo nach dem Leben gezeichnet wird, einen Akt zeichnen. Das Zimmer ist ganz viereckig und einfach; das Licht fällt gut in dem einzigen Fenster, welches vorhanden ist.

Den Abend giengen wir nach dem Castello hinaus, um das eine der schönsten Promenaden führt. Wir sahen hier die Sonne untergehen, herrlich und glühend, und die Berge der Schweiz im Hintergrunde. Der Himmel glich dem umgestürzten Aetna, der alle seine Glut ausschüttet. Noch nie hatte ich das Grün am Horizonte, das aus dem Abendgolde und dem blauen Aether entsteht, so lebhaft und klar gesehen, als heute zwischen der brennenden Abendwolke und den, im dunkeln Violet glühenden fernen Schweizergebirgen. Die Promenade war sehr lebhaft; alles jauchzte der scheidenden Sonne nach; Kinder griffen

nach den goldnen Schäfchen, die am Himmel wall-ten, und die Arbeiter kehrten singend, ihre Mädchen an der Seite, nach ihrer ruhigen Hütte zurück. Eine Kirche hier am Platze war bis weit hinaus gedrängt voll. Mein Gebet war die Freude über den herrli-chen Abend, den ich mit voller Seele genoß. Spät, als der Aetna des Himmels zur nächtlichen Schlacke ausgebrannt war, kehrten wir mit dem Gewühle der Menge in unsre Wohnung zurück.

Im Schatten einer Kapelle am Wege, zwischen Parma und Piacenza.

Den 5. Septbr.

Der heutige Tag ist der traubenseligste meines Lebens, unsre Reise ein wahrer Bacchuszug. Erst seit heute versteh ich die Faunenwollust ganz, die man auf Bacchanalien gemalt und in Gedichten besungen findet. Wir ha-ben heute mehr als zehn Pfund Trauben während des Wegs verzehrt. Es ist eine herrliche Methode, die langweiligen lombardischen Wege zu verkürzen; der thierische Sinn versucht den ästhetischen zu ver-söhnen, und beschäftigt ihn mit der üppigen Form und Fülle der Trauben, die ich unter den Früchten

jetzt für die schönste halte. Welche Einheit im Mannichfaltigen zeigt eine Traube! Wie lieblich bestätigt sie den Baggesischen Grundsatz, daß rund und schön nahe verwandt sind, und den Burkeschen, daß das kleine, glatte, sanft anzufühlende schön sey. Welche Aehnlichkeit hat nicht auch schon eines der ältesten Symbole der Natur, die Diana von Ephesus, mit einer Traube! Sobald mich bei glücklicherer Muse ein dichterischer Genius anwandelt, weihe ich dieser dichterischten aller Früchte einen würdigen Lobgesang!

Parma, d. 7. September.

Ein recht abentheuerlicher Tag, der heutige Sonntag. Wir giengen aus unserm nächtlichen Neste um sechs Uhr fort; alles hielt uns hier, wie fast überall, für Franzosen. Wir kamen um Mittag etwa ans Ufer des Taro, über den man mit einer fliegenden Brücke gesetzt wird. Der heftige Regen, welchen wir den ganzen Morgen über gehabt hatten, und der uns abermals bis auf die Haut durchweichte, hatte diesen seichten Strom so angeschwellt, daß er nicht zu passiren war. Wir mußten über drei Stunden lang warten, bis das Wasser sich etwas verlaufen hatte.

Daß wir heute würden durchgehen können, daran war gar nicht zu denken. Indessen hatte sich an beiden Ufern eine große Menge Menschen allerlei Art, zu Pferde, zu Wagen und zu Fuße gesammelt, die alle auf die Ueberfahrt harrten. Viele Bedienten aus dem Gefolge der Prinzen Artois und Provence, mit einer Menge zum Theil schöner Pferde lagen im nahen Wirthshause, um gleichfalls übergesetzt zu werden. Acht bis zehn Bauern fiengen nun an, sich auszuziehen und durch den Strom bis zur Fähre, die mitten im Wasser auf Rädern stand, zu waden, und sie in Ordnung zu bringen. Dann kamen sie zurück, und trugen die Leute bis zur ersten trocknen Stelle im Flußbette, wo sie ein Kahn abholte, und an das eigentliche Flußbette zur Fähre brachte. Die Reiter setzten jetzt auch mit ihren Pferden durch den Strom und kamen mit Mühe hinüber. Es gab hier manche komische Scene, manchen Anblick, den keine Vesta ausgehalten haben würde, den aber die Bauermädchen recht gut aushielten; manche porcheria, u. s. w. Die rüstigen Bauerkerls nahmen Männer und Weiber über die Achsel, zuweilen Huckepack, zuweilen wie geschlachtete Schweine, und trugen sie hinüber. Manche Gruppe, einen Aeneas und Anchises, einen Proserpinenraub zu malen! Es war wie

ein Durchmarsch der Kinder Israel durch das rothe Meer. Wir ließen uns auch hinüber pucken, mußten wohl an vier verschiedenen Orten auf und abhocken, und dieser Spas kostete uns fünf Lire Mayländisch an die Träger und zwei Lire an die Fährleute. Man mußte sich wieder aus der Fähre an's diesseitige Ufer tragen lassen. Verdrießlich, daß wir so unverschämt von unsern Aeneassen behandelt waren, wollten wir das Mal das Trägerlohn selbst verdienen. Liernus wollte mich die wenigen Schritte hindurch tragen; aber schon bei'm ersten glitt er aus, und ließ mich fallen. Der Fährmann war so raisonnabel mich gratis durchzutragen. Gegen dreihundert Menschen wollten jetzt auf einmal herüber und hinüber.

In zwei kleinen Stunden giengen wir die noch übrigen fünf Milien bis nach Parma, wo wir mit untergehender Sonne ankamen, und vordem Thore viele spazieren Gehende trafen, welche den heitern schönen Abend lebhaft machten. Alles war schon wieder trocken. Am Thor wurden wir um Paß, Namen und Vaterland befragt, von dort gab man uns einen Soldaten, der uns nach der Hauptwache führen mußte; von der Hauptwache führte uns wieder ein anderer Soldat zum Platzmajor, einem alten vernünftigen Manne,

mit dem wir vortrefflich fertig wurden. Er sagte uns, wir müßten nun wieder zur Hauptwache gehen, unsere Päſſe bei dem wachhabenden Offizier deponiren, bis vor unsrer Abreise, dann sollte uns der Soldat wiederum in ein Wirthshaus geleiten. Dies alles geschah so. Wir wurden von einem andern Soldaten in ein Wirthshaus gebracht, wo er uns an den Wirth ablieferte, ihm sagte, daß wir die Erlaubniß hätten hier zu bleiben, und daß wir das, was wir verlangten, bezahlen würden. Er gab uns beiden die Hand, und marschierte wieder nach seiner Wache zurück.

Bologna, d. 11. Septbr. 1794.

Nie wieder in Cava sana übernachtet! Ich stand auf geradewohl auf, als ich munter war und Wagen auf der Straße fahren hörte, ohne zu wissen, ob es Tag oder Nacht sey. Ich mußte lange pochen; endlich kam Licht. Wir machten uns schnell reisefertig, und hatten über eine Milie gewandert, ehe die Sonne aufgieng. Um neun Uhr waren wir am Thor von Bologna, wo die Signori forestieri bei Strafe des Bannes durch eine öffentliche Inschrift ermahnt werden, ihre Namen am Thore abzugeben, und wo wir examinirt wurden. Eben so warnt eine Inschrift am

Zollhause bei der langen steinernen Brücke über den Rheno, eine Milie vor der Stadt, jeden Reisenden zu Fuß und zu Roß bei Strafe des Bannes, den Brückenzoll zu bezahlen. Gottlob, daß sich die Strafe des Bannes, der Blitz des Lateran, der einst Könige und Kaiser zu Boden schmetterte, bis auf die Grenzen des Stato del Papa eingeschränkt hat. In dieser tröstlichen Rücksicht unterwarfen wir uns gern dem Gesetze, so fürchterlich auch das Wort Bann klingt.

Pietra mala d. 13. Septbr.

Um sechs Uhr Morgens giengen wir schon reisefertig aus dem Hause. Wir fanden die Kirche S. Giovani in monte bereits offen, und giengen hinein, um zum Abschiede noch den Raphael zu sehen. Zuerst betrachteten wir den schönen Pietro Perugino, der hier hängt. S. Paolo, S. Michael, S. Magdalena und S. Catharina sind versammelt, und beten die Madonna an, die oben, mit einer Glorie von Engeln umgeben, thront. Jetzt ließen wir uns die heil. Cecilie aufschließen. Wir sahen das Stück bei sehr günstigem Lichte. Wie viel Schritte Raphael der Kunst verwärts half, sieht man am besten, wenn man unmittelbar von dem

Pietro Perugino zu diesem Bilde kommt; und doch kann man ihn hier noch nicht in seiner Größe kennen lernen. Man weiß nicht wohl, welchem Kopfe man den Vorzug geben soll, jeder ist in seiner Art schön. Aber herrlich ist die Innigkeit des Gefühls und die andächtige Begeisterung ausgedrückt, womit Cecilia der Musik der Engel zuhört; Andacht und Unschuld sind über ihr ganzes jungfräuliches Wesen ausgegossen. Froh, daß uns noch in der letzten Stunde unsers Aufenthalts solcher Genuß geworden war, giengen wir jetzt zum Thore hinaus, nahmen von Bologna's Kunstschätzen auf längere Zeit Abschied, und kamen mit Sonnenuntergang in Pietramala an. Hier fanden wir den ersten süßen Wein; er wächst auf den Hügeln der Apeninnen, einem trocknen Gebirge, wo wir unterweges kaum zwei Quellen fanden. Oben auf der höchsten Höhe rieselt hin und wieder nur ein armseliges Bächlein.

Fonte-buona, letzte Station vor Florenz.

D. 14. Sept.

Noch vor drei Uhr schüttelte ich meinen Liernus aus dem Schlafe. Es war noch düstere Nacht, da wir fort giengen; der Mond konnte nicht durch das

dicke Gewölke brechen, womit der Himmel überzogen war. So giengen wir noch zwei Stunden, ehe der Tag ergraute. Es wollte heute mit un- beiden nicht recht fort. Die Nacht, welche von, spät mit großem Gepolter in unsere Zimmer sich einquartierenden Reisenden uns zu einer schlaflosen gemacht worden war, hatte unsere Kräfte, anstatt sie herzustellen, geschwächt; und an vierzig Milien lagen vor uns. Ich zweifelte, daß wir sie zurücklegen würden. Zwischen Maskere und Tagliaferro überfiel uns ein Gewitter mit heftigem Regen. Nicht gesonnen, wieder bis auf die Haut naß zu werden, eilten wir in ein einzelnes Haus unter Dach und blieben auf der Hausflur über eine Stunde. Bei anfeinender Besserung giengen wir weiter. Liernus rannte mit einem Male gewaltig los, um noch heute in Florenz zu seyn. Ich hatte aber wenig Lust, blieb zurück, und sagte ihm, daß mir nichts daran gelegen wäre, ob wir heute in Florenz ankämen, oder nicht. Wir giengen darum nur bis Fonte buona, wo wir im Wirthshause einkehrten, das ein würdiger Pendant zu Cava sana war. Hier bekam ich den ersten anschaulichen Begriff vom eigentlichen Nichts. Der Wein war untrinkbar, Menestra konnte die Wirthin nicht hervorbringen, weil sie keine Makaroni im Hause hat-

te, Fleisch war nicht da. Es giengen viele Leute im Hause ab und zu; aber niemand sah ich einen Heller verzehren, niemand etwas essen oder trinken, von fünf Uhr Nachmittags bis neun Uhr Abends. Es schien, als ob die Wirthin alle ihr Vermögen an den Putz zweier Töchter verschwendet hätte, die hoch aufgestutzt, stolz und dumm einhergiengen, und sich viel zu gut dünkten, jemand etwas zu reichen. Es war zu spät, um weiter zu gehen, da wir befürchten mußten, so nahe vor Florenz kein Wirthshaus weiter zu treffen. Nachdem wir endlich in diesem Tempel des Hungers und des Durstes etwas einer Suppe ähnliches zusammengestoppelt hatten, giengen wir ziemlich müde zu Bette. Schlechter als in Cava sana konnte es nicht seyn, das war unser Trost; es war es auch wirklich nicht. Auf einer großen, wie die Grimsel-Straße, mit Felsen gepflasterten Kammer fanden wir drei Betten, unter denen wir nach Belieben wählen konnten; Liernus nahm, was ihm das Beste dünkte, und während dessen kam ein Kohlenträger, schwarz, wie ein Teufel, herein, nahm das zweite Bette neben uns und kroch hinein; mir blieb das dritte. Die große Müdigkeit machte, daß wir dennoch recht gut schliefen. Aber an Cava sana und Fonte buona will ich denken! Wehe dem, der sich durch die

schönen Namen verleiten läßt! Ich glaube, wir können uns jetzt rühmen, das elendeste und das hungrigste Wirthshaus in Italien zu kennen.

Firenza, d. 15. Septbr.

Heute sind wir gerade einen Monat auf der Reise. Wir giengen um sechs Uhr aus dem Hungernese fort. Alle Berge waren in Nebel gehüllt, und die Sonne kämpfte lange, ehe sie ihn zerstreuen konnte. Etwa eine Stunde über Fonte buona, wenn man die erste Anhöhe erreicht hat, sieht man bis in's Arnothal hinab, und erblickt bei reiner Luft die große Kuppel und einen Theil von Florenz. Nur einen Augenblick ließ der Nebel die Aussicht offen, das Arnothal war noch verdeckt. Wir giengen also eine halbe Milie weiter bis gegen Pratolino, ein großherzogliches Lustschloß, welches einige hundert Schritte zur Linken vom Wege entfernt liegt. Das Gebäude ist weder groß noch schön. Wir eilten nach dem Garten, der vor dem Schlosse liegt, wo wir durch das Gitterthor in der Ferne ein Bassin und eine pyramidalische Felsengruppe erblickten. Ich wußte daß hier ein Apennin, von Johann von Bologna verfertigt, steht; diesen wollten wir sehen. Eine kleine

Fernow. del.

Der Gott Apollin zu Pratolino bey Florenz.

Kapelle vorbei, in welcher eben Messe gelesen ward, giengen wir durch einen Laubengang nach dem Bassin zu. Wie wir heraustraten, und den Felsen genauer betrachteten, beseelte er sich auf einmal, nahm Menschengestalt an, und ward zum Gott Apennin. Uns freute diese Metamorphose, die uns so ganz unerwartet überraschte. Ich entsann mich von einem Gott Apennin in kolossaler Größe gelesen zu haben und von einer Grotte. Ich glaubte der Gott sey in der Grotte, und nun sahen wir, daß die Grotte in ihm war. So finden wir oft die Dinge in der Wirklichkeit ganz von den Vorbildungen unsrer Phantasie verschieden. Die Erfindung dieser aus Felsen, dem ersten Anblick nach, ohne Zweck und Ordnung zusammengehäuften Pyramide, die man, wenn keine Beleuchtung darauf fällt, leicht für ein Chaos von Steinklumpen ansieht, und die sich entfaltet, wenn ein Lichtstrahl Form und Masse daran ordnet, verwandelt sich in ein, mehr als sechzig Fuß hohes Riesenbild, und macht dem trefflichen Johann von Bologna Ehre.

Vergnügt über diesen kleinen Seitenweg kehrten wir zur Landstraße zurück. Auf der folgenden Anhöhe sahen wir nun Florenz schon deutlicher, in dem rei-

chen paradiesischen Thale aus dem Nebel hervorgehen. Die unfruchtbaren Berge nehmen hier schon allmälich Kultur an, und mit jedem Schritte mehren sich die Landhäuser, Gärten und Rebenberge, die man übersieht. Auf der letzten Anhöhe, welche man hinabsteigt, ist die Aussicht unbeschreiblich schön und reich. Wenige Thäler in der Welt mögen diesem an Schöne, Fülle und Herrlichkeit gleichen. Man blickt auf eine Saat von Dörfern, Villen und Palläften, in einen Garten von Oelbäumen, Weinreben und Pinien hinab, der sich in einer unübersehbaren Ferne verbreitet, und in dessen Mitte Florenz, bekränzt von lieblichen Hügeln, thront. Jeder Hügel trägt auf seinem Gipfel ein Schloß, auf seinem Rücken lachende Villen und Lusthäuser der glücklichen und wohlhabenden Florentiner. Schon im Winter schien mir diese Gegend entzückend, jetzt noch um so mehr, da alles in einer Fülle von Früchten dem Herbst entgegen reift. Wir verweilten auf der Höhe, um diesen Anblick tief in's Gedächtniß zu prägen. Ich erblickte, und erkannte sogleich den Pallast Pitti wieder. Die Kuppel der Marienkirche delli fiori ragt über alle Gebäude der Stadt hervor, wie Diana über die Nymphen. Langsam giengen wir nun hinab durch die lange Vorstadt, wo eine ewige Mauer alle Aussicht

hemmt, und dem Ankömmlinge Zeit läßt, sich von dem gehabten Anblicke wieder zu sammeln und zum Eintritt in das schöne und prächtige Florenz selbst vorzubereiten.

Mir war alles, was ich hier wieder sah, noch so bekannt und gegenwärtig, als ob ich erst vor wenigen Tagen hier gewesen wäre. So lebendig und stark bleiben uns Gegenstände, die man mit großer Aufmerksamkeit auffaßt.

Wir freuten uns des schönen Triumphthors vor der Porta di S. Gallo und hielten unsern Einzug in die Stadt. Liernus mit gespannten Erwartungen des noch nie Gesehenen, ich mit der Freude des Wiedersehens.

Den Nachmittag besuchten wir noch die Galerie, um heute wenigstens etwas zu sehen. Wir giengen einige Zeit in den Corridors umher, als der Aufseher uns sagte, er werde die Zimmer aufschließen. Er kam mit einem in Seide gekleideten, rund frisirten Abbe an. Dieser war aus Rom, spielte den mächtigen Kenner; lief aber durch die Zimmer, wie ein Besessener, sobald er ein Bild nur einmal angekuckt hatte. Wir

wurden so, in Zeit von einer Stunde durch alle zehn Zimmer hindurch gegeißelt, sahen vieles und nichts. Verschiedene Zimmer waren mir neu, nämlich die beiden mit den Porträts der Künstler, so wie das mit den Gemmen und Kameen. Wir ärgerten uns gewaltig über das Rennthier von Abbe, das nun, nachdem es alle Zimmer in einem Athem durchlaufen hatte, hinabhüpfte, sich in seine Karosse setzte und davon fuhr.

Wir verließen, um unsern Unmuth zu zerstreuen, auch die Galerie, und giengen im Garten Boboli bis es Nacht war, umher, und dann recht müde nach Hause.

D. 16. Septbr.

Das Zimmer mit den Porträts der Maler.

Wollte der Himmel, ich hätte hier einen Tag unter diesen großen Meistern zubringen können! aber so wie man hier durch die Zimmer gejagt wird, kann man keinen geisterhebenden Eindruck auffassen. Erinnerlich sind meiner Seele noch vor allen:

Raphael, unschuldig.

Michael Angelo, wild und groß.

Annibal Carracci, roth und blond.

Antonio Carracci, ehrlich und bieder.

Agostino Carracci war sehr schwarz geworden.

Guido Reni, fein und geistig, zart und gefühlvoll.

Dominichino, geistig und lebendig, fein und gefühlvoll.

Jacopo da Ponte Passano, wie seine Gemälde.

Francesco Albani, der Maler der Liebesgötter und Grazien.

Giov. Bellini, rothes Haar, dick und rund.

Paul Veronese, mit dem Schnupftuch in der Hand, lang und melancholisch, nichts von der Pracht und dem Pomp seiner Gemälde.

Salviati, auch mit einem Schnupftuch in der Hand.

Rubens ist zweimal hier, geistig und schön.

Zoffani mit einem memento mori, grinzend und süß, wie ein Abbe, der Mandeln knackt.

Cavaliere Alessandro Roslin Suezzese F. a 1790. Ritter vom Wasa-Orden, strozzend in Seide und Gold und Stickerei und dem Orden. Es ist wahr, man kann schwerlich brillanter malen, als dieser Höfling; aber er sitzt so preziös und selbstgenügsam und repräsentirend da, als wollte er fragen: Wer wagt es, sich mit mir

zu messen? Wie einfach, groß und herrlich hängt Raphael dort, und Guido und Domenichino und die Carracci's alle! — Hebe Dich weg Cavaliere!

Pompeo Battoni, auch voll Eigenliebe und Selbstgefälligkeit, noch nicht vollendet, geschminkt von Selbstlob; aber doch noch göttlich einfach gegen den Ritter hier oben.

Raphael Mengs, auch Ritter und mit Ehren; aber hier nur Maler. Hier macht nur das Verdienst, nicht der Orden, unsterblich.

Angelika. Die Grazie der Grazien, die Mutter der Liebesgötter! wie einfach!

Madame le Brun naiv, und Französische leichtfertige Launen. Sie wird die ganze Welt malen! Ein reizendes Weibchen, wenn Laune und Naivetät reizen kann. Wenn sie nur die weißen Zähne nicht wiese!

Staggio, d. 21. Septbr.

Früh um sechs Uhr giengen wir aus Florenz; ungern trennten wir uns von allen den Schätzen der Kunst, die wir hier verließen. Nur die Aussicht, in Rom noch mehrere und größere Kunstwerke wieder

zu finden, erhielt uns gutes Muthes. Wir giengen zum letzten Male über die schöne Brücke mit den vier Statuen, durch die Via Romana zum Thore hinaus. Gleich außerhalb demselben läuft eine schöne, breite Zypressenallee den Hügel hinauf, dessen Gipfel das Großherzogliche Lustschloß Poggio Imperiale ziert. Viele Bäuerinnen begegneten uns in ihrem reizenden theatralischen Sonntagsputz, die in die Stadt giengen, und viel Landvolk, das mit Früchten beladene Esel in die Stadt trieb. Wir hatten umwölkten Himmel und die Luft war dick und dunstig, wie Heerrauch.

Wir kamen durch S. Casiano, wo wir alle Straßen voll Landvolk, wie auf einer Börse versammelt fanden, die sich dort unterhielten. Die Gegend ist außerordentlich abwechselnd; die Straße schön erhalten, und hat immer zu beiden Seiten herrliche Aussichten über fruchtbare Berge und gesegnete Thäler. Einige Milien von Florenz kamen wir zuerst einen Pinienwald vorbei. Die grünen weichen und langen Nadeln dieses Baumes, und seine Fächerartige Krone auf dem hohen Stamme, geben einen reizenden Anblick, und sie dekorirt, mit Zypressen vermischt, die mit Land-

häusern, Villen oder Klöstern bebauten, sanften Anhohen und Gipfel dieser Hügel sehr schön.

Um sechs Uhr trafen wir in diesem Castel Staggio ein; es ist ein altes, kleines, mit hohen zackigen Mauern, Thürmen und Warten umgebenes Nest, das durch seine Lage und die Ruinen, in die es zu sinken anfängt, einen malerischen Anblick gewährt. Ich wunderte mich, in diesen Ruinen so viel schöne Mädchen zu finden. Schon bei unserm Eingang spazierten vier oder fünf am Thore herum, und hernach sahen wir fast aus jedem zerrißnen Papierfenster einen schönen Mädchenkopf herauskucken.

Siena, d. 22. Septbr.

Wir gingen um acht Uhr fort, und erreichten Siena um eilf Uhr. Am Thore mußten wir unsere Namen abgeben und die Pässe vorzeigen. Der Schreiber der Hauptwache, ein junges Bürschchen, das unsere Namen aufschrieb, sagte uns, wir müßten sogleich, nachdem wir gegessen, wieder fortgehen; auf meine Antwort, daß wir demungeachtet bis Morgen früh hier bleiben würden, war er auch sogleich damit zufrieden. Der Dom ist einer der schönsten, die ich je

gesehen habe, kleiner als der in Florenz, aber so wie dieser mit weißem und schwarzem Marmor bekleidet. Er hat eine schöne Fassade und einen Aufgang von mehrern Stufen.

Siena rühmt sich von Romulus erbaut zu seyn, und man findet deshalb überall die Wölfin mit dem säugenden Knaben am Thore, auf allen Plätzen, in den Zierathen einer Säule, in der Kirche unter der Kanzel als Säulenträger, zweimal vor dem Dom und fast überall, wohin man blickt. Wenn dies die historische Gewißheit ihres Ursprungs vermehren oder erweisen könnte, so hätte sie es völlig genug erwiesen. Siena will mir auf Florenz nicht behagen. Die häßlichen, krummen Gassen, die bergige Lage und die alten, zum Theil wüsten Häuser gefallen mir nicht. Ich würde hier schwerlich lange aushalten, so schön auch das Italienische hier klingt.

S. Quirico, d. 23. Septbr.

Um sechs Uhr giengs fort. Die Gegend wird von Siena an allmählich flacher und uninteressanter; man findet keine zusammenhängenden Dörfer mehr, nur einzelne Höfe und Gärten, die gewöhnlich auf einer

Anhöhe liegen und wie alte Kastelle aussehen, in deren Trümmer und hohe Mauern wahrscheinlich auch diese Gehöfte gebaut sind. Die Wagen, denen wir in dieser Gegend, schon jenseits Siena, begegneten, sind so einfach und kunstlos, als sie in ihrer ersten Erfindung vielleicht waren. Sie sind zweirädrig; aber die Räder sind bloße hölzerne Scheiben oder Teller aus einem Stück grob gehauen, auf beiden Seiten nach der Mitte zu konvex, und da, wo die Achse durchläuft, noch zweimal so dick, als am Rande. Dieser ist mit einem eisernen Ringe beschlagen. Auf der Achse ruhen zwei Bäume, die von hinten nach vorn gabelförmig in einen spitzen Winkel zulaufen. An der Spitze sitzt die Deichsel fest, und auf diesem Wagen steht gewöhnlich ein großer Korb, oder es sind auf beiden Seiten in die Bäume Pfähle gemacht, zwischen die man Holz oder dergleichen legt. Diese Wagen werden gewöhnlich von zwei Ochsen gezogen, die zugleich die Deichsel tragen und den Wagen ziehen. Heute habe ich sogar zwei Kutschen auf solchem Gestelle gesehen; in beide stieg man hinten hinein. In dem einen waren die Sitze längs zu beiden Seiten, wie in einem Wurstwagen, in dem andern wie gewöhnlich; Wagenkasten von Spänen geflochten und mit Glasfenstern. In solcher Ochsenkarosse fährt der Wohlhabendere, während

der Aermere sanftmüthiglich auf seinem Esel daherreitet.

Radicofani, d. 24. Septbr.

Um fünf Uhr kam ein Vetturin auf unser Zimmer und bot uns seinen Retourwagen für Spendere poco entweder bis Viterbo oder bis Rom an. Wir wollten auf keine Weise Gebrauch davon machen; er gieng mit einem: che maraviglia! von dannen und konnte nicht begreifen, daß wir lieber gehen, als fahren wollten. Die Gegend wird immer unfruchtbarer und öder, alles ist Sand und dürrer Boden; fern zeigt sich schon das Gebirge, das wir heute zu passiren haben.

Wir ruhten Nachmittag hoch auf dem Berge, den man von Ricorsi zu besteigen anfängt, im Schatten einer Kapelle. Von hier können wir beinahe bis Siena zurücksehen, und die ganze traurig öde, hügelige Sandgegend umher überschauen. Die Häuser liegen ganz einzeln im Felde umher, meistentheils auf Hügeln und Anhöhen, und die Strohhütten, die gewöhnlich daneben stehen, sehen aus, wie Cabanen der Hottentotten. Es ist eine der traurigsten Gegenden,

die man sehen kann. Das Haus hier bei der Kapelle steht leer und verschlossen; der Camerière in S. Quirico hatte nicht Unrecht, daß er dies Land ein Paese miserabile nannte.

Den 25. Septbr.

Wir waren so fest in unser Zimmer eingekerkert, daß wir weder Tag noch Nacht sehen konnten, und also ziemlich lange schliefen. Die Nacht hatte ein entsetzlicher Sturm mit Regen gewüthet. Wir giengen um acht Uhr etwa aus dem Wirthshause bis Novella, wo wir eine Suppe essen wollten, aber keine bekommen konnten. Wir priesen uns glücklich, daß wir nicht die Nacht dahin gerathen waren, denn allem Anscheine nach war es das elendeste Wirthshaus, welches uns unter allen elenden Wirthshäusern in Italien vorgekommen ist. Von Radicofani geht's immer rasch den Berg hinab. Hinter Novella mußten wir am Ufer des kleinen Flusses Paglia Schuh und Strümpfe ausziehen, und fünfmal durch das Bette des Flusses, der eben so viel Krümmungen in dem Thale macht, durchwaden. Wir glaubten das erste Mal, es würde mit einem Mal gethan seyn und zogen uns wieder an; aber kaum waren wir wieder zwei-

hundert Schritte gegangen, so mußten wir uns wieder ausziehen. Um Mittag kamen wir nach Ponte Centino. Dieser Name ist aber eine Lüge, denn hier findet sich keine Brücke über den Centino, der Toskana vom päpstlichen Gebiete scheidet, sondern man muß auf Steinen, die in dem flachen Bette des sonst trocknen Flusses liegen, hinübergehen. Wir zeigten in der Dogana unsre Päße. Den meinigen mit teutschen Lettern wollte man nicht unterschreiben; der Zöllner sagte, er getraue sich's nicht; aber Liernus holländischen Paß unterschrieb er, weil er ihn für einen lateinischen hielt. Nach einer Stunde giengen wir fürbas. Es ist doch sogleich beim Eintritt ins päpstliche Gebiet alles Täuschung und Lüge. Wir sind zwar Ponte Centino passirt, aber die Brücke fehlt noch; statt dessen sind wir fünfmal durch den Paglia und einmal durch den Centino gewadet. „Nur Geduld," sagte ich, „der Papst ist uns die Brücke nur schuldig geblieben." Ich hatte nicht unrecht gerathen. Ueber den Paglia kam die versprochene Brücke mit mehr als sechs marmornen Inschriften versehen, die die Wunderthat mehrerer Päpste rühmten, welche den vernünftigen Vorsatz, diese Brücke zu bauen und zu repariren, ausgeführt hatten! Wir kamen einen grünen, buschigen, felsigen Hügel hinauf,

der uns nach der öden Gegend wieder einmal erquickte und an die Schweiz erinnerte. Ach, sagte Liernus, die Päpste waren wohl klug, die hier die Gränze zogen! und so erblickten wir Aqua pendente, das eine recht reizende Lage auf dem, in einen halben Zirkel sich herumziehenden, mit Weinrebenterrassen geschmückten Felsen hat. Hier wollen wir für diese Nacht Hütten bauen! rief Liernus. Wohlan, ich bin's zufrieden, wenn's innerhalb so fein ist, als draußen! — Wir giengen hinein und fanden ein jämmerliches, trauriges, armseliges Nest, auf dem wahrlich S. Peters Seegen nicht zu ruhen schien. Hier bleiben wir nimmermehr, rief ich, und trieb L. fort. „Aber hier ist doch ein Bischof, wie unser Reisebuch sagt." — Eben darum ist es hier so armselig, der verzehrt alles, was Kern in dieser Gegend ist, und läßt die Schale seinen Schafen. — Wir giengen durch drei Straßen voll Armuth und Mist, und kamen mit Gottes Hülfe zu einem alten Thore hinaus. Noch fünf Millien bis zu S. Lorenzo nuovo! — Ja! wer weiß, was das für ein Nest ist! — Muth, lieber Freund! das Wort nuovo tröstet mich, und dann sehen Sie nur vor uns hin in die Ferne, dort liegen eine Kirche und schöne neue Gebäude; das sieht doch nicht so gar übel aus; das Bischen Regen wollen wir nicht achten; es

wird gleich vorüber seyn. Das Wetter donnerte hinter uns nach Abend herum, gab eine schöne Abendröthe, und mit Sonnenuntergang erreichten wir S. Lorenzo. Wir machten eine kleine Promenade auf dem Platz, der ein regulaires Achteck formirt, durch das die Landstraße mitten durchläuft. Wie man aus dem Orte tritt, hat man den ganzen Lago di Bolsena zu seinen Füßen, welches eine artige, frohe Aussicht giebt, und um so mehr unsern durstigen Blicken gab, je länger wir kein Wasser gesehen hatten.

Wir mußten mit einer übersalznen halbrohen Menestra vorlieb nehmen. Ein Vetturin hingegen, der am Tische mit aß, wurde ganz anders bedient; er bekam drei Gerichte und Trauben zum Dessert. Dafür verjagte ich ihn hernach mit meiner Pfeife vom Tische und aus der Kammer. Er wollte es erst nicht statuiren, daß wir rauchten, wich aber, als er hörte, daß wir dennoch rauchen würden.

Wir schliefen in Gesellschaft zweier Bauern auf einer Kammer, in einem über alle Maßen nassen schlechten Bette. Jetzt sind wir recht mitten in der italienischen Nationalsauerei!

Viterbo, d. 26. Septbr.

Um sieben Uhr aus S. Lorenzo nuovo. Der Weg geht sogleich aus dem Flecken den Berg hinab. Nach einer halben Stunde kommt man durch ein zerstörtes Dorf, das mir von einer verwüsteten Stadt hier im Kleinen einen sehr lebhaften Begriff gab. Die Felsen und das alte Gemäuer ist hin und wieder recht malerisch mit Epheu bewachsen. Man geht einen schönen, grünen Eichenwald zur Seite, eine halbe Stunde fort, ein erfreulicher Anblick für uns, die wir noch bis jetzt keinen Wald in Italien gesehn hatten, und kommt so allmählich zum See herab, an dessen Ufer man bis Bolsena wandert, ein dürftiges, unreinliches Fleckchen mit einem alten Kastell auf dem Hügel. Von Bolsena geht der Weg noch sechs Millien am östlichen Ufer des Sees, auf dem waldigen Abhang der ihn umgebenden Hügel fort. Viterbo hat für den ersten Eintritt ein freies, heiteres Ansehen, wie so viele italienische Städte, außer Siena. Ein schöner Springbrunnen auf einem Platze gleich am Thore erfreut den Ankommenden, und giebt für das Uebrige ein günstiges Vorurtheil. Wir setzten uns vor die Thür unsers Wirthshauses, um das Gewimmel der Aus- und Einpassirenden zu sehen. Wir sahen viel schöne und rechtlich, mit Geschmack ohne Prunk, gekleidete Leute. Die Frauen und Mädchen

des bürgerlichen Standes tragen ein feuerfarbenes Tuch mit vier Finger breiten schwarzen Streifen als Schleier über den Kopf geschlagen, wenn sie ausgehen, und oft blickt ein gar liebes Gesicht darunter hervor. Ich sah viele von schönem Wuchs. Nirgends habe ich so viel schöne, junge Männer und Jünglinge, so viel Achilleſſe und Ganymede unter den Mönchen gesehen, als hier. Der Gobernatore fuhr ganz langsam zum Thore hinaus spazieren. Zwei Bedienten giengen zur Seite des Wagens, zwei voraus und zwei auf dem Wagen; alle in hellblauer Livree mit Gold. Die Wache trat ins Gewehr und alles, was auf der Straße sich befand, stand still und verneigte sich tief. Ich glaubte den Papst zu sehen!

Ronciglione, d. 27. Septbr.

Um sechs Uhr machten wir uns auf den Weg. Als wir zwei Millien gegangen waren, giengen wir an ein Haus, wo uns Leute in einem Weinberge sagten, wir wären falsch gegangen, wir müßten wieder vor die Stadt zurück, und einen andern Weg aus demselben Thore, aus dem wir gekommen wären, nehmen. Wir bedachten uns also nicht lange und kehrten sogleich wieder um, ohne die vier Millien, die wir umsonst machen mußten, zu

achten; denn wir hatten einen Weg gehabt, desgleichen uns noch nicht vorgekommen war. Er gieng, von der Vorstadt an, fast immer durch Felsen gehauen; die aber vielmehr zusammen gebackner und gebrannter Schutt sind, von Thon und zermalmten Felsen, worin ich viel verkohlte Stücke und kleine Stückchen Bimsstein fand. Das Meiste schien vom Feuer rothgebrannt. Der Weg geht immer eng und labyrinthisch; oben sind Bäume und Sträuche überhin gewachsen. In diese mürbe Masse, woraus alle Berge und Hügel um Viterbo zu bestehen scheinen, hat man überall in den Bergen und auf den Feldern Höhlen gehauen, und sie theils zu Kellern und zu Behältern für Geräthe, theils zu Schutzörtern gegen böses Wetter für Menschen und Vieh zugerichtet. So trafen wir es schon gestern bei Monte fiascone, und heute noch mehr bei Viterbo. Wir giengen bis ans Thor und nahmen nun den rechten Weg, der mehr rechts geht. Hier und da führt er an eben solchen Felsen vorbei, und in einer halben Stunde kommt man an den kochenden See, der eigentlich nur ein Bassin oder Krater von etwa hundert Fuß im Umfange ist, mit Steinen umgeben und mit Wasser angefüllt, das stets siedend aufwallt und so heiß ist, wie kochende Schwefelleber-Auflösung nur seyn kann. Das steinige Erdreich rings umher ist weiß, wie

ausgelaugter Kalk, und überall riecht es stark nach Schwefel. Es wimmelt von Eidechsen. Dieser steinige Boden klingt hohl, wenn man darauf stampft, als wenn man auf ein Gewölbe tritt; es dröhnt unter den Füßen. Aus diesem siedenden Krater haben die Bauern rings umher in den felsigen Boden gehauene Rinnen abgeleitet, und in Gruben gesammelt, worein sie Weidenreiser gelegt hatten, um die Rinde davon abzulösen. Wir fanden sie rings umher damit beschäftigt. Sie standen bis mitten an die Schenkel in Gruben voll Wasser, und holten die Reiser heraus. Das Wasser in dem Krater hat eine klare blaue Farbe, wie das Wasser der Alpenflüsse. Es ist siedend in dem Krater, wo es gegen die Mitte zu besonders stark wallt. So heiß fließt es aus dem Krater hundert bis zweihundert Schritte weit in die Gruben ab. Funfzig Schritte weit konnte ich den Finger kaum darin leiden und, als ich um den Krater herum gieng, schlug mir der Dampf mit dem Winde warm, wie kochende Schwefelleber, ins Gesicht. Das Wasser setzt sowohl am Rande des Kraters, als in den Rinnen Schwefel ab, und inkrustirt die Rinnen und hineinfallenden Körper. Dieser abgesetzte Schwefel ist theils gelblich, theils röthlich, theils grünlich, theils weiß. Man kann nur in einiger Entfernung vom Lande den stei-

nigen, abschüssigen Grund sehen, gegen die Mitte hin nicht. Das Wasser ist klar und blau und so, wie es abfließt, setzt es eine Schwefelhaut ab. Der ganze Ort, und besonders der Krater, liegt etwas erhabener, als die Gegend umher. Hart am Krater wächst Gras und Unkraut. Die Quelle liegt Viterbo gegen Westen.

* * *

Hier endigt das Tagebuch. Den 29sten September 1794 langte Fernow in Rom an.

Mit hochklopfendem Herzen, beseelt von einem unaussprechlichen Gefühle, wie beim Eintritt in eine schöne, neue Welt, wanderte Fernow zur Porta del Popolo ein. Er fühlte, es war der entscheidendste Tag seines Lebens. Das Ziel, wohin nur zu streben, er einst über seine Kräfte glaubte, was seine kühnsten Wünsche, vor wenigen Jahren noch, kaum auszusprechen wagten, lag jetzt vor ihm. Er war in Rom, im Vaterlande der Kunst, er durfte hoffen, einige Jahre dort seiner ferneren Ausbildung, und jedem höhern Genusse leben zu können. Wie aus verborgenen Keimen, ohne sein Zuthun, hatte dies Glück

sich ihm zur schönen Blüte entfaltet; mit festem Entschlusse, alles anzuwenden, um sie zu pflegen, daß sie nicht dahin welke, ohne ein Saamenkorn zurück zu lassen, trat er seine neue Laufbahn an.

Seine erste Sorge war, seinen geliebten Carstens aufzusuchen. Wer dürfte es wagen, das Wiedersehen dieser beiden Freunde zu beschreiben, unter diesen Umständen! Auf diesem Boden! Carstens fand natürlicher Weise seinen jüngern Freund ausgebildeter wieder. Er sah jetzt weit von ihm übertroffen, was er damals kaum ahnen konnte, wie sie in Lübeck, im engen Stübchen vereint mit einander Pläne einer schönen Zukunft machten, die auch eben jetzt zur Wirklichkeit sich gestaltete. Fernow fand seinen Freund zwar durch sechs Jahre, und mehr noch durch anhaltende Kränklichkeit im Aeußern verändert; aber Herz und Geist waren dieselben. Drei Jahre später noch schrieb Fernow an einen Freund über Carstens Folgendes: „Sein Umgang ist für mich „keine kleine Zuthat zu der Glückseligkeit in Rom zu „leben. Er ist der Einzige in Rom, welcher auf dem „Wege der alten großen Meister des funfzehnten und „sechszehnten Jahrhunderts wandelt, und er thut es „mit eigenthümlichem Geiste. Ich wünschte Dir das

„Vergnügen, seine Arbeiten zu sehen. Sie würden „Dir noch neben den Werken des Raphael und „Michael Angelo, Freude machen. Die gegen„wärtigen Zeitumstände sind der Kunst zu ungünstig, „als daß ein fremder Künstler und ein Ketzer je Hoff„nung hätte, in Rom ein großes, öffentliches Werk „in Arbeit zu bekommen. Wenn Carstens darum „auch schwerlich ein solches Feld erhalten wird, auf „dem er die Größe seines, auf einen hohen Grad „ausgebildeten Talents entwickeln und zeigen könnte, „so wird er doch in kleinen Arbeiten dem wahren „Kenner immer als ein großer Künstler erscheinen."

Fernow ward sogleich Carstens Hausgenosse, und von ihm zu Rom's Herrlichkeiten geführt. Das ganze Leben der beiden Freunde war dem Studium und dem Genusse der Kunst geweiht; an Unterhaltung in den Stunden der Muße gebrach es ihnen nie. Fernow sagt von diesem Verhältnisse in der Biographie seines Freundes: „Wie interessant und lehr„reich ein solcher Umgang mit talentvollen Künstlern „ist, wie glückliche Blicke er in die immer geheimniß„volle Werkstatt des schaffenden Genius und in das „Wesen der Kunst gestattet, wie wichtige Aufschlüsse „er dem Forscher über den Grund so mancher Erschei-

„nungen giebt, deren Wie dem Künstler gewöhnlich „ein Räthsel bleibt, obgleich er selbst diese Wirkungen „hervorbringt, wird jeder wissen, der mit wahrhaft „genialischen Künstlern lange in ähnlichen Verhält„nissen gelebt hat."

Fernow wußte dieses glückliche Verhältniß zu seiner ferneren Ausbildung möglichst zu benutzen; seine Begriffe von der Kunst berichtigten sich täglich. Bald sah er ein, daß er zu alt werden würde, ehe er die Schwierigkeiten des mechanischen Theils der Kunst hinlänglich überwunden hätte, um etwas Ausgezeichnetes zu schaffen, und fühlte es unter seiner Würde, etwas Halbes oder Mittelmäßiges zu seyn. Das Studium der Philosophie hatte seine Liebe zu den Wissenschaften erhöht und ihn richtiger und zusammenhängender denken gelehrt. So kam er denn bald zu dem Entschlusse: das theoretische Studium und die Geschichte der Kunst allein zu seinem Hauptzwecke zu erwählen, und die Praxis derselben nur zu seiner Erholung zu treiben. Folgender Brief an seinen Freund und Beschützer Reinhold giebt uns manche Aufschlüsse über seine damalige Lage.

Rom, den 12. Nov. 1795.

Die Uebersendung eines Aufsatzes an Ihren würdigen Herrn Schwiegervater verschafft mir die längst gewünschte Gelegenheit, den weiten Raum, welcher mich jetzt von Ihnen trennt, hindurch zu eilen, und Ihnen einen kleinen Beweis meiner lebendigen Liebe und Verehrung in die Hände zu spielen. So lange Baggesen noch mein Sachwalter bei Ihnen war, schien es mir unnöthig, selbst bei Ihnen zu erscheinen; ich konnte seinen Genius, sein Herz für mich sprechen lassen, ohne daß weder Sie noch ich dabei eingebüßt hätten. Aber seit er seinen Lauf gen Süden leider zu früh beschloß, um wieder in sein Wallhall zurückzukehren, muß ich selbst mich aufmachen, über Alpen und Apenninen hin, um Ihnen meinen römischen Gruß zu überbringen. Die dreizehn Monate meines Hierseyns sind mir, wenn ich auf sie zurücksehe, zu dreizehn Tagen verflossen, und ich glaube, wenn ich dreizehn Jahre hier wäre, sie würden mir dünken, wie dreizehn Monate. Rom ist eine Welt in sich, wo das Alte immer wieder neu erscheint, wo man das Neue nicht sehen mag, wenn es nicht alt ist. Es giebt einen ewigen Genuß, der sich immer selbst reproduzirt. Ich möchte Ihnen viel von Rom schreiben, wenn ich nur wüßte, wo ich anfan-

gen, wo ich enden sollte; also schreibe ich Ihnen lieber von dem, was Sie und mich interessirt, was die Seele Ihres Wirkungskreises ist und was auch der Geist des meinigen seyn soll, wenn es wahr ist, daß ich ihn hier gefunden habe. Ich treibe hier nicht, das wissen Sie längst, wie ich wähnte und wollte, als ich herkam, die Kunst praktisch, und ein Paar Aufsätze im Merkur, werden es Ihnen bestätigt haben. Ich glaube, meinem richtigen Selbstgefühle zufolge, besser daran gethan zu haben, als ich den theoretischen Theil der Kunst zu meinem künftigen Felde wählte, und die Aussicht, daß ich auf diesem Wege vielleicht nützlicher seyn kann, als auf einem andern, rechtfertigt meinen Entschluß für mich selbst. Meine ersten Schritte, diese Aussicht zu realisiren, gehen gut von statten. Ich habe es in der kurzen Zeit meines Hierseyns wenigstens dahin gebracht, manchem Künstler die Nothwendigkeit einer höhern Geistesbilduug, als der Handwerker bedarf, begreiflich und fühlbar zu machen, dabei den Vortheil, mit den besten Künstlern des gegenwärtigen Rom's in genauem Umgange zu leben, und so nicht bloß in den Werken der Alten, die bereits als Muster für alle Nachkommenschaft dastehen, sondern auch das lebendige Streben des jetzigen Kunstgeistes, der diesen großen Vorbildern mit Glück nachstrebt,

den Geist und das Wesen der Kunst gründlich zu stu=
dieren, und meine Erfahrungen und praktische Erkennt=
nisse auf die philosophische Grundfeste zu stützen, wel=
che ich aus unserm Vaterlande mit hierher gebracht
habe. Vielleicht gelingt es mir einst dadurch, etwas
Nützliches über die Kunst hervor zu bringen. Indessen
habe ich, aufgefordert von einigen denkenden Künstlern
und Kunstfreunden, eine Reihe von Vorlesungen über
die Kunst nach Kantischen Prinzipien auszuarbeiten
angefangen, welche das Geschäft des vergangnen Som=
mers gewesen sind, und die ich diesen Winter wöchent=
lich zweimal Abends in der Wohnung des Prinzen
August von England halte. Mein Auditorium, das
aus Künstlern, Gelehrten und Kunstfreunden besteht,
ist 36 Personen stark. Der Prinz selbst, den solche
Dinge nicht interessiren, ist mein Zuhörer nicht; aber ich
habe den Vortheil, sie in seinem Hause halten zu dür=
fen, und dadurch dem Verdacht eines geheimen verdäch=
tigen Klubs zu entgehen, dem unsre abendliche Zusam=
menkünfte gewiß ausgesetzt, wodurch sie vielleicht gar
gestört werden könnten. Meine ersten Stunden haben
das Glück gehabt, nicht zu mißfallen und mir das Ver=
trauen für die künftigen zu erwerben. Ich bestrebe mich,
meine Vorlesungen besonders nach Ort und Personen
und dem Bedürfnisse der letztern einzurichten; denn so

angebaut die Phantasiie mancher Künstler ist, so öde und wüste ist mehrentheils ihr Verstand. Und leider sind noch öfter alle beide unangebaut, und zwar so, daß der große Haufe das Bedürfniß einer solchen Kultur noch nicht einmal fühlt, sondern in dem lieben Handwerke seine ganze Glückseligkeit findet, wobei der größte Theil denn auch wirklich — da wahres Genie überall, folglich auch in Rom, seltne Erscheinung ist — zeitlebens stehn bleibt. Man irrt sich, wenn man hier einen Zusammenfluß von Genie und Talenten aller Art unter den Künstlern der mancherlei Nationen, die hier studieren, oder Studierens halber hier sind, zu finden glaubt. Die Teutschen haben jetzt die besten Künstler hier, und unter den funfzig, welche etwa in allem hier seyn mögen, sind höchstens vier bis fünf, die entschiednes Kunsttalent besitzen. Die übrigen würden gewiß aus innerm Drange die Kunst nicht zu ihrem Berufsgeschäfte gewählt haben, weil sie wenig oder nichts von wahrem Berufe zeigen. Das große Bedürfniß ist darum, diesen Menschen die ganze Wichtigkeit und Würde der Kunst fühlbar zu machen, und dies ist auch der Hauptzweck meiner Vorlesungen. Ich gewinne nur wenig damit, oder vielmehr, wenn ich die Zeit und Mühe gegen den baaren Ertrag in die Wage lege, so gewinne ich gar nichts. Auch habe

ich meinen Preis mit Fleiß so gestellt, daß Niemand Eigennutz dabei erwarten konnte; denn der große Haufe ist mehr aus Neugier, als Bedürfniß dazu bewogen worden, ich hoffe indessen, es werde mir gelingen, sie in dieses allmählich zu verwandeln. Um auch auf eine andere Art die Kultur des Kopfs zu erleichtern, habe ich eine gemeinschaftliche Bibliothek eingerichtet, um die, dem Künstler unentbehrlichen Bücher die, Uebersetzungen alter Klassiker, neuere Dichter und andere Bücher allmählich anzuschaffen. Ehe Carstens nach Rom kam, hatte fast kein hiesiger Teutscher Künstler ein Buch; endlich fieng dieser und jener an zu lesen, da er glaubte, daß Carstens dadurch seinen Erfindungsgeist, sein Genie erworben habe. Keiner hatte je einen Livius, Diodor, Herodot u. a. gelesen; jetzt geschieht es allmählich. Wir haben nun auch seit einiger Zeit einige Zeitschriften in Gang gebracht, die Literatur-Zeitung, den Merkur, die Horen, und ich hoffe, das Interesse an Teutscher Literatur soll künftig nicht mehr dem Fremden, der über die Alpen nach Rom kommt, zu befriedigen verwehrt seyn. Was mir hier fehlt und mein Vaterland mich oft vermissen läßt, ist der Mangel an Produkten Teutscher Literatur und eines kritischen Freundes, welcher mir meine Fehler sagen könnte,

die ich mir lieber von einem Freunde, als von einem Fremden im Angesicht des Publikums vorhalten lassen möchte. —

So eben sind Madame Brun aus Kopenhagen, Matthissson, die Fürstin von Dessau und mein Freund P. angekommen. Mit letzterem habe ich bloß den ersten seligen Rausch des Wiedersehens genossen, und noch nichts Vernünftiges gesprochen, weil er mir nur einen Augenblick gönnen konnte, Von den übrigen Fremden, sah ich Niemand bis jetzt. — Wenn ich doch auch etwas von Ihnen wüßte! Von Baggesen hörte ich seit einem halben Jahre und länger gar nichts. Es ist traurig, daß man nicht alle Glückseligkeit zugleich genießen kann, welche zu genießen einem doch wohl vergönnt seyn dürfte, weil man sie nicht mißbrauchen will. Wie sehr wünschte ich, Ihr letztes Werk, Ihren Socrates, der gewiß seines großen Urbildes würdig seyn wird, hier besitzen zu können! Ich habe bereits an Füesly in der Schweiz geschrieben, mir ihn, so wie er erscheint, zu übersenden, denn, mich dürstet nach neuen Lebensquellen für meinen Geist, und diese können nur aus Teutschland kommen. —

Schenken Sie mir doch bei einer günstigen Gelegenheit etwas, wenn es auch nur einige Zeilen sind, von Ihrer Hand. Sie werden mir dadurch eine Freude bereiten, nach der ich lange vergebens harre. Vom Grafen B. weiß ich nichts. Seit Mai, und schon früher, ist ein Wechsel von 150 Gulden, wie mir Baggesen schrieb, für mich unterwegs; aber noch habe ich nichts davon gesehen, ich weiß nicht, ob ich ihn noch erwarten darf; aber daß ich ihn wahrhaft nöthig hätte, daß ich oft in größter Bedrängniß lebe, daß ich bei dem besten Willen und Fleiße, doch sogleich im ersten Jahre nicht vermocht habe, so viel aufzutreiben, auch nur meine dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen, das weiß ich desto gewisser, auch die Lehre, die daraus fließt, weiß ich zu beherzigen, und ich strebe nur nach dem einzigen Glücke, mir selbst mein rechtliches Auskommen erwerben zu können. —

Bis zum April 1795 lebte Fernow mit Carstens in einer Wohnung, dann aber bedurfte dieser zu seiner Kunstausstellung einer größern Werkstatt und bezog das Haus des verstorbenen Malers Battoni. Beide Freunde wohnten zwar nicht mehr unter einem Dache, dennoch lebten sie eben so unzer-

trennlich beisammen, wie sonst. Fernow brachte den ganzen Tag bei seinem Freunde zu; in seiner Werkstätte hatte er seinen Arbeitstisch aufgeschlagen. Hier trieb er mit immer regem Eifer das theoretische Studium der Kunst, und sah zugleich die Meisterwerke seines Freundes vor seinen Augen entstehen. Jeder arbeitete ungestört für sich; am Abende freuten sie sich des gelungenen Tagewerks, und sammelten bei einem gemeinschaftlichen Spaziergange auf Roms klassischem Boden neue Kraft, neue Belehrung, neuen Kunstgenuß.

Fernow erlebte jetzt die glücklichsten Jahre seines Lebens. Sie entschädigten ihn für seine, in einer seinem Geiste so wenig angemessenen Lage, verlorne Jugend, für allen Kummer, alle Noth seines mühevollen Daseyns. Der Großmuth des Baron Herbert und des Grafen Burgstall verdankte er, wie oben erzählt ist, einen Jahrgehalt von 200 Thalern; bei seiner Mäßigkeit reichte dies zu, ihn vor Mangel zu schützen, und mehr verlangten seine bescheidenen Wünsche nicht. Diese Unterstützung währte freilich nur die beiden ersten Jahre seines Aufenthalts in Rom, und hörte hernach aus uns unbekannten Ursachen auf; aber gerade für diese erste Zeit war sie

ihm höchst wohlthätig. Bekannter mit dem Lokale, mit der Sprache des Landes, wußte er sich späterhin bei vermehrten Kenntnissen leichter allein durch zu helfen.

Wir fahren fort, ihn in seinen Briefen sich selbst aussprechen zu lassen.

Fernow an Professor Reinhold.

Rom, d. 18. Jul. 1796.

Ihr Beifall, welchen sie meinen ersten schwachen Versuchen schenken, ist der schönste Lohn meines kaum begonnenen Strebens. Ihr Lob soll mir ein Sporn seyn, es dereinst zu verdienen, und jeden guten Vorsatz zur That zu verwirklichen, um so mehr, da zugleich meine ganze Seele in meinen jetzigen, mir durch Schicksal und innige Ueberzeugung angewiesenen Beruf einstimmt. Ich fühle mich glücklich, daß ich endlich, und noch früh genug, um nicht auf halbem Wege stehen zu bleiben, eine meinen Wünschen, und wenn ich mich nicht betrüge, auch meinen Kräften angemessene Laufbahn gefunden habe, von der mich auch hoffentlich nichts wieder abziehen wird. Nie habe ich mit innigerm Triebe an einer Geistesbeschäfti-

gung gehangen; nie hat der Pflichtgedanke, dem kurzen Moment des Daseyns durch ein der Menschheit nützliches Wirken längere Dauer zu geben, lebendiger auf meinen Willen gewirkt, als seit dem ich in Rom lebe; seit ich gewiß bin, den Kreis meiner Thätigkeit in der reizenden Sphäre der Kunst gefunden zu haben.

Das Bedürfniß der bildenden Kunst unsrer Zeit ist seit meinem Hierseyn mein stetes Augenmerk gewesen, und sowohl die philosophische Erkenntniß ihres Wesens und Zweckes, als der tägliche Umgang mit Künstlern aller Art, so wie der Anblick der Werke der Kunst, von dem Erhabensten bis zum Unwürdigsten herab, haben meine Ueberzeugung mehr und mehr befestigt, daß auch hier, wie in so vielen andern Mängeln und Gebrechen menschlicher Dinge, die Philosophie den Weg zur Aufnahme und Verbesserung bahnen kann und soll.

Von dem Zustande dieser Künste, und dem Geiste, womit sie gegenwärtig, selbst in Rom, wenige Ausnahmen abgerechnet, getrieben werden, ließ sich ein trauriges Gemälde entwerfen; aber ich kann Ihnen in wenig Worten ein treffendes Bild davon geben,

wenn ich Ihnen sage, daß es schlechter mit ihnen steht, als es vor Kants Zeiten mit der Philosophie stand, wo F. der Battoni, und P. der Mengs der neueren populären Philosophie waren, und wo „jene reformationslustige Magisterchen" unsers philosophischen Zeitalters noch keine Hosen trugen. Dies mahnt mich an eine tröstliche Nachricht, die ich kürzlich hier in einem Lichtenbergischen Kalender las, von den sieben Magistern, die ein durch Schwaben Reisender in einem Tollhause beisammen fand, und die sämmtlich ihren Sparren der Kantischen Philosophie verdankten.

Es geht aber in der Kunst um kein Haar besser, und auch in Rom wäre es nicht schwer, sieben Künstler zu finden, die würdig wären die Tollhäuser ihres Vaterlandes mit ihren Geistesproducten auszuzieren. Vielleicht wird es weit mehr Arbeit und Zeit kosten, einen reinen Geschmack in die Kunst, als einen vernünftigen Geist in die Philosophie einzuführen. Zu meinem eignen Troste denke ich jedoch: so bald eine Aufgabe durch Vernunft gegeben und ihre Auflösung als ein nothwendiges Bedürfniß gefühlt und erkannt ist, dürfen auch die größten Hindernisse nicht mehr als unüberwindlich angesehen werden, weil diese nur

immer zufällig sind, jene aber nothwendig ist; und mein ganzes Studium der Kunst konzentrirt sich in der Zurückführung der bildenden Künste auf philoso=phische Prinzipien, und der gegenseitigen Anwendung dieser auf jene in der Beurtheilung. Wie sehr es mich freut durch die öftere Uebereinstimmung der Er=fahrung mit den a priorischen Grundbegriffen von der Wahrheit der Kantischen Lehre, wie durch die Probe von der Richtigkeit meines Rechnungs Exempels, über=zeugt zu werden, darf ich Ihnen wohl nicht sagen.

Außerdem, daß ich hier die beste Gelegenheit habe, die Kunst in den Werkstätten der Künstler zu studieren, manches Kunstwerks Empfängniß, Geburt und Mißgeburt beizuwohnen; habe ich das unschätzbare Glück, den täglichen Umgang meines Freundes Car=stens zu genießen, eines Künstlers, der für mich eine lebendige Schule der Kunst, und mir, in Rücksicht auf meinen Zweck, nicht weniger lehrreich ist, als die Betrachtung der Antiken und Raphaels. Er ist, was jeder ächte Künstler seyn muß, wahrer Dichter in seiner Kunst; er besitzt die dem bildenden Künstler vielleicht noch seltner, als dem Dichter eigene Gabe, sich in jeden Gegenstand, den er behandelt, zu ver=wandeln, und ihn mit der eigenthümlichsten Empfin=

dungsweise seines Dichters darzustellen, ohne je das Gepräge eigener Originalität, den Charakter seines Styls, zu verläugnen. Darum ist es ihm auch möglich, mit gleichem Glücke Scenen aus dem Homer und aus dem Dante, aus dem Ossian, wie aus den alten Tragikern auf solche Art zu behandeln, daß man gestehen muß, so, und nicht anders soll der Geist des Homer, Dante, Ossian, Aeschylus u. s. w. in bildender Kunst dargestellt werden. Sie haben eine Anzeige von einigen seiner Arbeiten im vorigen Jahrgange des Merkurs gelesen. Seit der Zeit hat der fleißige und erfindungsreiche Künstler wieder Werke erfunden, die ein neuer Beweis von seinen Fortschritten zu einer höheren Vortrefflichkeit sind; vielleicht mache ich in der Folge auch von diesen eine öffentliche und, wenn meine Kräfte es gestatten, ihrer würdige Anzeige. Sie erweisen der Kunst einen Dienst, wenn Sie den Namen und das Talent dieses Künstlers den wahren Freunden und Verehrern der Kunst, welche vielleicht Ihr Zirkel von Bekannten in sich schließt, bekannt machen; denn es gehört auch mit zu der strengen Gerechtigkeitsliebe unsers Zeitalters, daß man die Anerkennung und Belohnung derer, welche mit der Gegenwart fremd, und erfüllt sind mit einem Ideale, das diese nicht zu fassen fähig

ist, nur den Beifall der Nachwelt im Auge haben — gerne der Nachwelt überläßt.

Ich habe im vergangenen Winter von Michaelis bis Ostern wöchentlich zweimal, auch dreimal Vorlesungen über Aesthetik in Rücksicht auf bildende Kunst gehalten. Deren Ausarbeitung nahm mir über ein halbes Jahr Zeit weg, und verdiente ich auch nicht viel dabei, so lernte ich doch viel. Ich hatte gegen 36 Zuhörer, das heißt, etwa fünf bis sechs ausgenommen, die ganze Teutsche Künstlerschaft, und etwa sieben bis acht hier lebende Gelehrte. Die Erklärung des Schönen habe ich so viel als möglich zu erleichtern und die transcendentale Quelle desselben fleißig in's Gebiet der Erfahrung herabzuleiten gesucht, wodurch es mir doch gelungen ist, einigen guten Köpfen unter den Künstlern, die, wenn sie auch nicht mit dem Verstande begreifen, doch mit dem Genie eindringen, einleuchtend zu werden, und ihnen durch häufige Beispiele des Schönen, woran es in Rom nicht mangelt, den Vernunftbegriff der Schönheit zu versinnlichen. Die Ausarbeitung dieser Vorlesungen hat mich zugleich einem Zwecke, durch dessen glückliche Ausführung Ehre zu erwerben ist, näher geführt. Sie hat mich zu dem Entschlusse gebracht, ein ästhetisches

Handbuch für bildende Künstler auszuarbeiten, und der allgemeine Wunsch meiner Zuhörer bestärkt und ermuntert mich, ihn auszuführen. Doch will ich mit der Ausarbeitung mich nicht übereilen, sondern Plan und Ausführung durch Zeit und Studium heranreifen lassen. Da bis jetzt kein Buch der Art existirt, so möchte ich meinen Eintritt in's Publikum gern mit einem, sowohl des Gegenstandes, als unsers philosophischen Zeitalters würdigen Werke machen, und der Gedanke, mich öffentlich meines Lehrers würdig zu zeigen, wird meinem Geiste immer während der Arbeit gegenwärtig seyn. Ich lasse die Vorlesung bis zum Winter ruhig liegen, wo ich sie, auch wenn ich sie nicht wiederholen sollte, zu meinem Zwecke nochmals ganz überarbeiten, und dann sehen werde, wie weit ich sie meinem Ideale nahe bringen kann. Seit Ende des vergangenen Winters habe ich mich fast ausschliessend mit der Kunstgeschichte beschäftigt, um mit den vorhandenen Materialien zu einer Geschichte der neuern Kunst, die vielen Reiz für mich hat, mich allmälich bekannt zu machen, und mir eine vorläufige Uebersicht derselben zu erwerben, bis ich sie einmal in der Folge, unter Begünstigung äußerer Umstände, durch einige Reisen in die verschiedenen Provinzen Italiens,

wo die neueren Kunstschulen geblüht haben, zu eigener anschaulicher Einsicht erheben kann.

Das Leben in Rom hat so viele Reize, daß sich gar bald der Wunsch, es nie wieder verlassen zu dürfen, in's Herz schleicht, und ich gestehe, daß ich ihn, wenn auch nicht für immer, doch für eine Zeit von zehn Jahren gefaßt habe. Nirgends in der Welt kann man freier, sich selbst überlassener und harmonischer leben, als hier, und Winkelmann's Heimweg, der ihm sein Leben kostete, wäre vielleicht für sein fühlendes, für Freiheit und Schönheit so empfindliches Herz unüberwindlich gewesen. Das Einzige, was eine Sehnsucht nach Teutschland oft in mir erregt, ist die Abgeschiedenheit von unsrer Literatur und das Entbehren einiger Freunde, die ich ewig schätzen und lieben werde, für die in gewissen Momenten der Erinnerung, des Italienischen Himmels voller Zauber mit allen seinen Schätzen kein Aequivalent zu geben vermag. Mein freundschaftlicher Umgang schränkt sich hier auf sehr wenig Menschen ein, ja im engsten Sinne, ist Carstens mein einziger Freund in Rom, und ich danke dem Schicksale, daß ich diesen einzigen habe. Mit Italienern habe ich kaum Umgang. Der Zeitaufwand würde sich nicht lohnen, und in Rom

hat man keine Ursache, ja es wäre Sünde, seine Zeit zu verschwenden. Selbst die Stunden der Muse und Erholung kann man sich zur lehrreichsten Unterhaltung machen. Mit den hiesigen Teutschen Gelehrten habe ich gleichfalls wenig Umgang. Diesen Winter hat mir das Hierseyn der Madame Brun und Matthis-son's sehr angenehm gemacht, und Freund P. ist mir lieb und erquickend gewesen, wie die Erinnerung froh verlebter Tage. Das ist noch ein Glück, daß man mit den interessanten Teutschen, welche nach Rom kommen, bald bekannt wird, und auf diese Weise etwas Geistesnahrung über die Alpen her erhält; aber auch diese schneidet der unselige Krieg, der jetzt Italien verheert, fast ganz ab, und wenn wir nicht bald Frieden erhalten, so befürchte ich für den künftigen Winter eine Hungersnoth.

Das Geld von dem edlen Burgstall habe ich nunmehr erhalten, sowohl den alten Wechsel, als auch den neuen. Es war auch Zeit, denn mein Mangel fieng eben an, drückend zu werden. Wenn mir Graf B. für's künftige Jahr die Unterstützung wieder giebt, so will ich mich durch Beihülfe eignen Fleißes schon so lange durchschlagen, bis ich mir allmählich eine bessere Subsistenz verschaffen kann. Er hat mich ein-

geladen, ihn auf seinen Gütern in Steyermark zu besuchen, und dort eine Zeit lang zuzubringen. Dies ist mir ein angenehmer Gedanke, den ich gewiß dereinst, besonders wenn ich etwas größeres ausarbeiten werde, zur Ausführung bringe. Wenn mir nur das Schicksal den Wunsch erfüllen hilft, so lange in Italien leben zu können, bis ich meine reiche Erndte geendigt habe, um das ganz leisten zu können, was ich ganz leisten möchte; so will ich um meine übrige Zukunft unbekümmert leben.

Die Schillerschen Aufsätze in den Horen haben mich entzückt. Ich halte sie, so wohl dem Inhalte, als der Darstellung nach für Meisterstücke seines ästhetisch philosophischen Genies. Schiller hat gewiß viel Licht in das Feld der Aesthetik getragen, und ich verdanke ihm manchen Aufschluß über Dinge, die mir bis dahin dunkel waren. Ihre Aphorismen über Moral und Naturrecht hat mir P. mitgetheilt. Er konnte mir kein schöneres Geschenk für meinen Kopf und mein Herz mitbringen, ich habe sie mir, meiner Gewohnheit gemäß, abgeschrieben, um sie recht mit Muse durchdenken und beherzigen zu können. Auch Ihre Briefe über die kritische Philosophie hat er mir nach Italien gebracht; diese und Kant's Werke, die ich

mir selbst mitnahm, sind meine ganze philosophische Bibliothek; aber auch genug für mich. Die Kritik der Urtheilskraft habe ich hier noch öfter durchstudiert, und ich kann wohl sagen, daß ihr Geist erst hier in lichtheller Klarheit den meinigen durchdrungen hat.

Wir leben seit einiger Zeit in Besorgnissen wegen der nahen Franzosen; eigentlich aber sind nicht diese, sondern der hiesige Pöbel zu fürchten, der gewiß durch eine Plünderung den Franzosen zuvorkommen würde. Wir haben aber auch deßhalb hier jetzt erstaunliche Wunder und Zeichen. Viele Madonnen haben schon mit dem Kopfe geschüttelt und die Augen verdreht und mancher reuige Birbone hat schon seinen Dolch, den er für die Jakobiner geschliffen hatte, der Madonna geweiht. Ach, wie ist hier die Menschheit gesunken! Welcher Abstand von diesen fanatischen Aeußerungen eines abergläubischen Pöbels und schändlichen Pfaffentrugs, die wir hier täglich um uns erblicken, bis zu Kants Idee eines ewigen Friedens! Es ist schrecklich sich zu überzeugen, daß das Volk in Italien seit zweitausend Jahren, wo es wie jetzt, bei allgemeiner Noth in die Tempel strömte, und zu seinen Götzen flehte, noch um keinen Schritt vorwärts, vielleicht noch rückwärts gegangen zu seyn scheint. So bemitleidens-

würdig es einerseits erscheint, so unendlich abscheulich aber stellen sich die dar, welche selbst ohne Rechtschaffenheit, ohne Sittlichkeit und Glauben, die blinde Menge in dieser dicken Finsterniß erhalten und gern noch tiefer hinabstoßen möchten, wenn der Genius der Menschlichkeit sich nur ganz vernichten ließ. Jetzt wird zehn Tag lang täglich auf öffentlichen Plätzen Rom's gepredigt; um jede solche Bühne versammeln sich acht bis zwölf Tausend Menschen. Was das für Predigten sind, können Sie sich denken. Ich habe dem Scandal für die Menschheit zwei Mal beigewohnt, um einen Begriff von solchen Scenen zu haben. Wer keinen Glauben an Menschheit mit nach Rom bringt, wird ihn schwerlich mit hinwegnehmen.

Jetzt kann gar kein Paket, weder aus Teutschland her, noch dort hinkommen, bloß die Briefposten gehen, und auch diese müssen einen Umweg über Venedig nehmen. Dies hat mich abgehalten, einen Aufsatz über Raphael an Wieland, der jetzt in der Schweiz lebt, zu schicken. Ich habe ihn diesen Sommer nach dem Fronleichnamsfeste, wo die Tapeten von Raphael im Vatikan ausgehängt sind, über die letztern geschrieben, außerdem manches angefangen; aber nichts ganz vollendet. Meine anderweitigen Studien hinder-

ten mich bisher, etwas für den Merkur einzusenden, und jetzt wird es wahrscheinlich anstehen, bis die Kommunikation mit Teutschland und der Schweiz wieder sichrer seyn wird. Wenn ich nach meinen Empfindungen urtheile, so müssen in Teutschland Aufsätze über die Kunst dem Publikum Vergnügen machen. Ich habe sie sonst immer mit großer Freude gelesen. Auch dies ermuntert mich zu ähnlichen Vorübungen. Ich habe eine Abhandlung über das Ideal für die bildende Kunst angefangen, die etwas groß werden wird, weil ich hier einen reichhaltigen Stoff habe, wenn ich es nach seinem ganzen Umfange und seinen Modifikationen für die verschiedenen Zweige der bildenden Kunst betrachten will. Zu meinem Vergnügen habe ich mich in müssigen Stunden an einer Uebersetzung des Ossian versucht, die jetzt beinahe bis auf den vierten Theil der ganzen Sammlung fortgerückt ist. Treue, Simplicität und alle Schönheit des Wohlklanges, deren die Prose im Gedichte fähig ist, sind die Forderungen, die ich dabei vorzüglich im Auge habe. Sie sehen, daß auch unter hesperischem Himmel Ossians Schönheiten nicht bei mir verlieren. Ja noch mehr, man hat sogar eine Italienische Uebersetzung von Cesarotti, die meine Erwartung übertroffen hat. Ich

habe Stellen darinn gefunden, die vielleicht in keiner andern Sprache so schön klingen.

An Baggesen.

Rom, d. 15. Decbr. 1796.

Wenn Ihre Langmuth, geliebter Baggesen, die Vollziehung des verdienten Strafgerichts über mich bis jetzt noch verzögert hat; so lassen Sie sich diesen Aufschub nicht gereuen. Dem Buchstaben des Gesez-zes zu folge, mag ich für mein zu langes Schweigen harte Strafe verdient haben; aber des crim nis laesae amicitiae fühle ich mich, Gottlob! nicht schuldig. Daß ich nun über zwei Jahre lang in Rom, wenn gleich kein im Aeußern glückliches, vielmehr höchst eingeschränktes, doch ein, meinen liebsten Wünschen entsprechendes Leben lebe; daß ich im Geiste einer Kunst, die aller Hindernisse ungeachtet, immer meine Lieblingsbeschäftigung war und seyn wird, hier aus der Quelle schöpfen; daß ich mich mit meinem trefflichen Carstens, ohne den es mir, selbst in Rom nicht länger gefallen würde, Tage verleben kann, die des goldnen Zeitalters der Kunst würdig sind, das, bester Baggesen! ist Ihr Werk; und wie könnte ich jeden Urheber meines Glücks, das ich mit jedem

Tage mehr schätzen und nützen lerne, vergessen. Sie haben, ohne daß wir beide es wußten, mich einem Zwecke entgegengeführt, der, nach meiner jetzigen Ueberzeugung, sich eigentlicher für mich schickt, als der, welchen ich, meiner frühern Neigung nach, hier zu erreichen wünschte. Der Lauf meiner Schicksale, und die Art meiner Geistesbildung scheinen mich, wie ich allmälich einsehen lerne, weniger zum Künstler bestimmt zu haben, als mein früher und auch jetzt noch dauernder Trieb, dem es zu lange an Gelegenheit zur Befriedigung gemangelt hat, als daß ich nun, da ich sie habe, noch hoffen dürfte, jene Schwierigkeiten, die schon in der Jugend besiegt seyn müssen, im reifern Alter noch glücklich zu überwinden. Die Praxis im Zeichnen und Malen, die ich mir ehemals erworben habe, ist mir demungeachtet auch jetzt von wesentlichem Nutzen; denn sie setzt mich in den Stand, auch in den Theil der Kunst, der sonst gewöhnlich dem Kenner und Theoristen verborgen bleibt, der aber dem, welcher sich zum gründlichn Kenner und Kunstrichter zu bilden strebt, keineswegs fremd seyn darf — ich meine den mechanischen Theil, von dem der ästhetische Eindruck so sehr abhängig ist — leichter und tiefer einzudringen, und so von allen Theilen der Kunst deutliche und vollständige Begriffe zu erwerben. Wie

nothwendig es ist, daß Theorie und Praxis, Abstraction und Anschauung sich gegenseitig unterstützen, lehrt mich hier die tägliche Erfahrung.

So unmöglich es auch selbst in Rom ist, ohne gründliche Vorbereitung durch Philosophie, etwas Probehaltiges über die Kunst zu schreiben, eben so unmöglich ist es in Teutschland, auch bei der größten Reinheit und Vollständigkeit philosophischer Einsicht, in das Wesen des Schönen und der bildenden Kunst zu dringen; denn hier würde der Begriff, und dort die Anschauung mangeln. Erst in Rom habe ich, nach wiederholtem Durchlesen, Kant's Kritik der ästhetischen Urtheilskraft ganz verstehen gelernt und der Geist ihres großen Verfassers ist mir noch größer erschienen durch die Tiefe und Wahrheit seiner Vernunftoffenbarungen, die mir oft bei der Betrachtung der hiesigen Kunstwerke, besonders solcher, wo das Genie in höchster Vortrefflichkeit sichtbar ist, auf eine überraschende Weise eingeleuchtet haben.

Durch Schiller's Briefe und übrigen Aufsätze in den Horen bin ich großentheils mit ihm, auch wegen der in der Schrift über Anmuth und Würde aufgestellten Ideen in Eintracht gebracht worden. Ich

hoffe, daß auch Sie es jetzt seyn, und die Schönheit nun weniger zweideutig ansehen werden, als ehedem, nachdem Schiller sie in ihrer rein idealischen Natur auf den erhabensten aller Standpunkte, den der vollendeten Menschheit gestellt hat. —

Sehr interessant ist noch für mich in der Abhandlung über das Spiel die Erklärung der freien Reue gewesen, als die der untersten der Empfindungsarten, welche auf Schönheit Anspruch machen können, und als ein Uebergang vom Angenehmen zum Schönen, von der Materie zur Form anzusehen sind. Ich finde sie der Vernunft angemessen, und bestätigt durch das Gefühl. Dadurch ist meines Bedünkens die durch Kant problematisch gelassene Frage: ob Farben und Töne zum Angenehmen oder zum Schönen zu rechnen sind, auf eine befriedigende Weise beantwortet und das Räthsel gelöst. So läßt sich auch die Schönheit des Kolorits retten, welche, so sehr sie auch dem Gefühle einleuchtet, doch dem Verstande nicht einleuchten will, wenn er sein Urtheil auf den Satz gründet, daß Schönheit blos in der Form enthalten seyn könne. Mir hat dieser Widerspruch, seit ich in Rom bin, schon oft zu schaffen gemacht. Ich konnte es nicht über meine Empfindung gewinnen, den Farben

Schönheit abzuläugnen, und doch war ich nicht im Stande sie dem Verstande so zu erweisen, daß er darüber mit der Empfindung in Einigkeit wäre. Jetzt sehe ich auch in dieser Dunkelheit Licht, und komme allmälich mit meinem Systeme einer Kritik der bildenden Kunst in's Reine. Es ist mir nun noch darum zu thun, es im Detail auszuarbeiten, und im Zusammenhange auch für andere glücklich darzustellen. Dies wird eine Zeitlang meine Hauptbeschäftigung seyn, zu der ich bereits im vorigen Winter durch meine Vorlesungen über Aesthetik in Rücksicht auf bildende Kunst, die ich jetzt wieder umarbeite, eine gute Vorbereitung gemacht habe.

Je weiter ich im Studium der Kunst fortschreite, desto mehr erweitert sich der Umfang meines Zweks, desto mehr Interesse bekommt es für mich, so daß ich auch den Vorsatz gefaßt habe, es auf jeden Fall mit dem Schicksale aufzunehmen, Italien nicht eher wieder zu verlassen, bis ich alles Merkwürdige in dem Vaterlande der neuern Kunst hinreichend gesehen, und die Kenntnisse eingesammelt habe, die mich in den Stand setzen können, Etwas in seiner Art so vollständiges, als meinen Kräften möglich ist, zu liefern.

Und ich hoffe: man soll mir den Vorwurf nicht machen, daß ich mein Ziel zu niedrig gestellt habe.

Von meinem Freunde Carstens soll ich Ihnen, leider! nur unbekannter Weise, einen herzlichen Gruß sagen. Es thut mir leid, daß sie beide einander nicht kennen! ich könnte Ihnen dann noch mehr von ihm und seiner Kunst sagen. In Jahresfrist werden Sie verschiedene seiner Arbeiten in Kopenhagen sehen können. Madame Brun hat ein Bild bei ihm bestellt, das bereits fertig ist, und den Kampf Fingal's mit dem Geist von Loda aus Ossian's Karikthura darstellt. Der Baron von Knuth hat drei andere bei ihm bestellt. Von einem derselben, die Nacht mit ihren Kindern, nach dem Hesiod, werden Sie schon in meiner Nachricht über ihn im Teutschen Merkur, die Anzeige des Karton's gelesen haben. Das zweite ist Bacchus und Amor; das dritte, als Gegenstück zur Nacht, seiner Wahl überlassen. Im künftigen Jahre werde ich wieder eine, bei weitem interessantere Nachricht von neuen Arbeiten dieses fleißigen und erfindungsreichen Künstlers in's Publikum bringen können. In der That ist es eine schwere Aufgabe, seine Arbeiten würdig zu beschreiben, was ich zum Glück bei der ersten Anzeige weniger gefühlt habe, als jetzt.

Als einen Fluch unsers Zeitalters betrachte ich es, daß sich jetzt so wenig Gelegenheit zu großen Arbeiten darbietet. Carstens müßte eine Capella Sixtina oder einen Vatikan zu bevölkern haben, um seinen Ruhm, so wie er es verdient, gründen zu können.

Ueber Rom möchte ich Ihnen lieber gar nicht schreiben. Des Merkwürdigen, Schönen und Großen, so wie des Abscheuerregenden, Empörenden und Niederträchtigen ist hier so viel, daß man jedem Versuche, es in eine vernünftige Einheit zu bringen, unterliegen muß.

Die, vermöge des Waffenstillstandes nach Paris bestimmten Kunstwerke stehen noch eingepackt, so wie sie standen, als der Waffenstillstand aufgehoben wurde, und wir sind noch nicht sicher, daß sie diese Reise, alles Widerstrebens ungeachtet, nicht noch machen müssen. So unlieb es mir auch seyn würde, diese ersten Werke der Kunst aus Rom wandern zu sehen, so würde ich mich doch freuen, wenn sie der Preis wären, um den Italien eine glückliche Zukunft erkaufte. Die Kunst würde durch dieses Opfer nichts verlieren, davon bin ich überzeugt; ja es läßt sich denken, daß sie so gar gewinnen könne, wenn ihr in Frank-

reich ein neues Leben aufgienge, und sie eine Sache der Nation würde. Rom erlitte freilich einen unersetzlichen Verlust, der aber nichts bedeutet, sobald die Sache der Menschheit dadurch gewinnt. Der Künstler studiert in Rom nie nach den Originalen, weil sie größtentheils einen ungünstigen Standpunkt haben, und überdem sind nur sehr Wenige unter dem großen Haufen hier studierender, sowohl fremder, als einheimischer Künstler, denen es etwas helfen würde, wenn sie auch zeitlebens die Antiken vor der Nase hätten.

Hirt hat sein Schicksal nach Berlin geführt, wo er als Professor der sämmtlichen theoretischen Wissenschaften der bildenden Künste, bei der Akademie angestellt ist. Wenn es mir möglich wäre, am Antiquariat Geschmack zu finden, so hätte ich jetzt die beste Gelegenheit, mir die vacante Stelle als res nullius zuzueignen; aber es hat ungeachtet seiner Einträglichkeit, so wenig Reiz, und so viel Widriges für mich, daß ich mich nicht dazu entschließen kann. Ich will lieber dürftig leben und meine Zeit mit dem Studium der Kritik, der Geschichte der Kunst, meiner Neigung gemäß zubringen, als der Leithammel reicher, meistens geschmackloser Fremden seyn. Ich

habe bis jetzt über zwei Jahre mit sehr Wenigem in Rom gelebt, und bin damit ausgekommen, und hoffe noch länger auf diese Weise meinem Zwecke glücklich entgegen zu gehen.

Was ich in Rom am meisten entbehre, ist die Gelegenheit, das Merkwürdigste der Teutschen Literatur kennen zu lernen, besonders in den Fächern, die mit meinem Studium zusammenhängen. Die Unsicherheit der Posten, während des Kriegs in der Lombardei erschwert die Kommunikation so sehr, daß wir hier seit dem Maimonat keine Literaturzeitung und keine Horen mehr erhalten haben; ich weiß also jetzt beinahe gar nichts von dem, was seit Jahr und Tag in Teutschland Merkwürdiges erschienen ist. Desto mehr bin ich gezwungen, mich um das zu bekümmern, was in Italien vorgeht. Sie können sich also leicht vorstellen, daß ich ein mächtiger Politiker, oder wie die Italiener sich ausdrücken, ein Politicone geworden bin, und viele Dinge jetzt Interesse für mich haben, die mir sonst gleichgültig waren.

Ich bin so glücklich gewesen, Reinhold's in Kiel ausgearbeitete Vorlesungen über Moral und Naturrecht durch einen Freund zu erhalten, mache ei-

nen Versuch, die dictata in's Italienische zu übersetzen, und aller Schwierigkeiten ungeachtet, hoffe ich, daß es gelingen soll, da mir der Umgang mit einem hiesigen Gelehrten zu diesem Zweck sehr nützlich wird. Es ist eine Arbeit zur Abwechselung, die mir zugleich eine sehr vortheilhafte Uebung in der Sprache verschafft.

Fernow an Reinhold.

Rom, d. 3. März, 1797.

Rom's Schicksal, das so lange in Ungewißheit schwebte, ist für jetzt entschieden. Unser Dalai Lama hat, wider alles Erwarten, doch nicht ohne große Opfer, den Frieden von den Galliern erhalten; jetzt sind eine Menge Französischer Offiziere und Soldaten hier, welche nach Rom gekommen sind, um es zu besehen; lauter junge, wohlgenährte und wohlgesittete Leute, die Generals Victor und Lannes unter ihnen. Ersterer zählt einige dreißig, Letzterer höchstens vier und zwanzig Jahre. Man hat alle Mühe den Pöbel im Zaum zu halten, der nirgends ungezogener ist, als in Rom. Die Statuen werden jetzt auf das emsigste eingepackt, und wir bedauern den Verlust dieser Schätze, die wir vor einiger Zeit noch gerettet

glaubten, auf's neue. Gerne hätte ich gewünscht mit meiner Anzeige zum Lügner geworden zu seyn. Jetzt sind wir froh, daß es bei dem Hundert Kunstwerken bleibt, und daß uns nicht Alles genommen wird.

Ich habe dem Grafen B. geschrieben, in der Hoffnung, daß er mir auch für dieses Jahr die Beisteuer von hundert Scudi geben wird, und ihn gebeten, sie mir in Florenz auszahlen zu lassen, weil ich den nächsten Sommer dort zuzubringen gedenke. Es würde den Zweck meines Aufenthalts in Italien gar sehr befördern, wenn ich jährlich zwei hundert Scudi gewiß hätte; denn alsdann könnte ich meinen Aufenthalt nach Gefallen verändern. Um meinen Zweck ganz zu erreichen, ist es nothwendig, daß ich mich in den vornehmsten Städten Italiens, z. B. Neapel, Florenz, Bologna, Venedig u. s. w. an jedem Orte einige Zeit aufhalte, um das Merkwürdige der Kunst kennen zu lernen. Ohne dieses ist es unmöglich, die Geschichte der Kunst zu studieren. Aber ich habe keine Aussicht eine solche Summe zu erhalten. Was ich mit dem Schreiben verdiene, ist zu ungewiß, obgleich es, wenn ich um's Brod schreiben müßte, hinreichen würde, mich zu ernähren, aber dies müßte mich jetzt sehr von meinen größeren Arbeiten ab-

ziehen. Diesen ganzen Winter habe ich an dem ersten Theil meines ästhetischen Handbuchs gearbeitet, und ihn beinahe zu Stande; aber ich will solchen nicht eher aus den Händen lassen, bis ich auch den zweiten Theil, und so das Ganze fertig habe. Und dazu ist mir die Reise nach Florenz nothwendig. Auf dieser hoffe ich noch manche Materialien zu Aufsätzen für den Merkur zu sammeln. Vater Wieland hat mir neulich durch eine andere Hand seinen Beifall über den Aufsatz von Raphael's Tapeten versichern lassen. Ich wünsche nichts mehr, als ihn durch andere bessere Arbeiten zu verdienen.

Auszug eines Briefes von Fernow an Herrn Nauwerk.

Rom, d. 29. Septbr. 1797.

Schon vor vier Wochen, mein lieber Nauwerk, hätte ich Dir unmittelbar, nach dem Empfang des Stücks vom Merkur, in welchem mich Deine freundschaftliche Epistel so erfreuend überraschte, geschrieben, wenn ich nicht gerade damals im Begriff gewesen wäre, eine Reise in die Bergthäler des Sabinerlandes, in's Neapolitanische, nach dem Lago fu-

cino, und zu den Tempelruinen von Cora zu machen, von der ich vor wenigen Tagen zurückgekommen bin. Nun fügte es sich so glücklich, daß ich heute an dem dritten Jahrstage meiner Ankunft in Rom an Dich schreiben, und wenigstens im Geiste diesen entscheidenden Tag in meinem Leben mit Dir feiern soll. O, daß ich heute Dich selbst hier umarmen könnte! Dein Brief hat jene unvergeßlichen Tage, die ich in Deiner reizenden Inselstadt verlebt habe, mit den lebhaftesten Farben wieder in meiner Erinnerung aufgefrischt. Ratzeburg wird mir immer vor vielen Orten werth seyn, wie das Andenken an die erste Geliebte auch dann noch theuer ist, wenn eine andere bereits Herz und Hand besitzt.

Wunderbar hat mich seit unsrer Trennung das Schicksal durch eine Reihe von Verhältnissen und Umständen bis hierher geführt. Bis einst ein frohes Wiedersehen uns vergönnt, die Lücke auszufüllen, welche eine siebenjährige Trennung in dem Zusammenhang unseres Freundschaftsbundes gemacht hat, will ich Dir die Hauptmomente meines Lebens bis auf diese Zeit mittheilen. — (Hier folgt eine kurze Erzählung dessen, was der Leser schon weiß). — Die Unterstützung des Baron H. und des Grafen B. hat

zwei Jahre gedauert, und indem ich jetzt von dem Wenigen, was mir meine kleine Schriftstellerei einbringt, zwar dürftig, aber glücklich und zufrieden lebe, bereite ich mich allmälich zu größern Arbeiten vor, welche Zeit, Erfahrung und reifes Urtheil erfordern.

Unser guter Carstens, den Du wenig gekannt, aber gewiß nicht vergessen hast, ist jetzt über fünf Jahre in Rom. Ich werde Dir in der Folge einmal etwas ausführlicher über ihn und seine Arbeiten schreiben. Laß Dich des Malers Müller's Brief in den Horen nicht irren. Er ist durch Carstens Künstlerwerth und durch seine ungebührliche Prätension zu dem Schritte verleitet worden, der ihm bei den hiesigen Künstlern wenig Beifall erworben, und auch in Teutschland den Eindruck, den er auf gewisse Personen zu machen hoffte, verfehlt hat. Ich weiß, was Göthe, Wieland und Herder über seinen Brief geurtheilt haben, und bin deshalb um so ruhiger, und überzeugt, daß sowohl Carstens, als ich ihn am besten durch unsere Produkte widerlegen können; er hingegen durch die seinigen sich nie als ein competenter Richter über die Werke eines andern, weit über seinen Horizont erhabenen, Künstlers rechtfertigen kann.

Erwarte nicht, daß ich Dir über Rom etwas schreibe, über diesen Gegenstand läßt sich kein Brief schreiben. Jahre werden dazu erfordert, um alles Merkwürdige dieser Stadt nur kennen zu lernen, und man muß hier erst völlig einheimisch werden, um jedes Ding mit richtigen Sinnen zu sehen und zu beurtheilen. Hier ist der Maßstaab für alles Große und Schöne in der Kunst, und die Quelle des guten Geschmacks wird immer hier bleiben, wenn gleich unsre ersten Bilderwerke nach Paris gewandert sind. Ich bin überzeugt, daß die Kunst von diesem Raube in Rom eben so wenig wahren Verlust leiden, als sie in Paris Vortheile davon ziehen wird. Es gehören andere Triebräder dazu, um den Sinn für Kunst und guten Geschmack bei einer Nation zu entwickeln, als ein Paar Dutzend Statuen. Wenn dieser Sinn sich nicht von selbst in der Nation ausbildet, so wird sie ewig keinen festen Geschmack bekommen und die Kunst wird nach, wie vor, ein Ball der Mode, eine Zierart des Luxus und ein zweckloses Spielwerk der Menschen seyn. Die Hierarchie muß überdieß, allem Anschein nach, bald ein Ende nehmen, und wer weiß, ob es nicht gut wäre, daß wenigstens die besten Ueberreste der alten Kunst vor den Stürmen, die ihren Untergang begleiten können, in Sicherheit gebracht

worden sind. Wenn unsre Künstler etwas Vortreffliches leisten könnten und wollten, so würde es ihnen darum nicht an Mustern fehlen, die, obgleich sie nicht zu den besten der alten Kunst gehören, doch nie von ihnen werden erreicht, geschweige übertroffen werden. Aber der größte Theil wandelt mit einem unbegreiflich stumpfen Sinn in seiner Blindheit den großen Schönheiten vorüber, und sehr Wenige haben von dem, was sie wollen, einen deutlichen Begriff. Wie sollten sie ihn von dem Wesen der Kunst haben! Nachahmer und Nachbeter hingegen findet man in Menge, und ich bin wahrhaft auf die Kunstakademicen ergrimmt, die diesen sinnlosen Schlendrian pflegen und befördern. —

Im Maimonat des Jahres 1798 hatte Fernow den Schmerz, seinen Freund Carstens nach langen Leiden an einem Brustübel sterben zu sehen. Alles, was zärtliche, aufmerksame Freundschaft zur Pflege des Kranken thun konnte, hatte er unausgesetzt gethan. Wie tief dieser Verlust ihn schmerzen mußte, welche Lücke dadurch in seinem Leben entstand, fühlt nur, wer einst einen ähnlichen erlitt. Die nähern Umstände von Carstens Tode finden wir in der

Biographie dieses Künstlers, von unserm Freunde auf eine zugleich rührende und erhebende Weise erzählt; wir wagen also nicht, sie ihm nachzuerzählen, da wir ohnehin hoffen, daß dieses Buch, in welchem der Geist und das Herz beider Freunde sich so deutlich ausspricht, wenigen von unsern Lesern unbekannt seyn dürfte.

Fernow hatte jetzt durch einen beinahe vierjährigen Aufenthalt in Rom unter den dortigen Künstlern und Gelehrten viele Bekanntschaften gemacht. Jene Eigenschaften, die in frühern Zeiten die Ursache waren, daß man seine Gesellschaft gerne suchte, sein froher Sinn, sein leichter Witz, seine natürliche Anspruchlosigkeit waren ihm geblieben, ja, durch eine höhere Bildung und mannichfache, seitdem erworbne Kenntnisse noch anziehender geworden. Fast Allen, die in diesem Kreise ihm vorzüglich lieb waren, hat er in den Zuschriften der verschiedenen Aufsätze, welche seine römischen Studien enthalten, Denkmäler ihrer gegenseitigen Freundschaft gesetzt. Ja man kann wohl behaupten, daß diese römischen Studien sein ganzes eigentliches Leben in Rom enthalten, da er zu dem, was dessen Hauptbeschäftigung und Freude ausmachte, auch die Namen der Freunde gefügt hat, bei denen er

Erholung, Rath und Hülfe fand, wenn er es bedürftig war, und die er dafür wieder aufrichtig liebte und ehrte.

So lebte Fernow auch mit dem ehrwürdigen Zoega in freundlichen Verhältnissen ähnlicher Beschäftigung. Gleiche Liebe für Kunst und Wissenschaft machten sie einander wechselseitig werth. Fernow verdankte Zoega'n, besonders in der ersten Zeit, manchen Aufschluß in dem, was ihn am lebhaftesten interessirte; sie besuchten mit einander Galerien und Kunstwerke, und verlebten auf diese Weise viele schöne, genußreiche Stunden. Unter den Italienern hatte er nur einen eigentlichen Freund, dem er aber um so herzlicher ergeben war, Herrn Pietro Giuntotardi. Dieser war ihm besonders behülflich, da die italienische Sprache und besonders ihre Dichter anfiengen, ihn lebhafter zu interessiren. Seinem alles Schöne schnell ergreifenden Geiste gieng hier eine neue Welt auf; vielleicht hat es noch Niemand in einer fremden Sprache zu einem höhern Grade der Vollkommenheit gebracht, wie Fernow in der italienischen. Ein Beweis davon ist seine Grammatik. Wie tief er in den Geist der Dichter dieser zur Poesie geschaffnen Sprache eindrang, überzeugt uns seine Raccolta di autori classici, und

vor allen in dieser seine Noten zum Dante. Er fühlte sich in Rom in seiner eigentlichen Heimath, die Sprache des Landes ward ihm bald lieb, wie seine Muttersprache; auch sprach er sie eben so fertig und schön, sowohl in Hinsicht der Aussprache, als der Wortfügung, und es war kein geringer Genuß, ihn mit seinem schönen sonoren Organ irgend ein Werk ihrer großen Dichter vorlesen zu hören. Um diese Zeit fieng er an, sich eine Sammlung italienischer Schriftsteller, oft der seltensten Art, zu verschaffen, die ihn später nach Teutschland begleitete, über deren Vollständigkeit jeder sich verwundern mußte, dem es bekannt war, in wie beschränkten Umständen Fernow immer lebte. Aber seinem kräftigen Wollen war keine Entbehrung zu groß, kein Opfer zu schwer, wenn es darauf ankam, sich die Mittel zu verschaffen, seine Liebe für die Kunst zu befriedigen. Die damaligen unruhigen Zeiten waren ihm in dieser Hinsicht günstig, Pallaste und Bibliotheken wurden gewaltsam geöffnet, Schätze, die lange Jahre hindurch, vielleicht ungenützt aufgehäuft lagen, kamen jetzt an das Licht des Tages. Vieles wurde zerstört, vieles fiel in unkundige Hände, manches ward von Kennern um einen geringen Preis vor dem Untergange geschützt. Auch Fernow, der auf alles, was um ihn her vorgieng,

gewohnt war, sorgsam zu achten, hatte das Glück, auf diese Weise manches schätzbare Buch zu retten, und seinen kleinen Schatz so zu vermehren. Wenn man bedenkt, wie vieles mit der Zeit hervorgebracht werden kann, sobald man unermüdet jeden Tag nur etwas leistet, so wird man nicht mehr über die Beträchtlichkeit dieser Büchersammlung erstaunen, welche jetzt der Freund und Beschützer aller Kunst und alles Schönen, der Herzog von Weimar, seiner Bibliothek einverleibt hat. Aber bewundernswürdig und lobenswerth bleibt immer Fernow's sich stets gleicher Eifer während mehrerer Jahre, der stoische Gleichmuth, mit dem er sich jeden kleinen Genuß, ja fast unentbehrliche Bedürfnisse versagte, um alles, was er erübrigen konnte, zu diesem Zwecke zu verwenden.

Außer bei seinen für beständig, oder doch für längere Zeit in Rom ansässigen Freunden fand er dort auch oft gesellschaftliche Erholung und heitern Geistesgenuß in den Kreisen der vielen, durch Bildung, Talent, hohe Geburt und alles Schöne und Große sich auszeichnenden Fremden, welche abwechselnd Rom fast immer durch ihre längere oder kürzere Gegenwart neuen Reiz gaben. Fernow liebte die Gesellschaft und erlaubte sich gern ihren Genuß, sobald die

Umstände es thunlich machten und seine Persönlichkeit verschaffte ihm leicht überall Eintritt. Er lebte viele schöne Stunden im Hause der Madame Brun aus Kopenhagen, die während seines Dortseyns zweimal Rom besuchte. Der letzte Winter ward ihm besonders durch Herrn von Humbold, welcher damals als Gesandter dort hinkam, und dessen liebenswürdige Familie, interessant gemacht. In diesem geistreichen Kreise brachte er fast jeden Abend zu und vergaß leicht alle Sorge und Mühe des Tages. Ungefähr um die nämliche Zeit hatte er auch das Glück der Fürstin von Rudolstadt und vielleicht etwas später dem Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz bekannt zu werden. Fernow führte diese für Kunst und Wissenschaft sich auf eine so lebhafte und geistreiche Weise interessirende Fürstin in Rom. So viel wir wissen, ist dieses das einzige Mal, daß er das Amt eines Cicerone übernahm. Der Leser wird sich noch erinnern, wie er sich früher darüber erklärte; aber dieses einemal gewährte es ihm einen hohen Genuß, und wahrscheinlich würde, wenn er länger in Rom geblieben wäre, die Erinnerung daran ihn bewogen haben öfter zu versuchen, ob das Glück ihm wieder so wohl wolle!

Alles dies erfreute ihn und erheiterte sein Daseyn, aber die, durch den Tod seines Freundes entstandene Lücke ward dadurch nicht ausgefüllt. Er fühlte sich dennoch allein und 36 Jahre alt, wo die Zeit der rauschenden Jugendfreuden längst vorüber war, der Hang zur Häuslichkeit in seiner Brust aufwachte, sehnte er sich nach einem Wesen, das ihm angehöre, dem er wieder angehöre, nach einer Heimath, einem eignen kleinen Heerde.

Er wohnte um das Jahr 1799 oder 1800 in dem Hause eines Papiertapeten-Fabrikanten, Namens Nelli, welchem er bei seiner teutschen Korrespondenz behülflich war. In diesem Hause lebte eine junge Römerin, die für Herrn Nelli die Haushaltung führte. Sie zeichnete sich weder durch auffallende körperliche Schönheit, noch durch eine, sie über ihre Landsmänninnen das Mittelstandes erhebende, Geisteskultur aus; aber sie war stille und häuslich, von einer angenehmen Gestalt, und leistete mit zuvorkommender Gutmüthigkeit und Freundlichkeit unserm Freunde tausend kleine Dienste, die ihm seine Existenz erfreulicher machten. Er ward hierdurch aufmerksam auf sie, sah bald, daß sie ihm sehr geneigt war, und wählte sie, ohne eigentliche leidenschaftliche Liebe zu fühlen, aber

mit wahrem herzlichen Wohlwollen, zur Gefährtin seines Lebens.

Mit dieser neuen Verbindung, so manche Freude sie ihm auch gewährte, hatte er aber seine Bedürfnisse und Sorgen um vieles vergrößert; es ward ihm schwerer jetzt das Nöthige herbeizuschaffen. Alle Entsagungen, die ihm sonst leicht wurden, waren es jetzt nicht mehr, da ein zweites zu ihm hinaufblickendes Wesen sie mit ihm theilen sollte; er war nicht mehr frei, nur sich und der Kunst angehörig, die Welt lag nicht mehr so offen vor ihm da, wie sonst. In der ersten Hälfte des Jahres 1802 gebar seine Gattin ihm einen Sohn. Dies erhöhte sein Glück, aber auch seine Sorgen.

Die stille Sehnsucht nach dem Vaterlande, die in frühern Zeiten, wenn er es eben lebhaft fühlte, wie weit entfernt er von aller neuern teutschen Litteratur und seinen teutschen Freunden wäre, in seiner Brust aufgestiegen war, welche aber damals immer schnell von der schönen Gegenwart verdrängt wurde, gestaltete sich jetzt allmählich zu Wünschen um, die um so lebhafter wurden, je mehr ihn die Sorge für die Existenz seiner kleinen Familie bekümmerte. Er war der letztern ungewohnt,

denn für sich allein kannte er sie wenig, und so hoffte er mit seinen in Rom erworbnen Kenntnissen in Teutschland besser leben zu können, als an diesem jetzt übermäßig theuren Orte. Zugleich schwebte ihm von den anderthalb Jahren, welche er in Jena studierte und von der allgemeinen Liebe und Achtung, die sein verehrter Freund Reinhold dort genossen hatte, ein reizendes Bild des Lebens auf einer Akademie vor. Es ging ihm damit, wie mit jeder Erinnerung, alles Unangenehme war vergessen, nur das Erfreuliche in seinem Gedächtnisse geblieben. Seine Wünsche, seine Hoffnungen eröffnete er alle dem Herrn Consistorialrath Böttiger, der damals in Weimar lebte, und mit dem er, bei Gelegenheit der Aufsätze, die er für den teutschen Merkur lieferte, in freundschaftliche Verbindung gekommen war. Dieser, für seine Freunde und die Kunst immer gleich gern thätige Freund belebte sie und bemühte sich seinerseits auf das kräftigste, ihm zu deren Erfüllung zu verhelfen. Wir werden dem Leser jetzt einige Auszüge aus Briefen vorlegen, welche wir der gütigen Mittheilung des Herrn Consistorialraths verdanken, in denen Fernow's Meinung sich auf's deutlichste ausspricht.

Auszüge aus Briefen von Fernow an Herrn Consistorialrath Böttiger.

I.

Rom, d. 1. Mai 1801.

Ich hatte während der ersten drei bis vier Jahre meines Aufenthalts in Rom, wo interessantere Gegenstände, und mein Hauptzweck, das Studium der Kunst, meine ganze Aufmerksamkeit fesselten, der italienischen Sprache kein besonderes Studium gewidmet, sondern mich bloß mit dem begnügt, was sich durch Zeit und Umstände von selbst lernte und hinreichte, die klassischen Schriftsteller dieser Nation zu verstehen und mich den Eingebornen zur Nothdurft verständlich machen zu können. Indessen veränderten sich die Zeitumstände dergestalt, daß Rom in gewisser Rücksicht nicht mehr Rom blieb; der ruhige Fortgang meines ohnehin fast beendigten Kunststudiums wurde gestört und dieses Studium selbst mir dadurch auf eine Zeit lang verleidet; ich mußte mich daher nach einer andern Geistesbeschäftigung umsehen, um mir den verlängerten Aufenthalt in Italien interessant und nützlich zu machen. Das Studium der italienischen Sprache bekam nun neue Reize für mich, und ich entschloß mich, demselben die übrige, für meinen Aufenthalt in

Italien bestimmte Zeit zu widmen. Allein kaum hatte ich die ersten Schritte in diesem mir nicht mehr ganz fremden Gebiete gethan, als ich schon das dringende Bedürfniß einer gründlichen, vollständigen, philosophischen Sprachlehre fühlte; denn oft mußte ich acht bis zehn Bücher dieser Art nachschlagen, ehe ich fand, was ich suchte, und nicht selten, wenn ich tiefer forschen wollte, ließen mich alle unbefriedigt. Ich sah bald, daß unter den zahlreichen Grammatikern dieser gebildetsten unter allen neuern Sprachen kein einziger, selbst den umständlichen Buommattei nicht ausgenommen, seinen Gegenstand philosophisch behandelt habe, und die sonst sehr unvollständige italienische Sprachlehre des verstorbenen Moritz über einige Materien mehr Licht gebe, als alle italienischen Grammatiken zusammen; weil er die Sprache mit einem philosophischen Blick angesehn hat. Im Syntax lassen die italienischen Grammatiker den Forschenden völlig im Stiche, weil sie diesen Theil der Sprachlehre gewöhnlich ganz und gar nicht berühren. Mir blieb also, bei allen vorhandenen Hülfsmitteln noch genug eigene Arbeit übrig.

Nachdem ich mich endlich in Jahresfrist durch dies Labyrinth einmal ziemlich glücklich hindurch gewunden, und eine große Menge selbst gemachter grammatikali-

scher Studien angehäuft hatte, kam mir der Gedanke, daß es jedem andern, der, wie ich, diese Sprache gründlich studieren möchte, aber nicht, so wie ich, alle Hülfsmittel dazu und das Wichtigste unter allen, den Aufenthalt im Lande selbst und den Rath sachverständiger italienischer Gelehrten zu benutzen Gelegenheit hätte, seine Mühe außerordentlich erleichtern würde, wenn ich im Stande wäre, eine Sprachlehre auszuarbeiten, die jene Eigenschaften, welche ich bei meinem Studium an den vorhandenen Werken dieser Art vorzüglich vermißte, philosophische Gründlichkeit und möglichste Vollständigkeit, in solchem Maße in sich vereinigte, daß es sich der Mühe verlohnte, die nicht kleine Zahl der vorhandenen Sprachlehren mit einer neuen zu vermehren. Ich schritt auf's neue mit allem Eifer zum Werke, begann die zuerst mit vieler Mühe durchlaufene Bahn von neuem, und bin nun nach einer beharrlichen Arbeit von etwa zwei Jahren, die nur selten auf kurze Zeit unterbrochen wurde, so weit damit fortgerückt, daß ich seiner nahen Beendigung während dieses Sommers entgegen sehe. Dieses Werk wird, nach dem mir dabei vorgesetzten Zwecke, keine Sprachlehre für Anfänger seyn, sondern vielmehr für die, welche tiefer in den Geist der Sprache einzudringen, und sie sowohl ihrem ganzen Umfange, als

ihrem innern Wesen nach, gründlich und genau zu kennen wünschen. Ich zweifle auch, daß beide Zwecke sich in einem und demselben Werke vereinigen lassen.

Bei der Ausarbeitung meiner Sprachlehre habe ich keines der Hülfsmittel, die mir die Arbeiten meiner Vorgänger darboten, unbenutzt gelassen, um demselben die möglichste Vollständigkeit und Richtigkeit zu geben, und nie hat eine Schwierigkeit mich abgeschreckt da einzudringen und selbst Bahn zu brechen, wo noch kein Vorgänger einen Pfad geebnet hatte; eben so wenig hat die Furcht, ein zu voluminöses Buch zu liefern, mich abgehalten, so ausführlich zu seyn, als der Gegenstand und die Vollständigkeit des Werkes erforderten. Meine Sprachlehre ist daher freilich stärker geworden, als Bücher dieser Art gewöhnlich sind; so z. B. ist der Abschnitt vom Verbo, als dem wichtigsten unter allen Redetheilen, allein von weiterem Umfange als des Moritz ganze Sprachlehre; indessen ist das Ganze doch nicht viel stärker, als etwa der erste Theil des Adelungschen Lehrgebäudes der teutschen Sprache. Ich würde es demnach der Bequemlichkeit wegen in zwei Bände von von ungefähr gleicher Größe theilen, wovon der erste die Erklärung der Redetheile, der zweite die Wortfügung, die Rechtschreibung und, als einen außerwesentlichen,

aber für den Teutschen sehr nöthigen Anhang, die Regeln der italienischen Poesie enthalten sollte.

Warum ich Sie mit diesem langen Detail ermüde? Meine Absicht ist: Sie um Ihren gütigen Rath zu bitten, auf welche Weise ich meine Arbeit am besten, das heißt für mich am vortheilhaftesten ins Publikum bringen könne. Ich bin nicht nur von dem Markte der teutschen Literatur zu weit entfernt, sondern auch zu fremd und unbekannt auf demselben, als daß ich im Stande wäre, für mich allein von hier aus etwas zu unternehmen. Ihnen sind mehrere Buchhändler bekannt, und Ihnen würde es ein Leichtes seyn, mich an einen ehrlichen und billigen Mann zu weisen oder zu empfehlen, dem ich mein Manuscript sicher zur Durchsicht anvertrauen könnte, und der sich zu einem verhältnißmäßig billigen Honorar verstände. Ich muß von meinem Fleiße leben, und so bin ich genöthigt, auch hierauf Rücksicht zu nehmen, und wenigstens einigen Ersatz für die aufgewandte Zeit zu fordern. Uebrigens will ich Ihnen nicht bergen, daß ich die für dies Werk zu erhaltende Summe als Reisegeld zur Rückkehr in mein Vaterland anzuwenden wünsche, um so mehr, da ich bei dem Drucke desselben, wo möglich,

selbst gegenwärtig seyn möchte, um für die Correctur Sorge zu tragen.

2.

Rom, d. 26. Decbr. 1801.

Empfangen Sie, verehrter Herr Consistorialrath, meinen wärmsten Dank für die bereitwillige Güte, womit Sie meine Bitte erfüllten und die Uebereinkunft mit Herrn Cotta wegen meines Lehrbuches der italienischen Sprache, welche Sie für mich eingeleitet hatten, ferner unterhandelten. Mit dem Anerbieten des Herrn Cotta bin ich völlig zufrieden, und ich werde, so viel in meinen Kräften steht, bemüht seyn, sein biederes, uneigennütziges Betragen gegen mich, durch die größte Sorgfalt in der Ausfeilung meiner Arbeit, welche ich, seiner freiwilligen Erklärung nach, so lange, bis ich selbst nach Teutschland komme, in den Händen behalten darf, zu erwiedern. Da Herr Cotta mich so liberal behandelt, so würde es, wie mich dünkt, unzeitig seyn, der Bedingungen, wegen einer etwanigen zweiten Auflage, jetzt auch nur mit einem Worte zu erwähnen. Einem Manne, der jetzt so uneigennützig handelt, darf ich wohl zutrauen, daß er auch in der Folge seinen Charakter nicht verläugnen werde.

Und Sie, edler Freund! wollen die große Schuld der Dankbarkeit, die ich Ihnen abzutragen habe, noch durch fernere Bemühungen, die zu meinem Besten abzwecken sollen, vergrößern, indem Sie mich auffordern, Ihnen die Vorsätze oder Wünsche, die ich meiner künftigen Existenz in Teutschland wegen gefaßt haben mag, mitzutheilen? Sie glauben, daß ich vielleicht in dortiger Gegend mit meinen in Italien erworbenen Kenntnissen andern und auch mir selbst nützlich seyn könne, und Ihre gütige Einladung in Ermangelung bestimmterer Aussichten gerade nach Weimar zu kommen, ist zu schmeichelhaft für mich und stimmt so nahe mit meinen schon lange gehegten Wünschen zusammen, daß ich so gewiß davon Gebrauch machen werde, als sich alles Zukünftige gewiß vorher bestimmen läßt. Nach der günstigen Gesinnung, welche, wie ich mit Vergnügen aus Ihrem Briefe sehe, einige der Guten und Edlen in Weimar gegen mich hegen, darf ich überzeugt seyn, daß man der Erfüllung meiner Wünsche dort keine Hindernisse in den Weg legen wird. Sie machen mir sogar den Muth zu hoffen, daß mir in Weimar eine thätige Unterstützung zu Theil werden könne. Ohne diese Hoffnung, zu welcher ich wohl in den edlen Gesinnungen eines die Wissenschaften schätzenden und durch seinen Schutz ihre Kultur beför-

dernden Fürsten, nicht aber in meinen Verdiensten Grund finde, für jetzt im geringsten weiter zu nähren, will ich mich bloß an der Vorstellung weiden, daß ich in dem Kreise so vieler vortrefflicher Menschen, die dieser Fürst um sich her versammelt hat, eine freundliche Aufnahme finden werde. Uebrigens werde ich alles Gute, was mir vom Schicksal zu Theil wird, froh und dankbar empfangen, so wie ich bisher alles, was es mich entbehren ließ, mit heiterm Muthe entbehrt habe.

Mein Plan, oder vielmehr, da ein Mensch, der so wenige Mittel, die Umstände nach seinem Willen zu lenken, in seiner Gewalt hat, als ich, eigentlich keine Plane für die Zukunft machen darf, der Wunsch, den ich für mein künftiges Leben in Teutschland auf dem Herzen habe, ist, mir auf einer Akademie, vermittelst der Kenntnisse, die ich mir während meines Aufenthaltes in Italien zu erwerben Gelegenheit gehabt habe, eine unabhängige und nicht gar unbequeme Existenz zu erwuchern. Was mich vornehmlich bestimmt, Jena zu diesem Zweck zu wählen, ist, daß ich dort dem Mittelpunkt unsrer Literatur, deren hiesiges Entbehren mehr als alles Andere meine Sehnsucht nach dem Vaterlande erregt hat, am nächsten

lebe; zweitens, weil ich die völlige Unabhängigkeit des dortigen Lebens, welche seit vielen Jahren auch das Element des meinigen ist, aus Erfahrung kenne, und durch meinen ehemaligen Aufenthalt auf dieser Akademie eine Vorliebe für dieselbe gefaßt habe; endlich, weil, so viel ich weiß, in Jena Niemand ist, der über die Gegenstände meines hiesigen Studiums Vorlesungen hält. Ob aber auch diese unter den dortigen Studierenden so viel Interesse finden werden, daß ich dort eine hinreichende, und, so viel für einen Gelehrten nothwendig ist, auch bequeme Subsistenz hoffen könnte, ist ein Ding, das ich nicht weiß, und worüber ich mir Ihre Meinung und Ihren freundschaftlichen Rath erbitte. Da meine italienischen Studien vorzüglich auf Kunst, schöne Literatur und Sprache dieses Landes gerichtet gewesen sind, so würden meine Vorlesungen, so viel ich jetzt darüber bestimmen kann, ungefähr folgendes Inhalts seyn: 1) Aesthetik, sowohl nach ihren allgemeinen, allen schönen Künsten gleichsam zum Grunde liegenden Prinzipien, als in der Anwendung derselben auf bildende Kunst, welche letztere auf Akademien, wo man sich in der angewandten Aesthetik bloß auf die Dichtkunst einschränkt, gewöhnlich mit Stillschweigen übergangen wird. Ich würde also mit meiner Aesthetik keinem der dortigen Aesthetiker in den Weg kommen. 2) Geschichte

der neuern bildenden Kunst und schönen Literatur Italiens, mit stetem Rückblick auf die alte Kunst der Griechen und Römer, in so fern sie auf die Kultur der neuern Kunst Einfluß gehabt hat. 3) Ueber italienische Sprache, wo ich zuerst ihre Grammatik und Prosodie, mit beständiger Vergleichung der teutschen, abhandle; ihre Eigenthümlichkeiten in Prosa und Poesie darstellen, und endlich eine Charakteristik ihrer klassischen Prosaiker und Dichter, in Rücksicht auf die Eigenthümlichkeiten ihrer Schreibart, aufstellen wollte. Auf diese Weise würden meine Vorlesungen nicht nur denen, welche die italienische Sprache und Literatur näher kennen zu lernen wünschen, sondern auch denen, welche dereinst selbst eine Wallfahrt in das Vaterland der neuern Kunst und Literatur zu machen Lust und Gelegenheit haben, ein Hülfsmittel seyn, ihren Zweck besser zu erreichen.

Dies wäre denn das Objekt meiner, wie ich glaube, nicht ungenügsamen Wünsche, und ich würde völlig zufrieden seyn. Meine Arbeiten, welche ganz meiner Neigung entsprechen, würden mir mehr Vergnügen, als Mühe machen, und ich könnte, nebst dem nöthigen Auskommen für die physischen Lebensbedürfnisse, noch so viel erwerben, daß ich im Stande wäre, während der Ferien, Excursionen nach den merkwürdigsten Städten

Teutschlands zu machen, die für mein Studium von wesentlichem Nutzen, und mir gewissermaßen nothwendig seyn würden, um meinen Zweck, durch Verbreitung richtiger Begriffe über Kunst und Geschmack meinen Zuhörern und dem vaterländischen Publikum so nützlich als möglich zu werden, in einigem Maße erreichen zu können.

Wenn Sie nun dafür halten, daß mein eifriges und thätiges Bestreben in dieser Sphäre von Nutzen seyn könne, und wenn Sie glauben, daß in Jena diese Sphäre für mich auszurunden sey, so bitte ich Sie verehrter Freund, mir hierüber Ihre Meinung frei und unverholen zu sagen. Daß Sie, im Fall das Resultat meinen Wünschen günstig ausfallen sollte, mir dann auch, so viel an Ihnen liegt, den Weg dazu erleichtern, und mich mit Ihrem freundschaftlichen Rath unterstützen werden, dessen bin ich bereits so gewiß, daß ich es noch für überflüssig halte, Sie darum zu bitten, u. s. w.

3.

Rom, d. 28. Aug. 1802.

Empfangen Sie auf's neue meinen wärmsten Dank für die unermüdete Betriebsamkeit, womit Sie sich

für meine Angelegenheiten verwenden. Die letzte Frucht derselben, die Vokation der Jenaer Akademie, habe ich durch Herrn Perthes erhalten. Sie fragen; wenn ich nun endlich einmal komme? Allerdings wäre es Zeit. Daß ich nicht schon im Frühjahr gekommen bin, daran hat mich die Arbeit für Herrn Perthes gehindert *), die ich hier besser machen zu können glaubte. Vielleicht war es auch in andrer Rücksicht gut. Ja ich wäre sogar nicht abgeneigt, meine Abreise von Rom noch bis zum Frühjahr zu verschieben, wenn man auf der Akademie kein Bedenken trüge, mir diesen Aufschub zu erlauben. Ich würde diese Zwischenzeit dazu anwenden, einen neuen Cursus durch Rom zu machen, um alle Veränderungen, die die Revolution hier in Galerien und Kirchen bewirkt hat, genau aufzuzeichnen, und eine Beschreibung von Rom zu liefern, die möglichst richtig und vollständig wäre, und die Stelle der bisherigen, jetzt nicht mehr brauchbaren Werke über Rom, z. B. die von Volkmann, Ramdohr u. s. w. mit wesentlichen Vorzügen vertreten könnte. Mit der Vorbereitung zu dieser Arbeit

*) Das Gemälde von Rom, welches, obgleich ohne Fernow's Namen, 1802, in Almanachs Form, im Verlage des Herrn Perthes in Gotha erschien.

denke ich in diesen Tagen anzufangen, da ich die bisherige jetzt vom Halse habe. Sodann würde ich auf einige Monate nach Neapel gehen, um dort die Materialien zu einem Gemälde von Neapel für den Almanach von 1804 einzusammeln. Um aber dies zu können, müßte Herr Perthes sich dazu verstehen, mir schon jetzt zu dieser Reise einen neuen Vorschuß von hundert Piaster zu machen; denn die über drei Monate verzögerte Uebersendung des Vorschusses für das Gemälde von Rom hindert mich, dieses Geld, das ich erst in dieser Woche erhalten habe, dazu anzuwenden, wie ich vorhin Willens war. — Statt diesen Sommer in Rom zu leben, hätte ich ihn bei früherem Geldempfang, in Neapel zugebracht. Es ist hier so theuer zu leben, daß bei aller vernünftigen Oekonomie, hundert Scudi nicht lange dauern. In Jena hoffe ich es wohlfeiler zu finden. Mit dem, was hier kaum für eine Woche zureicht, würde ich ehemals in Jena einen Monat ausgelangt haben. — Mir scheint es auf jeden Fall besser, wenn ich erst das Frühjahr dort eintreffe, und indessen hier den Winter noch fleißig arbeite. Ich kann mich dann besser dort einrichten. Endlich, und was nicht der geringste Beweggrund ist, ich möchte nicht gern mit meiner Frau und einem kaum einjährigen Kinde dem rauhen

teutschen Winter entgegen reisen. Sie hören jetzt zum ersten Male vielleicht, daß ich Weib und Kind habe, wenigstens von mir. Sie sehen also wohl ein, daß meine Ueberkunft nach Teutschland das Doppelte kostet, daß ich also, so viel als möglich, suchen muß, mein Reisegeld zu vermehren. — In der Voraussetzung, daß man mir in Jena den Aufschub bis zum Frühjahr nicht verweigern wird, denke ich auch für jetzt noch nicht den Innhalt meiner Vorlesungen anzeigen zu dürfen. Ich bringe mir eine etwa tausend Bände starke Italienische Bibliothek mit, welche nebst den besten Schriftstellern dieser Nation, auch die vorzüglichsten Werke zur Geschichte und Literatur dieses Landes enthält, die sich wahrscheinlich in Teutschland nicht so leicht finden würden. —

Sie erwähnten in einem Ihrer Briefe einmal der verschiedenen Provinzialdialekte Italiens, und wünschten, daß ich darüber etwas in meiner Sprachlehre sagte. Das Studium der verschiedenen Dialekte Italiens läßt sich nur in den Provinzen selbst machen. Man hat fast in allen poetische und prosaische Schriften; aber die meisten derselben sind unverständlich, selbst für den Italiener, der kein besonderes Studium derselben gemacht hat, und dies ist schwer, da es we-

der Grammatiken noch Wörterbücher derselben giebt. Man hat zwar ein Wörterbuch des Römischen, des Neapolitanischen, des Sizilianischen und des Brescianischen Dialekts; aber ich habe nur bis jetzt das erste derselben auftreiben können, das eben nicht sehr vollständig ist. Vielleicht habe ich Gelegenheit das der Neapolitanischen und Sizilianischen Mundart zu erhalten. Diese letztere kenne ich, nebst der Venetianischen und Römischen so ziemlich; die übrigen näher kennen zu lernen habe ich wenig Gelegenheit gehabt. Sollte ich nach Neapel gehen, so werde ich die Gelegenheit, den Neapolitanischen Dialekt zu studieren, nicht vorbei lassen. Er ist einer der interessantesten. Man hat eine Menge Gedichte in demselben. Ich empfehle Ihnen meine Negoziation mit Herrn Perthes u. s. w.

4.

Rom, d. 19. Mai 1803.

Unendlichen Dank, verehrungswürdiger Freund, daß durch Ihre kräftige Vermittelung nun, wie ich hoffe, die Hindernisse meiner Rückreise gehoben sind. Ich hoffe jetzt Ende Jun. Rom verlassen zu können, und etwa in der Mitte des August in Jena zu seyn. Sind die Aussichten für mich in Jena wirklich so

günstig, wie Sie mich hoffen lassen, und gelingt es mir das günstige Vorurtheil, womit Sie mir schmeicheln, durch meinen Debüt zu erhalten, so hoffe ich, daß es mir nicht fehlen soll, in einigen Jahren mich aus den Schulden etwas heraus zu arbeiten, in die ich bei Cotta gesunken bin, und mir eine erträgliche Lage zu bereiten. Wenn Fleiß und guter Wille nützlich zu seyn, etwas dazu beitragen können, so hoffe ich, meinen Zweck nicht ganz zu verfehlen. Das erste halbe Jahr wird das schwerste seyn, und für meine Tauglichkeit oder Untauglichkeit zur akademischen Laufbahn entscheiden. Sie sehen, ich bin bei allem Gedränge, wodurch ich gehen soll, voll guter Hoffnung, und auch voll guten Muthes, wenn nur erst die langweilige, heiße schweiß- und staubvolle Reise glücklich überstanden wäre! Aber auch dieses wird glücklich, wenigstens erträglich gehen; denn ich denke in Florenz, Bologna und Mailand einige kleine Ruhepunkte zu machen, sowohl um die Kunstmerkwürdigkeiten dieser Städte noch ein Mal wiederzusehen, als auch meinen mir vom Geschick vertrauten Gefährten einige Erholung zu verschaffen. Aber diese Pausen werden nur kurz seyn, und in sechs bis sieben Wochen hoffe ich dort zu seyn. Der kleine Umweg über Tübingen wird meine Reise wenig verlängern

und mir von wesentlichem Nutzen seyn; denn ich hoffe, Cotta's Zutrauen und Freundschaft gegen mich, durch die persönliche Bekanntschaft zu befestigen, und werde mit ihm über meine künftige literarische Arbeit Verabredung nehmen. —

Vielleicht bin ich im Stande, Ihnen für die Zukunft in Rom einen Correspondenten zu verschaffen; auf jeden Fall werde ich hier so viel Fäden, als möglich anspinnen, um mit Rom in einer möglichst vielseitigen Verbindung zu bleiben, und auf diese Weise den Verlust des steten Kunstgenusses an den man sich hier, wie an Essen und Trinken gewöhnt, in etwas zu verschmerzen. Ich bleibe mit Italienern und verschiedenen Teutschen Künstlern in Briefwechsel; ich darf also hoffen, daß ich auch in Jena noch manche Stunde in Rom verleben werde, u. s. w.

5.

Rom, d. 1. Jul. 1803.

Gestern habe ich von Herrn Cotta aus Tübingen den gewünschten Brief mit der Anweisung zum Reisegelde erhalten. Ich stehe nun auf dem Sprunge Rom zu verlassen. Meine Bücher habe ich bereits

vor einigen Wochen in zwei großen Kisten, die zusammen gegen 5000 Pfund wiegen, von hier zu Wasser abgeschickt. Gebe der Himmel, daß sie keinen christlichen oder unchristlichen Freibeutern in die Hände fallen! Ich werde von Florenz einen Abstecher nach Livorno machen, wo sie zur selben Zeit wohl eingetroffen seyn werden, um die besten Maßregeln zu nehmen, die sich unter den jetzigen Umständen für ihre Sicherheit nehmen lassen. Sind sie demungeachtet verloren zu gehen bestimmt, je nun, so muß ich mich darinne finden. Beten Sie indessen mit mir zum Gott der Musen, daß er meine literarischen Schätze in seine heilige Obhut nehme! Alles, was unwiderbringlich verloren seyn würde, wenn es verloren gienge, bringe ich selbst mit.

Drei Künstler sind jetzt in Rom beschäftigt, kolossale Standbilder Bonaparts zu verfertigen. Von diesen verschiedenen Arbeiten werde ich Ihnen in kurzem einen ausführlichen Bericht geben, so wie von der Figur des Jason, die neulich ein junger Dänischer Künstler, Namens Thorwaldsen, verfertigt hat und die derselbe jetzt für den in England wohnenden reichen Holländer Hope in Marmor ausführt. Hope's Benehmen gegen den jungen Künstler bei dieser

Gelegenheit ist so edel gewesen, daß ich mir das Vergnügen nicht versagen kann, es Ihnen mitzutheilen. Der Künstler hatte sechs Jahre lang als Pensionnär der Kopenhagener Akademie in Rom gelebt und war im Begriff, in sein Vaterland zurück zu reisen, mit der trüben Aussicht, vielleicht nie ein großes Kunstwerk, woran er sein Talent zeigen könnte, in Marmor auszuführen. Er wünschte also vor seiner Abreise, wenigstens in einer modellirten Figur über Lebensgröße zu zeigen, was er als Künstler zu leisten vermöchte. Seine Figur, welche einen Jason, der mit dem goldnen Vließ siegreich zurückkehrt, vorstellte, fand den allgemeinsten Beifall, und verdiente ihn. Man hat in neueren Zeiten kein Werk in so großem reinen Styl gesehen. Indessen brachte der ungetheilte Beifall dem Künstler nur Ehre und weiter nichts zu wege, und er war im Begriff, sein Thonmodell, wie er schon mit einigen frühern gethan hatte, wieder zusammen zu werfen, und sich zur Abreise zu rüsten, als glücklicher Weise seine reiche Landsmännin, die edelgesinnte Friedericke Brun, der das Schicksal des Künstlers und seines Werks gleich nahe gieng, ihm den Antrag that, das Modell auf ihre Kosten in Gyps zu formen, und so wenigstens das Werk vor der

gänzlichen Zerstörung zu bewahren, bis vielleicht in seinem Vaterlande ein vermögender Kunstliebhaber sich entschlösse, die Statue in Marmor ausführen zu lassen. Aber die deshalb gemachten Versuche schlugen fehl, als zufällig Hope, der sich gerade in Rom befand, kurz vor seiner Abreise von der Statue des Künstlers hörte, und sich in das Studium desselben führen ließ. In seiner Erwartung übertroffen, machte er auf der Stelle dem Künstler die Bestellung des Jason in Marmor; und als dieser, der nichts mehr wünschte, als die Gelegenheit, seine Statue in Marmor auszuführen, und während der Arbeit leben zu können, den äußerst geringen Preis von 600 Zechinen forderte, erwiederte Hope, er sehe ein, daß dies kein Preis für ein solches Werk sey, und erbot sich, dem Künstler noch 200 Zechinen über seine Forderung zu geben. So geht nun auch dieses Werk, das der neuern Kunst Ehre macht, zu so vielen andern Kunstschätzen nach England; aber der Künstler, der in seinem Vaterlande unerkannt, genöthigt gewesen wäre, durch Arbeiten unter seiner Sphäre kümmerlich seinen Unterhalt zu erwerben, hat nun doch wenigstens die Aussicht länger, und vielleicht für immer in Rom zu bleiben; und unter begünstigenden Umständen viel-

leicht dereinst Glück und Ruhm mit dem vergötterten Canova zu theilen.

* * *

Im Anfange des August Monats verließ Fernow Rom mit seiner Frau und seinem anderthalbjährigen Kinde. Ein Freund von ihm, und die Frau eines Schweizerischen Künstlers, ebenfalls eine Römerin und auch mit einem Kinde, welche diese Gelegenheit benutzen wollte, um zu ihrem Manne zu gehen, machten seine Reisegesellschaft aus. Wir schweigen von dem Gefühle, das sich bei'm Antritt dieser Wanderschaft seiner bemächtigen mußte; jeder unserer Leser fühlte sich wohl einmal in einer Lage, wo Schmerz und Hoffnung in seinem Busen kämpften. Fernow war gewohnt immer das Zunächstliegende zu ergreifen, immer gerade zu thun, was der gegenwärtige Augenblick heischte, und so sich ohne Klage in das Unabänderliche gelassen zu fügen. Er verscheuchte jeden Gedanken an jene schöne freie Zeit aus seiner Seele, wo er, den Wanderstab in der Hand, leichten Herzens die Welt offen vor sich sah, und keine Sorge seinen genugsamen Sinn trübte; er verbannte alle Vergleichung zwischen jenen, Spaziergängen ähnlichen, Wanderungen, und diesem langsamen, kostbaren, mit al-

lem Ungemache verbundnen Fortschieben, die das Reisen mit dessen ungewohnten Frauen und jungen Kindern zu haben pflegt. Unablässig bemühte er sich, den Frauen und Kindern die Reise zu erleichtern, und ihnen so viel Bequemlichkeit zu verschaffen, als er konnte. Leider ward seine, ihm selbst unverwüstlich scheinende Gesundheit das Opfer dieses Strebens. Wahrscheinlich legte er auf dieser Reise den Keim zu jenem Uebel, das ihn fünf Jahre später der Welt und seinen Freunden auf immer entriß. Folgendes Fragment eines nie vollendeten Briefes an seinen Freund, den bekannten Landschaftsmaler Reinhard in Rom, das wir nach seinem Tode unter seinen Papieren fanden, giebt uns einen kleinen Abriß dieser Reise, und des Zufalls, der seine Gesundheit unwiederbringlich zerstörte.

Jena, im Septbr. 1803.

Lieber Reinhard!

Ehegestern erhielt ich Ihren durch Humboldt's Einlage an Schiller mir übersandten Brief; ich will mit der Beantwortung desselben nicht länger säumen, damit unsere so schön eingeleitete Correspondenz einen blühenden Fortgang gewinne; auch habe ich noch manches, was ich von meiner Reise Ihnen mittheilen

möchte, auf dem Herzen. Ich hätte Ihnen schon aus Zürich wiedergeschrieben, wo das Wiedersehen der Heßischen Landschaften mir auch noch besondere Veranlassung dazu gab; aber Sie werden im Verlauf meines Briefes schon sehen, was mich davon abgehalten hat. Meinen letzten Brief an Sie schloß ich bald nach meiner Ankunft in Mailand, wo ich, wie ich Ihnen vielleicht schon damals gesagt habe, den Signor Federico col naso in Su mit seinem Reisegefährten v. R. wieder sah; auch den Signor E. fand ich dort unvermuthet, oder vielmehr er fand mich. Noch den Abend vor meiner Abreise, wo er meine Ankunft erfahren hatte, kam er zu mir in's Wirthshaus gelaufen, fiel mir um den Hals, wie ein toller Mensch, und begleitete uns am andern Morgen bis auf den halben Weg nach Como. Bossi habe ich gesprochen. Er ist Direktor der Kunstakademie, und hat gute Fortschritte gemacht. Er hat unstreitig mehr Talent, als Cammocini, und, was diesem ganz fehlt, viel Geistesbildung und Kenntnisse. Ich war bei Appiani, der ein recht geschickter Porträtmaler ist. Seine historischen Sachen sind nicht weit her, sein Styl ist meskin, und es fehlt ihm an Ausdruck; aber es scheint, daß die Porträtmaler unsrer Zeit glauben, daß sie durchaus in's historische

Fach pfuschen müßten, um für Künstler gehalten zu werden. Ein tüchtiger Künstler im Fache der Dekoration, desgleichen ganz Italien und vielleicht kein andres Land jetzt hat, ist Albertolli. Reich an Erfindung, weiß er in seinen Ideen das Antike vortrefflich zu benutzen, und man kann nichts Zierlicheres und Sauberers sehen, als seine Zeichnungen. Auch die Arbeiten in einem untergeordneten Fache haben einen großen Werth, und können einem viele Freude machen, wenn sie in ihrer Art vortrefflich sind. Ich habe beinahe ein Paar Stunden bei seinen Portefeuilles gesessen; schade, daß meine Zeit zu kurz war, auch seine, im Großen in Malerei und in Stucco ausgeführten Arbeiten, deren in dortigen Pallästen mehrere sind, zu sehen. Er hat in der Akademie die Klasse der Ornamentisten, Dekorateurs und Handwerker unter sich, und diese Klasse ist unstreitig am besten berathen. Gern wäre ich noch länger in Mailand geblieben. Leider habe ich nicht einmal da Vinci's Abendmahl wieder gesehen. Ueberhaupt ist meine Reise durch Italien für mich viel zu schnell gegangen. Dies hat mehr, als alles andere den Wunsch in mir erregt, nach verschiedenen Jahren Italien noch einmal wiederzusehen, und ich verzweifle nicht an seiner Erfüllung. Schiller sagt, wo ich nicht irre, im Don Carlos:

„Wer weiß, was in der Zeiten Hintergrunde schlummert"! In Mailand fieng ich an, Hesperien Lebewohl zu sagen; denn von dort ist's nur eine kleine Tagereise bis an den Fuß der Alpen. Wir schifften uns in Como gegen Abend auf dem Schiffe des Lindauer Boten ein, mit dem wir von Mailand abgereis't waren, und bei dem wir uns, nach Vetturin-Weise bis Chur in Bünden für vier Louisd'or die Person verdungen hatten. Der Comersee hat seiner ganzen Länge nach, sehr schöne Umgebungen. Ueberall schimmern Landhäuser und weiße niedliche Dörfer aus dem dunkeln Grün hervor, welches den Fuß der Berge umkleidet, zwischen die der See sich in mehreren sanften Krümmungen hindurch windet, und die immer höher werden, jemehr man sich aufwärts den Alpen nähert. Die Villa pliniana passirten wir bei einbrechender Nacht; ich habe sie nur in der Ferne gesehen. Noch den folgenden ganzen Tag mußten wir, weil der Wind uns entgegen bließ, auf dem See schwimmen, wodurch doch die Fahrt am Ende etwas langweilig ward. Wie man an's obere Ende des Sees kommt, findet man sich in ein Bergthal eingeschlossen, das bis nach Chiavenna vier Stunden lang führt, und von hier hört die fahrbare Straße auf. Die Frauen mußten nun reiten, und die Kinder wurden von hier

bis Chur von zwei Männern in Körben über den Splügen getragen. Ich entschloß mich, aus Vorsicht, daß den Kindern nichts zustoßen möchte, und um immer gleich bei der Hand zu seyn, die Tour über den Berg zu Fuß zu machen. Der Weg ist beschwerlich und die Straße schlecht, aber die Gegenden und Ansichten, (denn von Aussichten ist hier die Rede nicht) besonders auf der Höhe des Splügen recht romantisch, wild und groß. Schrecklich eingeklemmt zwischen fast zusammenstoßenden Bergen, und schauerlich, aber sicher und bequem zum Reisen ist die berühmte via mala, die etwa drei Stunden lang ist. Ich gieng den Tag zwölf starke Schweizerstunden in stetem beschwerlichen Auf- und Niedersteigen auf steinigen Wegen, wo ich jeden Tritt durch die schon ziemlich dünn gewordenen Schuhsolen fühlte, von Morgens mit Tagesanbruch bis zwei Stunden in die Nacht, dies ist von Morgens vier bis Abends zehn Uhr. Erhitzt und ermüdet, wie nie vielleicht, kam ich im Wirthshause an, und machte am andern Morgen wieder sechs starke Stunden bis Chur, wo wir um Mittag eintrafen. Dort ruhten wir zwei Tage aus, und erwarteten den Zürcher Boten. In Chur, eines der häßlichsten Mistmagazine auf Gottes Erdboden, wie Ihnen Freund G., wenn er noch in Latium's Ge-

silden wandelt, bezeugen kann, sprach ich auch Madame R., die Schwester der Signora Susanna, und sie war so artig, uns zu Tische zu laden, wo unsre beiden Weiber stumme Rollen spielten. Es ist sonderbar, und muß entweder am Schnitt der Kleidung, oder an einer Aehnlichkeit im Gange liegen, so oft ich in Chur auf der Gasse gieng, begegnete ich einem oder mehreren Menschen, die in einiger Entfernung gerade wie G. aussahen. Dies zeigt, wie sehr er während seines dortigen Aufenthalts eingebündnert ist; auch kennen ihn alle Leute vom Nachtwächter bis zum ersten Bürgermeister, und alle sind ihm gut. Ich mußte mich wohl auf der Bergreise im Gehen übernommen haben, denn ich fühlte in den folgenden Tagen eine ungewöhnliche Wallung im Blute, und als wir den Wallenstädter See passirten, wo die Gegend, wie ich erst nachher erfuhr, wegen der niedrigen sumpfigen Lage ungesund ist, bekam ich in Wasen am untersten Ende des Sees, ein Fieber, welches, wie sich in der Folge auswies, ein viertägiges war, und das ich bis nach Weimar mitnahm, wo es mich endlich verließ. In Küßnacht am Zürcher See lieferte ich K—s Frau an seinen Vater aus, der uns bis an's Ende des See entgegen kam. Ich blieb in Zürich acht Tage liegen, um Arzneien zu nehmen,

und, wo möglich, mein Fieber dort zu lassen; aber das gelang mir nicht; auch in Tübingen fragte ich einen geschickten Arzt um Rath; ich mußte indeß auch dort mein Fieber wieder mit aufpacken. Sie sehen also, daß auch ich, ungeachtet meiner Entfernung von Rom, dem Verhängnisse, das alle dortigen Teutschen mit dem Fieber gezüchtigt hat, nicht habe entfliehen können. Zum Glück hatte ich doch immer eine Zwischenzeit von zwei guten Tagen, die ich zum Reisen benutzte, und den schlimmen lag ich gewöhnlich ganz, oder wenigstens halb stille. Das war ein übler Willkommen, womit mich nach zehnjähriger Abwesenheit mein theures Vaterland begrüßte! In Zürich habe ich die guten Stunden dazu angewandt, die mir bekannten dortigen Künstler zu besuchen und zu sehen, was sonst dort von Kunst vorhanden ist. Es waren die letzten artistischen Brodsamen, die ich auf meiner Reise zu sammeln Zeit und Gelegenheit hatte; Lips, Pfenninger, Wüst, Meyer, und ein gewisser Usteri unter den Lebenden, Geßner und Heß unter den Todten. Lips arbeitet jetzt bloß für Buchhändler, Pfenninger malt fleißig Porträts und beide verdienen mit ihrem Kleinkram soviel Geld, als sie wollen. Usteri ist ein junger Mann, der sich mehr als Liebhaber mit

der Kunst beschäftigt, und recht artige, launige Sächelchen macht, meist satyrischen Inhalts, auf die jetzigen Zeitumstände angewandt. Aber lassen wir die Lebenden in Frieden leben, und wenden uns lieber zu den Todten. — — — — — — — — —

* * *

Hier bricht der Brief plötzlich ab.

Endlich hatte Fernow mit den Seinigen den Ort seiner Bestimmung erreicht. In Weimar ward er von den Ersten und Edelsten mit zuvorkommender Freundschaft und Theilnahme aufgenommen; man that Alles, um ihm den Antritt seiner neuen Laufbahn zu erleichtern, selbst die hohe, gütige Beschützerin jedes stillen Verdienstes, die Herzogin Amalia, empfieng ihn, wie sie Männer seiner Art zu empfangen gewohnt war, und trug dazu bei, ihm seine häusliche Einrichtung möglich zu machen. Aber alles dies konnte doch das Glück nicht beschwören, das ihm jetzt, nachdem es so lange seinen bescheidnen Wünschen hold ge-

wesen war, mit einem Male den Rücken zukehrte, es konnte nicht den Wurm zerstören, der an der Kraft seines Lebens unaufhaltsam zehrte. Seine Abreise aus Rom war in keiner guten Stunde beschlossen. Krank, vom Fieber entkräftet, kam er gerade in einem sehr ungünstigen Zeitpunkte in Jena an. Es traf sich eben, daß viele der berühmtesten und beliebtesten Lehrer diese Universität mit andern vertauschten; dieses zog natürlicher Weise eine Art Umwälzung im Ganzen herbei, und verminderte zugleich beträchtlich die Anzahl der Studierenden.

Fernow's Lage war in der That jetzt trauriger, als sie je gewesen war; das Fieber hatte ihn nicht verlassen, es kehrte wieder, und immer wieder, mehr als ein ganzes langes Jahr hindurch untergrub es langsam sein Leben. Seine Vermögensumstände waren durch die lange Reise sehr zerrüttet; in dieser Lage war er mit einer der Landessitte, der Sprache, des Klimas ganz unkundigen Frau, und mit einem jungen Kinde. Aber er raffte allen seinen Muth, alle seine noch übrige Kraft zusammen und unternahm das fast unmöglich Scheinende. Sobald er konnte, fieng er seine Vorlesungen an, und gewöhnte sich sogar zuletzt, mitten im Fieberanfall zu lesen. Freilich sank

er dann, nach jeder solcher Stunde, an allen Kräften tödtlich erschöpft zusammen, und Freunde, die ihn damals in diesem Zustande sahen, denken dessen noch mit innigem Mitgefühl und mit Bewunderung seiner Ausdauer. Seiner südlichen Frau konnte es unter diesen Umständen nicht an ihrem jetzigen Wohnorte gefallen, um so weniger, da ihre Ankunft gerade gegen den Winter fiel, sie verstand die Sprache nicht und konnte die hiesige Art der Haushaltung sobald nicht erlernen. Wir haben ja im Norden tausend Sorgen, tausend Bedürfnisse, die der glückliche Bewohner des Südens kaum den Namen nach kennt. Alle diese kleinen häuslichen Mühen, die gewöhnlich die Hausfrau gern übernimmt, fielen in diesem Verhältnis ebenfalls auf Fernow zurück, und vermehrten die Last des Lebens, die er jetzt schwer trug, beträchtlich. Dennoch ließ er sich nicht niederschlagen. Einige Auszüge aus Briefen an den Herrn Konsistorialrath Böttiger, der fortwährend sein helfender und tröstender Freund blieb, werden dem Leser beweisen, daß, trotz alles äußern Drucks, seine innere Elastizität kräftig widerstrebte, und daß weder sein ruhig heitrer Sinn, noch seine Liebe zur Wissenschaft, zu Grunde giengen.

* * *

Auszüge aus Briefen von Fernow an Herrn Consistorialrath Böttiger.

I.

Jena, d. 3. Octbr. 1803.

Tausend Dank, verehrter Freund! für alle neue Beweise Ihres unbegränzten Wohlwollens, die ich mit Ihrem letzten Briefe von Ihnen empfangen habe. Ich nehme das mir Gesandte an als Vorschuß, und weil ich hoffe, denen, die mir diese Unterstützung geben, wo ich sie gerade bedarf, dafür wieder etwas zum Ersatz geben zu können, was mir keine andre Schuld aufladet, als die, welche ich gegen edelgesinnte Menschen gerne trage, die Schuld der Dankbarkeit. Sie werden mich in dieser Rücksicht, das weiß ich, sowohl bei der Durchl. Herzogin in Tieffurth, als bei Vater Wieland vertreten.

Wenn nur nicht mein verwünschter Reisegefährte, mein Quartanfieber, das ich seit vier Wochen nicht spürte, wieder gekommen wäre! Ich habe es gestern zum drittenmale wieder gehabt. Wie unangenehm mir dies gerade gegenwärtig ist, wo ich recht thätig seyn möchte, darf ich Ihnen wohl nicht sagen; indessen thue ich, was

ich kann. Vor etwa zehn Tagen bin ich als Prof. extraord. introduzirt worden.

Das Päcklein habe ich denselben Abend des Tages, da ich es empfieng, an Voß überbracht. Ich war schon bei ihm gewesen, und hatte schon ein Paar Pfeifen Tabak mit dem Schöpfer des teutschen Hexameters verraucht. Er ist wirklich ein Mann, wie aus einer, ich will nicht sagen höhern, aber bessern Welt, und ich hoffe, ich werde näher mit ihm bekannt werden.

Es war diesen Morgen ein junger Kurländer bei mir, der mir versicherte, daß man es sehr gern sehen würde, wenn ich mich über die andern Künste nur kurz fassen, und hingegen über die bildenden recht ausführlich seyn würde, denn theils habe man schon über Poesie und Beredtsamkeit in den ästhetischen Vorlesungen Anderer gehört, theils sey auch ein andrer Docent hier (Doktor Ast) der Aesthetik läse, und sich bloß auf jene beiden Zweige einschränke, und da dieser von zwei bis drei lies't, so hätten seine Landsleute gehofft, ich würde die Stunden von fünf bis sechs nehmen. Ich habe bisher noch nichts angekündigt, ich werde mich also, da es mir gleichgültig ist, den Wünschen der Herren gemäß fügen, sowohl in Ansehung der Stunde, als der

Materie. Da haben wirs, so eben meldet sich das Fieber in den Fingerspitzen. Leben Sie wohl.

2.

Jena, d. 20. Nov. 1803.

Ich weiß nicht eigentlich, wie das allgemeine Urtheil oder das pluralistische der Studierenden über meine Vorlesungen ausgefallen ist. Bis jetzt ist darüber noch keine Stimme zu mir gedrungen, alle Schellingianer werden wohl wenig von mir erbaut seyn, da ich Sachen vortrage, oder vielmehr bis jetzt vorgetragen habe, die so unendlich tief unter ihrem Horizonte in der Region des gesunden Verstandes liegen. Aber das soll mich nicht irre machen; ich werde meiner Ueberzeugung folgen und dieser auch ganz; denn selbst da, wo ich mit Kant, dem ich sonst im Ganzen folge, nicht zusamenstimme, verlasse ich ihn. Ja, noch mehr, ich will, sobald meine Zeit es erlaubt, das Schellingsche System studieren, denn ich halte es für Pflicht, es zu kennen, wenn es mich auch nicht überzeugen sollte. Finde ich etwas Wahres und Gutes darinnen, wie ich nicht zweifle, so werde ich Gebrauch davon zu machen wissen, und es in die verständliche Sphäre des menschlichen Verstandes herabzubringen trachten, damit es den Menschenkindern sammt

und sonders nützlich werden könne. Noch habe ich nur tiefer heraufgeholte Prinzipien, eigentlich nichts Neues, in dem, was aus der Schellingschen Lehre für mein Forum gehört, gefunden. Kant hat im Grunde dasselbe gesagt, und noch habe ich nicht gefunden, daß man ihn einer eigentlichen Unrichtigkeit geziehen hätte. Mit einem Worte, was ich jetzt noch nicht davon weiß, will ich, sobald ich kann, kennen lernen und Alles zu meinem Nutzen und Gebrauch treulich anwenden.

Gestern Abend habe ich mein erstes Publikum über die Werke der alten bildenden Kunst, das ich als Fragment der Archäologie ankündigte, vor mehr als hundert anwesenden Studierenden gelesen. Ich hoffe durch diese Vorlesung ein Interesse für den vollständigen Cursus zu wecken, den ich das folgende halbe Jahr über die Kunst vortragen möchte. Zwei Pferde ziehen mehr als eins, vielleicht kann ich in der Folge noch ein drittes und viertes dazu anspannen, um mit Ehren durch dies Jammerthal hindurch zu kommen. Ich käme gern nach Weimar hinüber; da ich aber meine Vorlesungen aus Mangel an Uebung im freien Vortrage vom Blatte ablese, so habe ich zu

thun, daß ich täglich so viel vorarbeite, als ich täglich verbrauche.

Kämpfend gegen Krankheit, häusliche Sorgen, und manchen Verdruß, der auch von außen her über ihn kam, verlebte Fernow diesen traurigen Winter unter steter Arbeit. Das lange Ausbleiben seiner Bücher, die wegen Sperrung der Elbe nach Tönningen, statt nach Hamburg, gehen mußten und von deren Ankunft noch immer keine Nachricht einlief, beunruhigte ihn ebenfalls. Daß unter diesen Umständen der Wunsch in ihm aufstieg, Jena mit einem andern Orte, wo möglich mit Weimar, zu vertauschen, ist wohl natürlich. Den 15. Januar 1804 schreibt er an Herrn Böttiger: „Mein Fieber sehe ich nach gerade „schon als eine zu meiner Individualität gehörige Ei„genschaft an, und denke es nun bald dahin zu brin„gen, meine Vorlesung selbst während des Fiebers zu „halten; wenigstens bin ich entschlossen, es in diesen „Tagen wirklich zu versuchen. Ihre Anfrage: ob ich „nicht lieber in Weimar als in Jena leben würde? „glaube ich ohne Anstand mit Ja beantworten zu kön„nen, um so eher, da mich in Jena noch nichts fes„selt, und da gerade bis jetzt sowohl meine Gesundheit,

„als auch das — aller Anfang ist schwer, mir noch „nicht erlaubt haben, viele Annehmlichkeiten in Jena zu „genießen. Es käme nur darauf an, daß ich dort mein „ehrliches und gebührliches Auskommen hätte; das „Nothwendige gewiß, das Bequemliche wollte ich mir „dann schon durch eignen Fleiß zu erwerben suchen."

Im Frühlinge dieses Jahres ward die Stelle des Bibliothekars der verwittweten Herzogin durch Jagemann's Tod erledigt und das Schicksal schien sich wieder mit unserm Freunde aussöhnen zu wollen. Die Herzogin, theils auf die Fürsprache seiner Freunde, theils gerührt von Fernow's Schicksale und seinem Verdienste, ernannte ihn zu Jagemann's Nachfolger, und machte ihm noch die Hoffnung, ihn zur bessern Wiederherstellung seiner Gesundheit, den Frühling mit sich nach Tieffurth, ihrem Sommeraufenthalte, zu nehmen. Frohen Muthes blickte Fernow jetzt wieder in die erheiterte Zukunft. Die Einkünfte seiner Stelle waren freilich nicht hinreichend, für seine und der Seinigen Existenz; aber diese Stelle raubte ihm sehr wenig Zeit. Die Beschäftigung, die er dadurch erhielt, war so ganz seinen Wünschen angemessen, ließ sich so schön mit seinen Lieblingsarbeiten vereinigen, daß er sie, wenn seine Umstände es

erlaubt hätten, gerne, bloß zu seinem Vergnügen, ohne allen Entgelt verwaltet hätte, und sie brachte ihn in die Nähe einer Fürstin, die er, und mit ihm alle, die ihm glichen, unaussprechlich ehrte. Wer kennt nicht den verehrten Namen Amalia und ihr unsterbliches Verdienst um Kunst und Wissenschaft?

Es ist eine bekannte Bemerkung, daß die Nähe des ersehnten Ziels unsre Ungeduld vermehrt. Die wenigen Wochen bis Ostern, die Fernow noch in Jena verweilen mußte, dehnten sich ihm zu einer unerträglichen Länge aus; seine Gesundheit litt fortwährend; das dem Winter so ähnliche, kalte Frühjahr, erweckte seine Sehnsucht nach Italien. Er schrieb den neunten April an Hrn. Böttiger Folgendes: „Was „für ein Wetter haben wir hier seit gestern! Heute „Morgen war alles wieder mit Schnee bedeckt, wie „im Januar. Da lob' ich mir doch Italien; aber ich „mag nicht daran denken, sonst vermehrt sich der „Schmerz in der Leber. Ich sehne mich nach dem „Frühlinge, und setze alle meine Hoffnung auf den „Sommeraufenthalt in Tiefurth. Hier wäre ich „wahrscheinlich zu Grunde gegangen. Jetzt wünsche „ich gar sehr, daß nun endlich auch meine Bücher „einmal ankämen, wenn sie nicht gar verloren sind;

„ich hätte sie zu meinen Arbeiten höchst nöthig, aber „bis jetzt habe ich noch immer nichts davon vernom„men. In Teutschland erfuhr ich in der kurzen Zeit „meines Hierseyns schon mehr Mißgeschick, als wäh„rend meines neunjährigen Aufenthalts in Italien. „Der Mensch ist ein Thor, daß er nicht bleibt, wo „er ist, und wo ihm wohl ist. —"

Auszug aus einem Briefe Fernow's an Herrn Consistorialrath Böttiger.

Tieffurth, d. 4. Jun. 1804.

— — Ich bin ehegestern Nachmittag hier mit Sack und Pack eingezogen, und habe von meinen kleinen Wohnungen, die übrigens bequem genug für uns sind, Besitz genommen. Die Herzogin ist noch nicht hier, auch ist bis heute ihre Herüberkunft noch nicht auf den Tag bestimmt; wahrscheinlich aber wird diese in Zeit von acht Tagen Statt haben. Das schöne Frühlingswetter und die Ahnung, daß ich hier wohler seyn werde, als im halbverödeten Jena, haben mich früher hergetrieben und die Ankunft der Herzogin nicht erwarten lassen. Ich habe mich in meiner Erwartung nicht betrogen. Die Natur ist jetzt hier unaussprech-

lich schön und ich habe gestern den ganzen kleinen Park die Kreuz und die Quer durchstrichen. Ich finde ihn nicht nur schöner als den Park in Weimar, sondern auch, wenn Sie es für keine Blasphemie nehmen wollen, in Rücksicht auf bloßen Naturgenuß schöner, als — rathen Sie was? — als die Villa Borghese bei Rom, die freilich im Kunstgenuß und in dem, was man pittoresk nennt, dieser lieblichen teutschen Naturtochter wieder unendlich überlegen ist. Aber das erquickende Gefühl eines reinen Naturgenusses, der uns für den Augenblick ganz genügt und beseeligt, ist, wie ich meine, wohl auch so viel werth, als das namenlose Sehnen und Streben, welches eine Natur im höhern Style und mit den Idealen der Kunst gegattet, in uns erregt. Für mich wenigstens, einem Wiedergenesenden, der einer bloß erquickenden Gegenwart bedarf, die seine Kräfte neu belebe und seinen Geist erheitere, ist diese Empfindung jetzt wohlthätiger, als irgend ein höherer Genuß, welcher wohl auch seinen höhern Werth hat, aber mentem sanam in corpore sano voraussetzt, und Sie wissen, wie in diesem concreten Leben eins von dem andern abhängt. Die froheren Stunden geistreicher Unterhaltung, welche auch den Geist mächtiger belebt und stärkt, als die idealische Kunstnatur, erwarte ich noch, wenn erst die

wohlthätige Fee, die diesen reizenden Aufenthalt beherrscht, mit ihren dienenden Geistern, ihren Musenpriestern und Grazien hier eingetroffen seyn wird. Indessen will ich hier fortfahren, meine Gesundheit, die, wie es scheint, auf guten Wegen ist, zu pflegen ꝛc.

Welch' einen Sommer hätte Fernow verleben können, ohne diese immer wiederkehrende, alle Lebenskraft und Lebensfreude untergrabende Krankheit! Teutschland sonnt sich noch an den Strahlen, die von jenem stillen, anspruchslosen Hause der edlen Fürstin ausgiengen, und ehrfurchtsvoll muß der Fremde jenem klassischen Boden, dem kleinen, lieblichen Park von Tieffurth sich nahn, wo sie wandelte, deren hochgebildeter Geist, deren reine Seele, deren himmlische Güte alles belebte, vereinte und ordnete. Ein kleiner gewählter Kreis von Männern und Frauen, die dieser Auszeichnung werth waren, lebte mit ihr; ihre Hausgenossen, unter ihnen Wieland, Göthe, Herder, Schiller und noch manche andre Männer, die es verdienten, sich an diese zu reihen, waren ihre täglichen Hausfreunde. Alle interessante Fremden, an denen es in Weimar selten fehlt, zum Theil wegen

der besuchten Straße, die hindurch führt, noch mehr aber, weil, nach Göthe's Ausspruch: „ein edler Mensch alle Menschen anzieht," waren freundlich bei ihr aufgenommen, und wohl kann man sagen:

Germanien nennt keinen großen Namen,
Den dieses Haus nicht seinen Gast genannt.

Folgender an die Herausgeberin gerichteter Abriß von Fernow's Leben in dieser, trotz aller körperlichen Schmerzen, dennoch genußreichen Zeit, ist ein treuer Bericht eines Augenzeugen, des Geh. Raths v. Einsiedel, des vieljährigen sehr geschätzten Hausgenossen der verewigten Herzogin, der unsern Fernow ebenfalls von Herzen schätzte und liebte, und ihm bis ans Ende durch die innigste Theilnahme Beweise dieser Freundschaft gab.

* * *

Herr von Einsiedel an die Herausgeberin dieser Blätter.

Ich übersende Ihnen zu dem Denkmale, welches Sie dem verewigten Fernow durch seine Biographie errichten, einen kleinen Beitrag. Er enthält seinen Sommeraufenthalt zu Tieffurth, den ehemaligen

Landsitz der hochseeligen verwittweten Herzogin Amalia von Sachsen-Weimar, wo er dieser Fürstin und den Personen, die sie umgaben, ein sehr werthgeschätzter Gesellschafter war.

Die Herzogin veranlaßte ihn, diesen ländlichen Wohnort in den Sommermonaten zu beziehen, wo sie gewohnt war, sich mit ihrem Hofe dahin zu begeben. Sie begehrte dies zum Besten seiner schon damals leidenden Gesundheit. Aus Schonung für diese, deren Pflege ihn einzig beschäftigen sollte, entsagte die theilnehmende Fürstin seiner wissenschaftlichen Unterhaltung, der er, als ein Vertrauter der Kunst und als ein geistreicher und geschmackvoller Kenner der italienischen Sprache, ein vielfaches belehrendes Interesse zu verleihen vermochte.

Der Anfang des Sommeraufenthalts in Tiefurth war der Erholung unsers leidenden Freundes nicht merklich vortheilhaft. Ein täglich wiederkehrendes Fieber, das mehrere Stunden vor der Abendzeit schon eintrat, entzog ihn den angenehmen Spaziergängen dieses Ortes. Sehr frühe war er genöthigt, die Gesellschaft zu verlassen und in seine Wohnung zurückzukehren, um die Ruhe zu genießen, die diesem

fieberhaften, beschwerlichen Zustand einige Linderung verschaffte. Unser Freund konnte sich der ungestörten Muße, die dieser ländliche Aufenthalt für seine literarischen Arbeiten darbot, nicht nach Wunsch erfreun, wie er sich, gegen den Rath der Aerzte, die ihm alle Anstrengungen untersagt hatten, ins Geheim vorgesetzt hatte. Auf die fieberhaften, schlaflosen Nächte folgte gewöhnlich ein später, langer Schlaf, der jedoch wenig Erquickung gewährte; er raubte ihm die freundlichen Morgenstunden, und der Vormittag wurde durch den Gebrauch von Bädern verkürzt. Fernow's immer heiterer Geist, und ein leidenschaftliches Bedürfniß, sich mit wissenschaftlichen Gegenständen, die seinen Lieblingsstudien angehörten, zu beschäftigen, gaben ihm jedoch die Kraft, die wenigen freien Stunden zu benutzen, und mit der Ausgabe der italienischen Dichter, die von ihm schon früher vorbereitet war, einen thätigen Anfang zu machen.

Diese Beschäftigung war ein öfterer Gegenstand der Unterhaltung bei der Mittagstafel, welcher Fernow ununterbrochen beiwohnen konnte, weil er sich in dieser Zeit des Tages leidlich wohl befand.

Die Herzogin liebte die italienische Sprache vorzüglich; sie wünschte den Orlando des Arioft

von Fernow sich vorlesen zu lassen, wenn seine Gesundheit es ihm erlaube. Er war zu geneigt, dem Wunsche der Fürstin zu gehorchen, und der Antrag machte ihm selbst zu viel Vergnügen, um diese besorgliche Rücksicht als ein Hinderniß anzusehen. Die Vorlesungen konnten bloß in den Nachmittagsstunden statt finden, wo er von den gewohnten Anfällen ganz verschont war. Man wählte einen Saal im parkartigen Garten dazu aus. Außer den Personen, die das Gefolge der Herzogin ausmachten, befand sich in dem Kreise der Zuhörer der verehrte Wieland. Welchen unter allen Dichtern hätte sich unser Freund entschiedner zum Zuhörer wünschen können, als ihn?

An jedem Tage wurde gewöhnlich ein Gesang dieser ariostischen Dichtung vorgelesen; eine anhaltendere Lectüre erlaubte Fernow's Gesundheit nicht.

Späterhin gab der Aufenthalt unsers Freundes in Tieffurth für seine Genesung die besten Hoffnungen; er hatte viele fieberfreie Tage; er fühlte sich gestärkter, und selten nur verließ er den gesellschaftlichen Kreis in den Abendstunden, wo er gern verweilen mogte.

Sein neunjähriger Aufenthalt in Italien hatte ihm dies Land der Künste so werth gemacht, daß es ihm ein großer Genuß war, von mehreren Personen umgeben zu seyn, denen seine lehrreichen Unterhaltungen darüber, in welchen sich Klarheit, Geist und Gefühl auf eine seltene Weise vereinigten, nicht fremd waren. Die Herzogin Amalia war eine Freundin der Künste; die erhabnen Gegenstände derselben, die ihr durch eine Reise nach Italien bekannt geworden waren, hatten sich ihrer Erinnerung dauernd eingeprägt; diese Unterhaltungen mußten ihr also sehr wohlgefällig seyn.

Eine Wiederkehr nach Italien war unseres Freundes höchster Wunsch, ich mögte sagen, der einzige, den seine Phantasie bilden mogte. Ich erinnere mich noch seiner Worte bei einem kurzen Spaziergange, den er mit mir machte, und der ihm sehr sauer wurde: „Wenn ich," sagte er, „auch zu Fuße, eben so „langsam nach Italien reisen könnte, ich entschlösse „mich mit Freuden dazu." Er berechnete, um sich mit diesem angenehmen Gedanken eine Zeitlang zu beschäftigen, die Zahl der Tagereisen, die er zu dieser Reise brauchen würde, mit vieler Genauigkeit. Der Wunsch, Italien wieder zu sehen, beschäftigte seine

Fürstin nicht minder, wiewohl sie sich selbst nicht verhelen konnte, wie schwer er auszuführen sey.

Das Ableben der Herzogin im Frühjahr 1807 verwaiste das anmuthige Tieffurth, dessen Schöpferin sie war. Wäre sie später in die Ewigkeit übergegangen, als unser Freund, so würde sie seinem Andenken ein Denkmal in diesem stillen Wohnort errichtet haben, wie sie es Mozart, Herder und Schiller daselbst errichtete.

* * *

Fernow's Gesundheit stellte sich nach diesem, in so schönen Umgebungen verlebten Sommer merklich her, ja er konnte anfangen, sich für genesen zu halten; seine Kräfte kehrten wieder, und es war ihm von neuem vergönnt, sich, seinen Freunden und seinen Lieblingsbeschäftigungen zu leben. Wir haben aus den Jahren 1805 und 1806 verschiedne Briefe von ihm an seine Freunde vor uns liegen, von denen wir hoffen dürfen, daß Auszüge daraus, nach der Zeitfolge geordnet, dem freundlichen Leser willkommen seyn mögten; sie bezeichnen genau den Gang seiner Arbeiten und seiner Gedanken in dieser Zeit.

Auszüge
aus Fernow's Briefen an seine Freunde vom Jahr 1805.

An Herrn Consistorialrath Böttiger.

Weimar, d. 10. Februar 1805.

Verehrter Freund, was müssen Sie von mir denken, und was denken Sie von mir? Ich will mich nicht entschuldigen noch rechtfertigen, sondern mich auf Discretion ergeben. Ich bin ein erzfauler Briefsteller, wenn nicht gerade wirkliche Veranlassungen dazu vorhanden sind, jetzt um so mehr, da ich den ganzen Tag die Feder in der Hand habe. Auch hat kein Mensch, weder in Teutschland, noch in Rom in der ganzen Zeit einen Brief von mir erhalten, freilich zu meinem eigenen größten Schaden; denn ich habe dafür wieder keine erhalten, und doch habe ich nie zum Briefschreiben kommen können; ein antiepistolarischer Dämon hat mich besessen; aber ich will suchen, ihn auszutreiben, und heute am Tage des Herren will ich den Anfang damit machen. Also Vergebung dem reuigen Sünder!

Seit Michaelis bin ich allmählich wieder zur Gesundheit, und mit dieser zur Thätigkeit zurückgekehrt. Den ganzen Sommer hindurch, der nicht der gesundeste war, hat das Fieber mich noch jede Nacht in seinen Armen gehalten, und mir die Kräfte wieder geraubt, welche ich des Tages gesammelt haben mochte. Darum ist mir es auch nicht möglich gewesen, mich anders als leidend zu beschäftigen, und diese Unthätigkeit war mir lästiger, als das Uebel selbst, das sie verursachte. Indessen habe ich in jener Zeit die Idee zu einer Arbeit gefaßt, die mich seither fast ausschließend beschäftigt, auch wohl noch einige Jahre hindurch beschäftigen wird, ehe sie zur Ausführung gelangt, und von der ich Ihnen das Wesentlichste mittheilen mögte, mit der Bitte, mir darüber Ihr Gutachten zu sagen.

Meine Ausgabe des Ariost erscheint diese Ostern in fünf Bänden. Ein Anzeige der Griesischen Uebersetzung finden Sie in den neuesten Stücken der Jenaischen Literatur-Zeitung, desgleichen eine ziemlich große Recension eines kleinen, aber reichhaltigen Werks über einige Gegenstände der teutschen Sprache von Seidensticker. Seit einigen Wochen, nachdem ich einigen Perioden meiner größern Arbeit, von der ich Ihnen hernach sagen werde, geendigt habe, bin ich in's

Rezensiren gekommen, um mir die Sachen, die man mir aufgetragen hat, mit einem Male vom Halse zu schaffen, und dann den zweiten Perioden ungestört zu beginnen.

Die Carstenschen Zeichnungen hat der Herzog gekauft, und sie sind bestimmt, den neuen Zimmern der Bibliothek zum Schmuck zu dienen, wo sie, als an einem öffentlichen Orte von jedem Kunstliebhaber und Künstler gesehen werden können. Es sind etwa dreißig große und kleine. Ich habe sie wohlfeil weggegeben, aber theils, daß sie ungetrennt an einem sicheren Orte aufbewahrt werden, theils daß ich auf diese Weise noch oft den Anblick derselben haben kann, theils auch meine gegenwärtigen Bedürfnisse haben mich dazu bewogen, sonst hätte ich, wenn ich bloß auf baaren Vortheil hätte Rücksicht nehmen wollen, Gelegenheit gehabt, sie vereinzelt und theurer zu verkaufen; aber auf diese Weise wäre mit der Zerstreuung auch Carstens Andenken verloren gegangen, und das wollte ich nicht.

Der Transport meiner Bücher von Rom bis hierher hat mir nicht weniger, als 417 Thaler gekostet, die mir nach und nach meine Ausgabe der Italienischen

Klassiker wieder ersetzen soll. Meine Krankheit kostete mir weit über 100 Thaler. Nun denken Sie sich noch hinzu, was man zur nothdürftigen Einrichtung bedarf, und Sie werden überzeugt seyn, daß ich alle Saiten anspannen muß, um oben aufschwimmen zu können.

Schiller ist fast den ganzen Winter durch unpäßlich gewesen, auch Vater Wieland einige Mal, und wer ist nicht diesen Winter krank gewesen? Mein kleiner Romano war vor einiger Zeit in Lebensgefahr; meine Frau ist in diesem Augenblicke wieder krank. Die Teutschen sollten eine neue Auswanderung nach Italien machen, wo man wenigstens einen gesunden Winter hat.

Wenn ich nicht unaufhörlich mit dem Geiste in Italien lebte, und dadurch die häßliche Gegenwart wegtäuschte, so würde ich's auch nicht aushalten.

Weimar, d. 10. Febr. 1805.

— Jetzt etwas über das große Opus, mit dessen Ausführung ich umgehe: Mir kam die Idee, es müßte interessant seyn, die gesammten Nachkommen und Ab-

stämmlinge der verstorbenen Lateinischen Sprache, welche sich in den Töchtersprachen derselben, der Italienischen, Spanischen, Portugiesischen und Französischen erhalten haben, gleichsam unter einem Gesichtspunkt, etymologisch unter ihre Stammwörter geordnet, aufzustellen; und ich bekam Lust, mich an dieser Arbeit zu versuchen. Da aber auf diese Weise aus allen vier Töchtersprachen nur ein ansehnlicher Theil, und kein einziger vollständig in einem solchen Werke erschienen würde, so schien es mir nachher besser, die Italienische, als die Erstgeborne und am reichsten ausgestattete Tochter vollständig alphabetisch nach ihren Nennwörtern geordnet, aufmarschieren zu lassen, und ihren Ableitungen dann die Lateinischen Abstämmlinge in jenen andern drei Schwestern beizuordnen; auf diese Weise würde wenigstens eine der Töchtersprachen vollständig gegeben, und da diese zugleich eine große Menge Wörter nordischer Abstammung enthält, welche von den Italienischen Etymologen, die keine der nördlichen Sprachen verstanden, fast alle irrig vom Griechischen, Arabischen, Hebräischen, Syrischen, Armenischen u. s. w. sind abgeleitet worden, so hätte ich da ein weites Feld eigner Wortforschung vor mir, worin ich auch bereits viele Materialien gesammelt habe. Meine erste Beschäftigung zu diesem Zwecke würde nun seyn,

die alphabetische Ordnung der Italienischen, Französischen, Spanischen und Portugiesischen Wörterbücher zu destruiren, dagegen alle abgeleitete Wörter ihren Stammwörtern unter zu ordnen, und bloß diese letztern alphabetisch zu ordnen. Dieses habe ich auch bereits mit dem Wörterbuche der Italienischen Sprache gethan und dabei volle drei Monate unter täglicher, wenigstens fünfstündiger Arbeit zugebracht. Ein Gleiches fange ich jetzt mit dem Französischen Wörterbuche an. Nun ist mir aber bei dem weitern Fortrücken in der Arbeit, eine neue Erweiterung meines Planes in den Sinn gekommen, nach welcher die Ausführung, alle 4 Sprachen in ihrer Vollständigkeit umfassen würde, wobei denn doch immer die etymologische Ordnung nach den Stammwörtern, denen alle ihre Abstämmlinge nach den Graden der Verwandtschaft untergeordnet würden, herrschen solite, aber die Stammwörter aller vier Sprachen sollten nur zusammen ein Alphabet formiren, und jedes Wort durch it. sp. p. fr. unterschieden werden, zu welcher der vier Sprachen es gehöre. Auf diese Weise hätte man ein vollständiges Polyglott der von der Lateinischen abstammenden Töchtersprachen. Da in der Spanischen und Portugiesischen Sprache eine Menge Wörter aus dem Arabischen abstammen, so würde ich mir für diese allenfalls fremder Beihülfe bedienen müssen;

doch hat man auch hierin schon mehrere gute Vorarbeiten, die ich, so viel als möglich, benutzen werde. Ich hoffe, wenn keine bedeutenden Hindernisse dazwischen kommen, in Jahresfrist mit der Unterordnung der Wörter unter ihre Stammwörter in allen vier Sprachen fertig zu werden. Erst dann kann ich an die Reconstruction denken, wodurch alle in ein Alphabet vereinigt werden müssen. Um dann aber in diesem Werke jedes abgeleitete Wort aufzufinden; so müßte ein vollständiges alphabetisches Wortverzeichniß aller vier Sprachen, als Index in einem besondern Bande, mit Angabe entweder des Stammworts, oder der Seitenzahl, dazu geliefert werden. Da dieses Werk nun keinen Teutsch-Italienischen Theil bedarf, auch alle Phrasen und Redensarten wegbleiben, und bloß die eigentlichen und figürlichen Bedeutungen der Wörter angegeben werden, und überdies auch durch die etymologische Unterordnung Vieles kürzer gefaßt, oder gar weggelassen werden kann, was in einer solchen Anordnung sich von selbst versteht, und es ferner überhaupt kein Buch für Schulknaben und für Anfänger wird, so bin ich in der Meinung, daß dies Werk sich etwa in einem Volumen würde liefern lassen, welches dem kleinern Schwanschen Wörterbuche in vier Bänden bei Cotta etwa gleich, wenigstens nicht viel stärker werden würde. —

Was halten Sie von dieser Unternehmung? Sind Sie der Meinung, daß ich den letztern erweiterten oder den andern, bloß die Italienische Sprache vollständig umfassenden, Plan zur Ausführung wähle? Dieser wird weniger Zeit und Arbeit und Papier erfordern; der größere Plan reizt mich mehr wegen seiner Vollständigkeit, obgleich ich wohl einsehe, wie viel größer die Schwierigkeiten der Ausführung sind; indessen mache ich mich auch nicht anheischig, jedes Wortes Ursprung anzugeben, sondern bloß den Ursprung derer, wo ich ihn habe auffinden können. Ich wünsche erst über den Plan mit mir selbst völlig einig zu seyn, und dann die Arbeit bis auf einen gewissen Punkt gebracht zu haben, ehe ich davon etwas im Publikum möchte verlauten lassen; wenigstens will ich den Stoff dazu erst vollständig beisammen haben. Mit den Hülfsmitteln zu dieser Arbeit, z. B. den besten Wörterbüchern aller vier Sprachen bin ich versehen, auch hat die hiesige Bibliothek einen guten Vorrath an etymologischen Werken; ich hoffe also, daß mir nichts Vorzügliches, was ich als Vorarbeit benutzen könnte, entgehen wird. In ein Paar Jahren glaube ich mit der Arbeit so weit vorzurücken, daß ich dann an den Druck denken kann, und mit dieser Arbeit denke ich denn auch den wackern Cotta, der mich bisher noch

nie gemahnt, sondern bloß nach dem Druck der Grammatik den Bestand meiner Rechnung bei ihm, zugesandt hat, meine Schuld abzutragen. Ich habe ihm bereits von meinem Project geschrieben und erwarte noch seine Antwort; e tanto basti!

Auszug eines Briefes an einen Freund.

Weimar, d. 14. April 1805.

— — — So gehen Tage und Jahreszeiten in der einförmigen Lebens- und Beschäftigungsweise dahin, wenn nicht Hauptveränderungen dieselben unterbrechen, um eine neue Epoche unsers Lebens zu bezeichnen. So sind mir die zehn Jahre meines Römischen Lebens, wie zehn Monate hingeflossen. Jetzt bin ich nach einer etwas langen Störung, die durch meine Rückkehr in's Vaterland veranlaßt wurde, ziemlich wieder in's Gleis gerückt, und hoffe, mich auch allmälich wieder an's nordische Klima zu gewöhnen.

Ungern habe ich in Deinem Briefe gelesen, daß Du, den ich mir sonst immer als den Repräsentanten des Frohsinns dachte, von hypochondrischen Grillen und Launen geplagt bist, deren Du Dich nicht erwehren kannst. Vielleicht, wenn es Dir gelingt,

die Quelle dieser Verstimmung Deines Gemüthes zu entdecken, wenn Du erst weißt, ob sie physisch in Deinem Körper, oder in den äußern Umgebungen liege? so gelingt es Dir dann auch, Mittel zu finden, Dir jenen Feind vom Leibe zu halten, oder ihn ganz zu verjagen.

Ich glaube ein bewährtes Mittel gegen diesen unseligen Hang zur Hypochondrie ist ein liebendes und geliebtes Wesen, das unsre innigste Vertraute und Freundin ist, durch dessen Mithülfe wir uns vervielfältigen und verjüngen. Jeder andre vertraute Umgang mit Weibern, der bloß den Sinn befriedigt, füllt das Bedürfniß des Herzens nicht aus, welches doch eigentlich das dauernde, jenes nur das vorübergehende ist. Ich würde Dir also nicht, wie Hamlet Ophelien rathen: geh in ein Nonnenkloster! sondern lieber: Nimm ein Weib! Dieses Mittel fesselt zwar die ungebundene Willkür und den freien Mann an eine Erdscholle; aber das thut ja auch schon jedes Amt und es erlöset dagegen auch von manchem Uebel des Leibes und der Seele. Daß man ein gutes, wenigstens leidliches Exemplar von dem Meisterstücke der Schöpfung dazu wählen müsse, versteht sich, denn sonst kann sich's auch ergeben, daß man den Teufel mit

Beelzebub austreibt, und wie ein Italienisches Sprichwort sagt, aus der Pfanne in die Kohlen fällt. Nächst dem kenne ich noch ein recht probates Mittel für den Hypochonder, das man auch in Gemeinschaft mit dem oben empfohlnen sehr wohl brauchen kann, die Beschäftigung mit den Künsten und den Genuß, den sie geben. Dieses Mittel darf ich Dir nicht empfehlen, denn ich weiß, Du liebst und übst sie, und ich hoffe, daß der Umgang mit ihnen nicht ohne wohlthätige Wirkung für Dein ganzes Wesen ist. Auf jeden Fall ermahne ich Dich, den hohen Werth des Schönen für die innere Harmonie der Triebe und für die Heiterkeit des Gemüths, die daraus hervorgeht, recht lebendig anzuerkennen, und zu Deiner Heilung zu benutzen. Nur muß auf der andern Seite nicht geschehen, was bei vielen geschieht. Die Beschäftigung mit dem Schönen und der Kunst, die uns in eine ideelle Welt erhebt, darf uns für die wirkliche nicht versteinern, sondern sie soll Muth geben, die Plackereien und Armseligkeiten derselben froh zu ertragen. Die Künste leisten uns keinen schlimmern Dienst, als wenn ihr Genuß uns verwöhnt, und für die Disharmonien des wirklichen Lebens, die sie auflösen sollen, nur noch empfänglicher macht.

Auch mir würde es eines der wünschenswerthe=sten Geschenke des Schicksals seyn, wenn ich Dich mehr in der Nähe hätte, und Deinen Umgang oft ge=nießen könnte. Ich wollte mir's zum höchsten Zwecke unsers Umgangs machen, den Popanz, der Dich auf Deiner schönen Insel plagt und neckt, zu verbannen, und ich hoffe, es sollte mir gelingen durch bloße An=tipathie; denn bis jetzt hat, dem Himmel sey Dank, noch keine Stunde lang eine trübe Laune in meinem Kopfe gehauf't, und noch weiß ich nicht, was Hypo=chondrie für ein Ding ist, außer vom Hörensagen. —

Göthe ist diesen Winter hindurch einige Mal sehr gefährlich krank gewesen, so daß man für sein Leben be=sorgt war. Und wer wünscht zu erleben, daß dieser Angelstern unserer Kunst und des teutschen Geschmacks untergehe? Ich bin während dieses Winters zur Zeit seiner Rekonvalescenz oft des Abends bei Göthen gewesen, weil ich wußte, daß ihm in diesen Stunden, wo er doch nicht arbeiten konnte, Gesellschaft und Un=terhaltung angenehm ist. Außer mir durften nur we=nige Freunde so ohne Umstände zu ihm kommen, Schiller's nicht zu erwähnen, der natürlich mit seinem Titanenbruder in der genausten Freundschaft lebt. —

— Ich bin zufrieden, wenn ich zuweilen ein Paar Stunden in Göthe's oder Schiller's Unterhaltung verleben kann; dann und wann bin ich bei der Herzogin, oder denen, die sie zunächst umgeben, oder im Hause des Geheimenraths von Wollzogen, dessen Frau, die Verfasserin der Agnes von Lilien, interessant und geistreich ist. Das ist genug Zerstreuung für mich, der an keine Gesellschaft gewöhnt ist. Ich finde überall lange Weile, wo mein Geist nicht interessirt wird, oder wo ich mich nicht über Gegenstände, die in den kleinen Kreis meines Studiums fallen, lehrreich mit Jemand unterhalten kann. In dieser Hinsicht ist mir der Umgang des hiesigen Bibliothek-Sekretair Schmidt interessant, der neben der alten Literatur auch die neue der andern Nationen sehr gut kennt, besonders die Italienische. Dann und wann sehe ich auch wohl Jena, und noch erst kürzlich habe ich daselbst drei sehr angenehme Tage im Hause von Voß verlebt, der jetzt die Uebersetzungen des Theokrit, des Hesiod und der Argonauten, des Orpheus fertig liegen hat, wozu er aber erst den Kommentar ausarbeiten will, ehe sie gedruckt werden. Aus dem Hesiod hat er mir verschiedene treffliche Stellen vorgelesen. — Was hat Vossens letzte Recension des Wismayerschen Lehr- und Studien-

plans für die Baierschen Länder, die sehr kräftig und ein Wort zu seiner Zeit gegen den schleichenden Katholicismus ist, bei euch für Sensation gemacht? Ihr habt jetzt auch in eurer Gegend einen solchen Conflikt zwischen Aufklärung und Ausklärung.

Es thut mir leid, daß Du die Italienische Literatur nicht mehr kultivirt hast. Sie hat doch in dem poetischen Theile unter den Neuen, Shakespeare und Göthen ausgenommen, nicht ihres gleichen; wenigstens hat keine andere Nation epische Dichter, wie Tasso und Ariost und lyrische, die den Petrarka übertrafen. Und dann überdieß die herrliche Sprache, die mir immer besser gefällt, je länger und mehr ich mit ihr vertraut werde. Sie ist mir in Vergleichung mit der Teutschen, was die Geliebte gegen die Gattin. Diese schätzt man aus Gewohnheit und alter Anhänglichkeit, mit jener ergötzt man sich und weidet sich an ihren Reizen. Für mich ist es kein kleiner Ersatz für die Trennung von Italien, daß ich mein kleines Welschland im Hause habe, daß ich in Weimar Mehrere finde, die in Italien gelebt haben, und die eine Liebe für dies schöne Land hegen, von der ein Nordländer sich keinen Begriff machen kann, wenn er nicht eine gewisse Zeit dort gelebt hat, u. s. w.

Auszug aus Briefen an Herrn Hofrath Böttiger.

Weimar, d. 8. Jul. 1805.

— — — Ich habe mich während der letzten Monate fast ausschließend mit der Carstenschen Lebensbeschreibung beschäftigt, und ich hoffe, sie soll interessant werden, nicht so wohl des äußern Lebens, als vielmehr des Entwickelungs- und Bildungs-Ganges wegen, den ich darinnen ausführlich dargelegt, und wobei ich Gelegenheit gefunden habe, viel Betrachtungen über Kunst und Kunststudium beizufügen, die, wie ich hoffe, nicht ganz zwecklos beigebracht seyn sollen. Auch wird es einiges Aufsehen, besonders in Berlin machen, durch des Künstlers Verhältniß mit der Akademie, das zuletzt in einen Zwist mit dem Minister von Heiniz endete, dessen Hergang mit Hinzufügung des Briefwechsels vollständig darin mitgetheilt ist; ich glaubte mich um so eher dazu berechtigt, da beide Partheien todt sind, und weil ich die Sache in den Gesichtspunkt gesetzt habe, daß man sieht, wie beide an ihrer Stelle Recht und nur dadurch Unrecht haben, daß die Verhältnisse eines Ministers und eines Künstlers nicht verträglich waren. — — —

Ich bin diesen Sommer nicht in Tieffurth, sondern in Weimar, weil ich in kurzem meiner Frau

Niederkunft erwarte. Für mich ist's ebenfalls vortheilhafter hier zu seyn, weil man in Tieffurth wenig arbeitet, und diesen Sommer darf ich nicht so unthätig seyn, als ich den vorigen seyn mußte. Der Verfasser der Notti Romane, den ich persönlich sehr wohl kenne, ist ein gewisser Conte Verri. Ich glaube sehr wohl, daß es sich der Mühe verlohnte, in Teutschland einen Nachdruck davon zu veranstalten, man müßte nur das Werk selbst vorher gehörig bekannt machen, damit es die Aufmerksamkeit des Publikums erregte, und die Schätzung erhielte, die es wirklich verdient. Die Italienische Literatur hat wenig so schön geschriebene, so geistreich gedachte und so kraftvoll dargestellte Werke, und ich halte dafür, daß es nicht möglich seyn dürfte eine Uebersetzung, die das Original erreichte, davon zu machen. Diese Art von Prose, worin sich der ganze Pomp der Italienischen Sprache und ihr harmonisches Vollgetön entfalten kann, scheint dem Genius unserer Sprache, der wieder seine eignen Unnachahmlichkeiten hat, nicht angemessen. Um sich davon zu überzeugen, darf man nur mit einem Kapitel die Probe machen, und ein Paar unpartheiische Ohren an den Kopf schnallen.

Weimar, d. 4. Aug. 1805.

— — — Gall ist zwei Tage lang hier gewesen; den ersten Tag speisete er bei unsrer verehrten Herzogin in Tieffurt, wo eine Gesellschaft von vierzehn Personen, lauter Männer, zu Tische war, unter denen auch ich mich befand. In der That ein interessanter Mann, der Zutrauen einflößt, durch den ruhig heitern und sichern Blick, womit er die Natur schauet. Hier ist mehr als Lavater, gerade das Gegentheil! Enthusiasmus für die Sache, aber ohne Schwärmerei, wie es bei jedem seyn soll, der eine Wahrheit zu erforschen sich vorgenommen hat. Unsere Herzogin war ganz von Gall eingenommen, sobald sie ihn gesprochen hatte, und ich denke, sie ist's noch. Einen Beweis davon giebt die Wißbegierde, die sie auch nach Jena zu seinen Vorlesungen getrieben hat, und wo sie so lange bleiben wird, als diese dauern. Sie wissen, daß die Herzogin den vortrefflichen Zug in ihrem Character hat, der sich wohl nur bei wenigen fürstlichen Personen findet, daß vor allen Dingen der Mensch sie interessiren, und ihr Zutrauen gewinnen muß, dessen Virtuosität sie schätzen soll. Dieß scheint auch der Fall mit Gall zu seyn. Er hat ihr persönliches Zutrauen gewonnen, nun traut sie auch auf seine Lehre. Wenn Gall hier 60 Subscri-

benten findet, so will er auch hier lesen, und wahrscheinlich wird auch gegen diese Zeit der Hof von Wilhelmsthal zurückkommen. Unsre Herzogin hat indessen auf jeden Fall für rathsam gehalten, das Gewisse für's Ungewisse zu nehmen. Müßte ich nicht in täglicher Erwartung der Niederkunft meiner Frau hier in Weimar bleiben, so wäre ich auch hinüber gegangen. Jetzt will ich abwarten, daß er zu uns kommt. Göthe und auch Wolf sind, wie ich höre, von Gall's Vorlesungen gleichfalls sehr erbaut, und über ihr Erwarten befriedigt. Man sieht, welche angenehme Erscheinung jetzt einmal ein tüchtiger Empiriker ist. Wir haben uns so in die Transcendenz verstiegen, daß wir das Wohlthätige und Erquickende der Erfahrung kaum mehr kennen.

Von Herrn Ast ist eine Kunstlehre oder Aesthetik nach Schellingschen Grundsätzen erschienen, die viel Gutes enthält, wenn sie nur von der schrecklichen Schulterminologie gereinigt wäre. Sie hat wenigstens das Verdienst eines systematischen Zusammenhanges, doch wollen mir die ersten Gründe noch nicht einleuchten, und ich werde schwerlich je zu der intellektuellen Anschauung gelangen, aus welcher die Seher der neuesten Philosophie ihre überirdische Weisheit schöpfen. Das,

was ich Religion nenne, ist mir für alle Poesie, und der Gegenstand dieser Religion für alle Philosophie zu erhaben, und für das, was man gewöhnlich Religion nennt, sind mir Poesie und Kunst wieder zu heilig, als daß sie dem Betruge, oder der Schwärmerei oder dem Aberglauben dienen sollten. Ich sehe also die nothwendige Abhängigkeit der einen von der andern nicht ein, habe auch gegen den Kunstpietismus in dem Leben meines Freundes Carstens etwas gesagt, das den Frömmlingen, oder denen, die es zu seyn heucheln, wohl schwerlich gefallen wird.

Weimar, d. 20. Septbr. 1805.

Gall hat hier in Weimar recht sehr gefallen. Ich für meinen Theil bin der Meinung, daß Gall's Lehre in der Hauptsache, so wohl was seine anatomischen Entdeckungen, als auch was die von so vielen bezweifelte und angefochtene Organenlehre betrifft, Wahrheit zum Grunde hat. Sie stimmt mit dem, was ich sonst wohl über die Natur unsers Wesens geahnet und vermuthet habe, und was zwischen Materialismus und Idealismus in der Mitte liegt, recht gut überein. Schade nur, daß es dem guten Gall zu sehr an Ausbildung der philosophischen Denkkraft

fehlt, um die Brühe des Raisonnements, die er doch durchaus über seine Erfahrungsklöße gießen muß, etwas schmackhafter und tüchtiger zu bereiten. Gewiß ist seine Lehre ein Theil eines großen Ganzen, wozu eben so nothwendig die Empirie, als die transcendente Naturphilosophie gehören; nur wäre zu wünschen, daß beide neben einander friedlich hergehen, und einander in gebührenden Ehren halten möchten. Leider! schimpft Gall auf die Philosophie, ohne sie zu kennen, und die Naturphilosophen schimpfen auf Gall, und wollen den menschlichen Schädel nach ihrem dreieinigen Triangel construiren.

Jetzt soll ich Ihnen auch etwas von mir sagen. Meine Frau hat mir vor vier Wochen einen zweiten Sohn geboren. Beide sind jetzt wohl und gesund. Mit der löblichen Pathenschaft habe ich Niemand beläſtigt, sondern diese kleine Mühe, wie billig, selbst übernommen. Indessen ist dabei, wie Sie leicht denken können, aller Einschränkungen ungeachtet, der Säckel ein wenig schlaff geworden. Es ist mir deshalb sehr angenehm, daß endlich in Herrn Hartknoch ein Geburtshelfer für meinen kleinen Carstens gefunden worden ist. Ich bin schon zufrieden, daß das opusculum nur zur Welt gefördert wird und zwar in diesen drang-

vollen Zeiten, wo wenig zu hoffen und viel zu fürchten ist.

In Tieffurt ist Alles recht wohl; ich bin den Sommer über, wegen des schlechten Wetters nur selten unten gewesen; öfter aber geh ich seit einiger Zeit in den heißen September-Tägen, die wir jetzt genießen, hin. Es ist jetzt in der That eine recht Italienische Hitze, und ein so ehrner, rein entwölkter Himmel, wie man ihn nur im sehnsuchtswerthen Ausonien findet. Schade, daß die Gunstbezeugungen so selten, von so kurzer Dauer sind, und bloß dienen, die Sehnsucht nach Italien wieder um so lebhafter aufzuregen. Der ist glücklicher, der nie da war; denn er kennt dieses Heimweh nicht, und ist an die nordische Dürftigkeit und prosaische Gemeinheit der Natur gewöhnt. Hätte ich nur die Mittel, so wollte ich gleich wieder meine Lenden gürten, und zurückkehren in die glückliche Wüste, wo sich es, trotz dem Bonstettenschen Jammer, besser lebt, als in jedem nordischen Paradiese, wo man der stiefmütterlichen Natur zum Trotz Vergnügen und Genuß in Treibhäusern und Schieshäusern zu erzielen sucht.

Weimar, d. 11. Oktbr. 1805.

Ihre Güte offenbart sich immer preißwürdiger an mir. Neulich hat mir der Buchhändler Geßner durch Wieland den Antrag thun lassen, daß er die Sammlung meiner kleinen Aufsätze in Verlag nehmen will, und ich bin deshalb noch heute an ihn zu schreiben im Begriff. Zu Ostern kann der erste Theil erscheinen; ich werde meinen Aufsatz über Canova hineinbringen, der jetzt wahrscheinlich a propositio kommt, da nun das Monument in Wien aufgestellt ist, worüber wahrscheinlich viel geschrieben werden wird. Es verdient auch in gewisser Hinsicht wahrlich viel Lob und wird ihm in Teutschland seinen Ruhm erhöhen; aber die neuern Künstler haben mit ihren Arbeiten meistens das Unglück, daß der Kern nichts taugt, daß die Idee nicht glücklich gefaßt ist, und das dürfte man auch diesem Monument wohl vorwerfen, so viel Lob es sonst in der Ausführung verdient. — — Der zu meinen Aufsätzen gewählte Titel Römische Studien, schien mir deshalb vorzüglich vortheilhaft, weil er besser, als ein anderer das Eigenthümliche derselben charakterisirt, und zugleich das Magische, welche das Wort Rom mit sich führt, auf das Buch überträgt. Ein solcher Reflex ist um so vortheilhafter, da er keine Charlatanerie

zeigt, sondern nur dem Kinde seinen rechten Namen giebt.

Fernow's Gesundheit war noch immer wankend. Das Fieber hatte ihn zwar verlassen, aber seine erschöpften Kräfte stellten sich nur sehr langsam wieder her. Ruhig und zufrieden, in stiller Thätigkeit verlebte er indessen auf die von ihm oben beschriebene Weise diesen Winter und den darauf folgenden Frühling und Sommer. Er vollendete in dieser Zeit seine Ausgabe des Petrark und seine römischen Studien, von denen die zwei ersten Bände gedruckt wurden, während er an die Aufsätze, die der dritte später erschienene Theil enthalten sollte, die letzte Hand legte. Im August fand er Gelegenheit in der Gesellschaft eines seiner Weimarischen Freunde die längst gewünschte Reise nach Dresden anzutreten. Das Nähere über die Veranlassung dieser Reise enthält folgender Brief an seinen Freund, den Geschichtsmaler Gerhard von Kügelchen.

An Herrn von Kügelchen.

Weimar, d. 7. Aug. 1806.

Dein mir im Juni geschriebener Brief hat mir eine herzliche Freude gemacht, um so mehr, da Du mir meldest, daß meine Opera Dir nicht mißfallen haben, und ich aus Deinem ganzen Briefe den regen Eifer sehe, mit welchem Du in Deiner Kunst zum Beßren strebst, ohne Dich von der Ohnmacht und Gleichgültigkeit, womit Du um Dich her die Kunst treiben und behandeln siehst, von Deinen edlen Vorsätzen abwendig machen zu lassen. So muß es seyn. Wer nicht die Kunst um ihrer selbst willen liebt, wer sein Interesse und seinen Geschmack nach dem Geschmack und Interesse des Publikums stimmt, der hat keine reine Liebe zur Kunst und ich denke, der Künstler, dem es wirklich mit seiner Kunst Ernst ist, der einmal weiß, was er *will*, was er *soll* und ungefähr von seinen Kräften weiß, was er *kann*, der wird sich weder von dem verkehrten Treiben der Kunst, noch von dem verworrenen Geschwätze der Kenner und Laien irre machen lassen, sondern muthig und zu seiner eignen Befriedigung seinen Weg fortgehn. Es versteht sich, daß er mit Ueberzeugung von sich sagen könne, er sey auf dem rechten Wege, und habe das wahre Ziel seines Strebens richtig in's Auge gefaßt.

So viel ich aus den mir sehr interessanten Aeußerungen Deines Briefs abnehmen kann, darf ich hoffen, daß Du diesen wahren Weg wirklich erkennst und wandelst, und ich habe die frohe Hoffnung, mich bald mit eignen Augen davon überzeugen zu können, da ich höchst wahrscheinlich gegen Ende dieses Monats nach Dresden kommen werde. Da würde ich denn auch wohl von Deiner freundlichen Einladung, bei Dir zu wohnen, Gebrauch machen, wenn ich nur gewiß wüßte, daß ich Dir und Deiner lieben Frau nicht lästig falle. Mein Vorsatz ist, drei bis vier Wochen dort zu bleiben. So groß mein Verlangen, Dresden zu sehen, immer schon war, so wäre ich doch vielleicht dies Jahr noch nicht gekommen, sondern hätte gewartet, bis meine Herzogin noch einmal hinreis'te; aber ich habe mich entschlossen, noch dies Jahr hinzugehen, da ich es zu meinen Arbeiten, die ich für den Winter vorhabe, bedarf, einige der dortigen Kunstwerke, besonders die Corregios zu sehen, von denen ich noch bisher zu wenig kannte, um mir eine vollständige Vorstellung von diesem Künstler zu machen.

Deine über die Kunst geäußerten Gedanken und die Aufmerksamkeit, welche Du meinen Aufsätzen gewidmet hast, sind mir besonders erfreulich gewesen.

So wie es mir unendlich lieber ist einen denkenden Künstler zu finden, als zehn denkende Gelehrte, (wie es denn auch zehnmal seltner ist) so giebt es mir auch eine besondre Befriedigung, mich mit denkenden Künstlern über ihre Kunst unterhalten zu können, da man gewiß ist, bei diesem Tausche der Gedanken und Ansichten immer etwas zu lernen und seine eignen Ideen mehr zu entwickeln. Wenn ich behaupte, daß die griechische Kunst für alle Zeiten und Künstler ewig das erste und vornehmste Muster ihrer Bildung seyn müsse, so verstehe ich darunter nicht die besondere Bildung des Malers für sein Fach, sondern die Bildung für Idealität und Styl, welche allen bildenden Künsten gemein ist. Wenn ich, wie in Carsten's Leben, von der Bildung des Malers im Besondern spreche, so habe ich nicht leicht auch den Raphael zu erwähnen vergessen, der hier das vornehmste Muster ist, weil er das Wesen und den Geist der Malerei am vollkommensten in seinen Werken ausgedrückt hat, weshalb er auch der Einzige unter allen neuern Malern ist, der den Künstler, welcher sich nach ihm bilden will, nie irre leiten, vielmehr ihn zum Höchsten, das er selbst nur selten erreicht hat, hinanführen kann, in so fern dessen Genie ihn einer solchen Stufe fähig macht. Für den Bildhauer sind die alten

Bildwerke zunächst und einzig Muster; und es läßt sich aus der Natur des Ideals bis zur völligen Evidenz erweisen, daß in der Sculptur kein anderer Styl möglich ist, als der, welchen die Antiken zur höchsten Reinheit und Vollkommenheit ausgebildet haben. Daher auch alle andere Wege in ihr bloß Abwege sind und seyn können. Nur versteht sich, sollen auch die Antiken nicht bloß nachgeahmt, noch viel weniger sclavisch und geistlos nachgeahmt werden, sondern der Künstler soll sich mit Sinn und Geist und Gefühl so in ihre Vorstellungsart hinein versetzen, so in ihren Styl sich hineinbilden, daß er ihm zur andern Natur werde, daß er sich seine Erfindungen nicht anders denken könne; denn so lange der Styl noch nicht dem Künstler zur Natur geworden ist, so ist er auch noch nicht mit sich selbst einig, so schwankt er noch zwischen der eignen individuellen Vorstellungsart und dem Objectiven der Kunst; seine Werke sind noch nicht durchaus reine Organisationen seines Geistes, sondern bloß künstliche Produkte. Die Kunst ist freilich an sich Kunst und von der Natur verschieden; aber in dem Künstler ist sie nur eine höhere Natur, die er in sich selbst zweckmäßig entwickeln muß. Nur das Technische läßt sich erlernen; aber was in der Kunst über dem Technischen noch hinaus liegt, und was man unter dem Namen

der Genialität begreift, die lebendige, beseelte Erfindung, der geistige Inhalt, dem die Technik nur den Körper bildet, das läßt sich nur entwickeln und zweckmäßig ausbilden.

Du hast sehr recht, daß der Geist, der in den alten Bildwerken herrscht, in der Malerei durch mehr Ausdruck und Leben modificirt seyn muß, denn die Malerei ist der Wirklichkeit und dem Leben näher, als die abstracten Idealbildungen der Sculptur. Schon die Art der Darstellung durch Farben, welche den Ausdruck der Materie unumgänglich nöthig macht, fordert dies. Auch die materielle Art, wie die Malerei sich des Raums und aller Umgebungen im Raume bedient, bringt sie der Wirklichkeit näher; aber dessen ungeachtet bleibt auch sie immer noch in der Sphäre des Ideals, und darum ist auch in ihr das Studium der Antike zur Erlangung eines guten Styls unentbehrlich; nur muß es mit steter Hinsicht auf den Zweck der Malerei und mit Geist geschehen. Die abstracten Formen müssen nur den Styl des Malers reinigen und ihn über die gemeine Natur erheben; er muß sie zu beleben wissen durch Charakter, Ausdruck und Handlung. Dies sind eigentlich die Hauptwerke des Malers, der uns in idealische Formen veredelte Menschen in be-

stimmten Situationen wirklich lebend und handelnd darstellen soll; und so giebt es, wenn man auf das sieht, was bisher geleistet worden und was zu leisten möglich, allerdings, auch nach Raphael, noch eine Stufe der Vollkommenheit im Ganzen, die bis jetzt noch unerstiegen ist, und die der ersteigen wird, welcher Genie und Geschmack genug besitzt, um Idealität und Charakter, Ausdruck und Schönheit in dem vollkommnen Gleichgewicht zu vereinigen, als sie auch bei Raphael selbst noch nicht vereiniget sind, der zwar für Charakter, Ausdruck, Handlung, kurz für das Dramatische wenig oder nichts, für Idealität und Schönheit aber mit jenem verbunden, noch manches zu desideriren übrig gelassen hat.

Nach einigen, im Genusse der Dresdner Kunstwerke, an der Seite seiner Freunde, froh verlebten Wochen kehrte Fernow wieder in den ersten Tagen des Oktobers zu seinen Hausgöttern zurück. Ernste, furchtbare Scenen erwarteten ihn hier, von denen er indessen jetzt noch nichts ahnete. Ihm war, als ob ein Sonnenstrahl aus Italien in seine Seele gefallen wäre; er hatte wieder mit Künstlern gelebt, die ihn verstanden, hatte wieder Meisterwerke gesehen, die frohe

Erinnerungen schönerer Tage in ihm auf's neue hervorriefen, und seine Freude am Leben erneuerten. Wie wohl es ihm in Dresden gefallen hatte, beweiset ein Brief vom 5. Octbr. an Kügelchen, der ihn hocherfreut in seine Wohnung aufgenommen und beherbergt hatte. Nach einer sehr launigen Beschreibung der Reise von Dresden nach Weimar fährt er folgendermaßen fort.

Auszug eines Briefes an Herrn von Kügelchen.

Jetzt muß ich nun im Ernst an meine Aesthetik der bildenden Kunst gehen, wovon zu Ostern der erste Band erscheinen soll. Ich hoffe, mein Aufenthalt in Dresden soll nicht ohne Nutzen für diese Arbeit gewesen seyn. Ich habe dort manches Neue gelernt, manches Alte wieder aufgefrischt. Wenn einst ein günstiges Schicksal es fügte, daß ich in Dresden leben könnte, so würde mir, glaube ich, in Teutschland wenig mehr zu wünschen übrig bleiben, außer etwa noch die Gelegenheit, auch die andern berühmten Kunstsammlungen in München, Cassel, Salzdalen, Wien u. s. w. gehörig kennen zu lernen. Denn wenn ich einmal mit den allgemeinen Grund-

sätzen der Kunst in allen ihren Theilen auf eine befriedigende Weise im Reinen bin, so möchte ich auch gerne das einzelne Vortreffliche, was in unserm Vaterlande zerstreut ist, so viel als möglich kennen lernen. Vielleicht fügt es sich, daß ich dazu gelange. Was ich davon durch eigne Kräfte erlangen kann, will ich nach und nach zu erreichen suchen. Cassel liegt mir noch am nächsten, in zwei Tagen kann man von hier dahin kommen. Ich möchte wohl meine nächste Excursion dahin machen, doch wird vor der Hand nicht daran zu denken seyn, wenn sich nicht die Umstände ändern.

In diesen Tagen las ich eine Anzeige von Carstens Leben in den Göttinger gelehrten Anzeigen No. 154 und 155, die ziemlich ausführlich ist; aber weniger in der Beurtheilung des Buchs, als in der Darlegung der eignen Vorstellungsart des Recensenten, in welchem ich, verschiednen Merkmalen nach, den Hrn. v. R. oder wenigstens einen in seinem Geiste Denkenden vermuthe. Er erinnert nämlich, daß in allen neuern Schriften über Kunst zweierlei vermißt werde, was doch für die Malerei von höchster Wichtigkeit sey. 1) Die Sonderung der Malerei von der Bildhauerkunst, deren Verwandschaft gewiß weit ge-

ringer, als ihre Verschiedenheit groß sey. 2) Eine richtige Vorstellung vom Ideale. Hier giebt nun der Recensent seine eigne Ansicht zum besten, die aber nicht die meine ist, und schwerlich auch Dich befriedigen würde. Das Ganze geht nämlich darauf hinaus, daß die alten großen Maler, Leonardo, Raphael, Corregio, Rubens, Holbein, Cranach, ihre Kunstideale von der sie umgebenden Natur abstrahirt haben, daß also auch unsre jetzt lebenden Künstler dasselbe thun sollen, statt das Ideal an der Antike zu studieren, welche unsern Künstlern vielmehr schädlich sey, und sie auf Abwege führe. Ueberhaupt, meint der Recensent, unsre Maler würden weit besser thun, wenn sie sich an die wirkliche Natur hielten; wenn sie dann auch nicht schöne Werke hervorbrächten, so würden sie doch wenigstens geistreiche und lebendige Werke liefern, wie Teniers, Gerhard Dov, Rembrand u. a. Aus diesem Wenigen wirst Du den Kunstgeist des Recensenten erkennen. Dergleichen schiefe Ansichten kennen zu lernen, ist mir lieb, weil es Gelegenheit giebt, die Gegenstände derselben schärfer und bestimmter zu erklären und solchen falschen Vorstellungsarten entgegen zu arbeit en. Wenn jeder Künstler nach seinem eignen Ideal arbeiten soll, so giebt es überhaupt kein wahres festes Ideal in der

Kunst, sondern alles ist bloß zufällige Manier, und die Niederländer sind eigentlich die wahren Muster der Geschmacksbildung, denn sie haben die Natur ganz so gemalt, wie sie dieselbe um sich her erblickten. Ich denke Sculptur und Malerei haben ursprünglich nur ein Ideal, und können nur eins haben, wenn sie es auch durch verschiedne Mittel und auf verschiedne Weise darstellen. Die Aufgabe für den Maler ist: immer seine Idealgestalten dem Charakter des Gegenstandes gemäß zu bilden, und dieselben immer mit der Individualität ihres Charakters so lebendig zu durchdringen, daß sie, obgleich über alle Wirklichkeit erhaben, doch wirklich lebende Wesen zu seyn scheinen. Charakter, Physiognomie, Individualität, oder wie man es sonst nennen will, denn diese Ausdrücke bezeichnen dasselbe, sind unstreitig die Basis aller Wahrheit und alles Interesses für das Gefühl; aber sie sollen an einer Idealgestalt ausgedrückt seyn, welche den Grad von Idealität und Schönheit hat, der dem Gegenstand gemäß ist, den der Künstler behandelt. Leere Idealformen und Bildungen, ohne Physiognomie und Charakter sind eben so wenig genügend, als charakteristische Gestalten ohne Adel und Schönheit; ja, ich bin überzeugt, es giebt ein idealisches Prinzip, wodurch auch die Gegenstände veredelt

und idealisirt erscheinen, bei aller sonstigen Wahrheit ihres Charakters und Ausdrucks. Doch dies alles sind Dinge, über die wir beide längst einig sind; ich wünschte, daß diese Uebereinstimmung in den ersten Grundsätzen der Kunst etwas allgemeiner wäre. —

Wenige Tage nach Fernow's Zurückkunft von dieser ihm so angenehmen und für seine Gesundheit höchst wohlthätigen Reise brach der furchtbare vierzehnte October herein. Alles, was eine ganz offne, wehrlose Stadt, von Kampf und Sieg erhitzten Kriegern preisgegeben, leiden kann, litt Weimar während dreier schreckenvoller Tage. Auch Fernow betraf das allgemeine Schicksal; auch in seine Wohnung drangen die Sieger. Seine sich immer gleiche Fassung war auch hier seine Schutzwehr; überdies kannte er noch von Italien her diese Krieger, und ihr Anblick erschreckte ihn nicht so, wie die, denen er ganz neu war. Ohne alle Aengstlichkeit, ruhig, ernsthaft sprach er mit ihnen, öffnete ihnen selbst Thüren und Schränke, und sagte ihnen, er würde, da er die Nothwendigkeit davon einsehe, gutwillig hergeben, was sie brauchten, wenn er es hätte; sie mögten dafür seine Familie nicht unnütz in Schrecken setzen, nicht

zerstören, was sie nicht brauchen könnten, und seine Bücher, die er ihnen auch zeigte, schonen. Dieses feste Betragen verfehlte auch bei den Feinden seinen Zweck nicht; sie ließen sich bedeuten, und Fernow pries sich glücklich, mit dem, was er an Lebensmitteln vorräthig hatte, und mit dem größten Theil seiner Wäsche, die Ruhe der Seinigen und die Sicherheit seiner Bibliothek erkauft zu haben. Der Furchtlose wird immer von den Schwächern als eine Art von Schutzgott angesehen. Zu ihm fliehen wir gern bei drohender Gefahr, wenn wir es schon wissen, daß seine Kraft uns nicht thätig beschützen könne. Auch um Fernow versammelte sich ein großer Theil der Mitbewohner des Hauses, in dem er lebte; einige davon blieben in seinem Zimmer, bis die Ruhe wiederkehrte. Er tröstete, beruhigte, so gut er konnte, alle. Des Tages gieng er aus, um Lebensmittel herbei zu schaffen; was in dieser Zeit nicht leicht war. Am zweiten Tage fand er auf der Straße ein großes französisches Waizenbrod, und brachte es voll Freude seinen Kindern zu Hause. Nie hat ihn etwas mehr gefreut, als dieser Fund für seine armen Kinder. Mit seiner gewohnten ruhigen Aufmerksamkeit blickte er um sich her, und das schnelle rasche Leben in einer Zeit, in der Alles außer seinen gewohnten Bahnen

kreiſete und wogte, entgieng nicht unbemerkt und unge-
nützt ſeinem beobachtenden Geiſte. So wie er glaubte,
die Seinen mit Sicherheit eine Stunde verlaſſen zu
können, eilte er in's Freie, unter dieſe ſich wunderbar
bewegende Menge. Der Anblick der merkwürdigſten
Menſchen unſrer Zeit, die nach und nach in Weimar
an uns vorüber giengen, intereſſirte ihn lebhaft. Die
drei unruhigen Nächte hindurch bewachte er ſeine Frau
und Kinder und die zu ihnen geflüchteten Nachbarn.
Dieſe Vorſicht war wohl nöthig, die Hausthür war
eingeſchlagen, und auch die Thüre, die zu ſeinem Zim-
mer führte, war ohne Schloß und Riegel. Man ſagt
mit Recht, daß die Extreme ſich berühren, denn in
dieſen Tagen lebte man in Weimar, wie in der gold-
nen Zeit, kein Eigenthum war verſchloſſen, und faſt
alles allgemein.

Nachdem dieſe Schrecken vorübergezogen waren,
trat ein eigenes geſelliges Verhältniß unter den Ein-
wohnern von Weimar ein; man war durch die Ge-
walt, durch die Noth, die alle ergriffen hatte, plötzlich
näher zu einander gerückt; man fühlte beſtimmter,
daß Alle nur Mitglieder einer großen Familie ſeyen;
man ſuchte, und gab wechſelsweiſe Rath, Troſt, zu-
letzt auch Aufheiterung, und ſelbſt die Fremden hörten

schneller auf, als Fremde angesehen zu werden; das allgemeine Schicksal, welches auch sie theilten, gab ihnen das Bürgerrecht. Zu diesen gehörte die Herausgeberin dieser Blätter. Sie war kurz vor dem vierzehnten October von ihrem bisherigen Aufenthalte nach Weimar gekommen, um dort zu wohnen. Die Stimmung der Zeit war ihr in dieser Hinsicht günstig, und verschaffte ihr leicht eine freundliche Aufnahme und sehr angenehme gesellige Verhältnisse. Sie machte bald Fernow's Bekanntschaft, er ward ihr Lehrer in der Italienischen Sprache, und in kurzer Zeit verband beide eine Freundschaft, die nur der Tod lösen konnte. Zum dritten Male entstand jetzt in Fernow's Leben das schöne Verhältniß, das ihn früher mit Carstens und dann mit Nauwerk verband, obgleich anders modificirt, das Verhältniß des Lehrers zum lernenden Freunde. Er lebte jetzt mehr als sonst in gesellschaftlichen Zirkeln, seine Gesundheit schien sich zu befestigen, seine natürliche Heiterkeit war ganz wiedergekehrt. Jeden Abend suchte er Erholung von der Arbeit im Hause seiner Freundin, wo er gewöhnlich Gesellschaft fand, oder, wenn sie allein blieben, die Italienischen Classiker mit ihr las, sie einführte in das Gebiet des Schönen und von Italien mit ihr sprach, denn nur hier weilten seine Erinnerung und seine Wünsche.

So vergieng dieser Winter. Fernow's Freunde freuten sich seines wiederaufblühenden Lebens; leider war es nur das hellere Aufflammen der Lampe vor dem Erlöschen. — Wir glauben, daß Auszüge einiger von Fernow's Briefen aus dieser Zeit hier an ihrem Orte seyn dürften.

Auszüge aus Briefen an Herrn Gerhard von Kügelchen.

Weimar, d. 19. Febr. 1807.

Seit vierzehn Tagen bin ich nun im Besitze der mir übersandten vier Porträts *). Sie sind glücklich und unbeschädigt angekommen, und machen allen, die sie sehen, große Freude. Daß es mehrere und gerade vier so verschiedene Individualitäten sind, giebt ihnen um so mehr Interesse, erhöht bei Kennern den Genuß, und setzt sie in den Stand den Künstler um so richtiger zu schätzen, der jedes In-

*) Herr von Kügelchen hatte vier von ihm gemalte Porträts nach Weimar an seinen Freund geschickt. Sie stellten Fernow, den Dänischen Dichter Oehlenschläger, Adam Müller und Seume vor.

viduum auf die ihm angemessene Weise zu nehmen, und darzustellen weiß. Göthe ist ganz vorzüglich befriedigt und zufrieden, sowohl über die technische Vollendung, welche den viel geübten Künstler zeigt, als auch über das Charakteristische, was in jedem Bilde so glücklich aufgefaßt und als Einheit durch's Ganze gehend ausgedrückt ist. Vorzüglich gefällt ihm die Individualität des Colorits in jedem Kopfe, so wie die Bestimmtheit der Formen, die Du besonders in meinem Kopfe beobachtet hast. Einige haben die Stellung und Wendung des Kopfes, die Du mir gegeben, etwas zu lebhaft, oder vielmehr zu momentan finden wollen, weil man mich gewöhnlich in einer ruhigen Stellung sieht, andern hat wiederum dieser lebendige Ausdruck in meinem Gesichte, der es geistreicher macht, besonders gefallen, wie das denn so bei den Liebhabern geht; alle aber stimmen darinn überein, daß mein Kopf als Kunstwerk unter den übrigen der vorzüglichste ist.

Wir haben schon manche vergnügte Stunde mit den Bildern gehabt und allerlei Experimente damit angestellt; wir haben in ihnen die Repräsentanten der vier Temperamente, der vier Jahreszeiten, der philosophischen Sekten und dergleichen gefunden. Da ist

denn Seume der Melankoliker, der Winter, der Stoiker; ich der Cholerikus, der Herbst, der Aristoteliker; Müller der Pflegmatiker, der Sommer, der Platoniker; Oehlenschläger der Sanguiniker, der Frühliug, der Epikuräer.

Bei Göthe hast Du mit Deiner Kunst einen großen Stein im Brete gewonnen. Er sucht und schätzt nur das Solide und läßt sich nicht von leerem Scheine blenden. Er meint, daß man jeziger Zeit wohl keinen Porträtmaler finden möchte, der im Stande wäre, bessere Porträts wie diese, zu liefern, und wünscht auch einmal etwas von Deinen größern Arbeiten und Erfindungen zu sehen. Ich hoffe noch immer, daß Du uns bald besuchst, und dann hübsch Deine Arbeiten mitbringst. Du wirst hier eine Menge von Liebhabern finden, deren Freude daran, Dir einige Vergeltung seyn wird; denn der Genuß gebildeter Geister ist ja immer die angenehmste Belohnung für den Künstler, der für etwas besseres, als für Geld arbeitet. Ich freue mich auf Deinen Saul; Du wirst darinne Dein Gefühl und Deine Kunst an den Tag legen können, und wenn Dir der Ausdruck darin vollkommen gelingt, so denk ich, so viel sich nach der kleinen Skizze vor-

hersagen läßt, er wird unter Deinen Händen etwas Vortreffliches werden.

Es würde in mancher Hinsicht den Genuß meines Lebens in unserm, an Kunstsinn armen, Vaterlande erhöhen, wenn wir an einem Orte zusammen leben könnten; denn auch die größte Neigung und Liebe zur Kunst bedarf einer steten Anregung und Belebung durch Kunstwerke und Künstler, um nicht in der dumpfen prosaischen Alltäglichkeit des Lebens unter Menschen zu erkalten, die nur das für schön halten, was ihre physischen Bedürfnisse befriedigt, und ihre Sinne kitzelt. Freilich bist Du in Dresden und ich in Weimar vor diesem Unglück so ziemlich gesichert; indessen wünscht man doch, immer seinen Zustand zu verbessern und zu vervollkommnen, und ich fühle besonders, daß mir der vertraute Umgang mit Künstlern, an den ich in Rom so viele Jahre lang gewöhnt worden bin, hier mangelt. Vielleicht führt die Zukunft das Gewünschte herbei, oder mich dem Gewünschten zu ꝛc.

Weimar, d. 1. März 1807.

Auf die Dresdner Berichte von der nächsten Ausstellung bin ich nun um so neugieriger, da ich be-

reits so glücklich bin, verschiedene Kapitalstücke derselben zu kennen, welches, unter den historischen Kompositionen, wahrscheinlich Hartmann's und Roesler's Marien seyn werden. — Ich schrieb Dir neulich, daß man an meinem Bilde auszusetzen gefunden habe, allein dies Urtheil, nach welchem Du mir zu viel Bewegung gegeben, war nur das einiger Menschen, die mich vielleicht nicht anders, als in einer gewöhnlichen und gleichgültigen Stimmung aufgefaßt haben. Halte Dich an Göthens Urtheil, welcher, sehr zufrieden damit, zu Einem jener Wenigen, der in der Gesellschaft, wo auch ich mich befand, diese Einwendung machte, sagte: „Ist denn Fernow nicht lebhaft? Lassen Sie sich nur mit ihm ein, und Sie werden ihn finden, wie ihn sich Kügelchen gedacht hat. Wenn man vier solche Bilder von einem Maler sieht, so kann man überzeugt seyn, er hat über jeden Charakter reflectirt, er hat ihn nach seiner Ansicht genommen, und damit muß man zufrieden seyn, und ihm die Ehre geben, daß er recht gethan hat, was er thun sollte. Wenn Kügelchen Fernow's Porträt noch vier Mal malte, so würde er ihn vielleicht vier Mal anders nehmen, und alle vier Variationen könnten vortrefflich seyn." — So denk ich auch, und es hat mich gefreut, daß Göthe Deine Intention und

Dein Streben so richtig aus dem Gemälde heraus-
empfunden hat. Darinnen ist er aber auch ganz be-
sonders glücklich organisirt, daß jeder anklingende Ton
von außen in seinem Gefühle richtiger wiederklingt,
und so wie er dergleichen Anklang in sich wahrnimmt,
so ist er darauf, wie auf eine Naturerscheinung, auf-
merksam. Dann sucht er sich den Eindruck zur Klar-
heit zu bringen, und ihm wo möglich, Namen und Aus-
druck, wenigstens in einem Gleichnisse zu geben. Er wäre
ja auch der einzige Dichter nicht, der er ist, wenn er das
nicht könnte. Daher kommt's aber auch, daß so un-
endlich wenig Menschen Göthen verstehen und ken-
nen; und daß die, welche ihm als Künstler Gerechtig-
keit wiederfahren lassen, ihn außer dieser Sphäre als
Menschen so schief beurtheilen. Nach dem, was ich
nach so vielfältiger Beobachtung von seinem Charak-
ter begreife, und ahne, so halte ich ihn auch für ei-
nen der trefflichsten und edelsten Menschen, überhaupt
in jeder Hinsicht für eine der vollkommensten und ge-
diegensten Naturen, die ich unter den Menschenkin-
dern gefunden habe. Wer könnte auch ein wahrhaft
großer und trefflicher Künstler seyn, und nicht zugleich
ein eben so großer und trefflicher Mensch! Nur müssen
wir den Begriff Mensch nicht nach dem armseligen
Maßstabe eines Philisters, oder eines Pedanten, und

was es sonst für verkrüppelte Ebenbilder Gottes giebt, abmessen.

Wenn man mit den vier Porträts die vier Humores personifiziren will, so werde ich freilich wohl mit dem kalten vorlieb nehmen müssen, den Ihr mir zugetheilt habt; indessen will ich doch gegen dieses Prädikat ein wenig protestiren und bemerken, daß ich nicht so gar eiskalt bin, sondern noch eine ziemliche Portion von Brennstoff in petto habe. Nur lasse ich ihn gern ruhen, bis es Zeit ist, nöthigen Gebrauch davon zu machen u. s. w.

Weimar, d. 12. April 1807.

Neulich schrieb ich Dir nur wenige Zeilen, auch heute werden es kaum mehrere werden. Ich bin in einer Stimmung, wo ich mich lieber an Deinen Busen werfen, und mit Dir weinen, als Dir einen Brief schreiben möchte. Die gute treffliche Herzogin Amalia ist leider nicht mehr! Sie starb vorgestern Nachmittag um vier Uhr. Ihr Tod betrübt mich sehr, und erst jetzt fühle ich in dieser Stimmung, die mich noch nicht wieder verlassen will, wie sehr ich an dieser trefflichen Frau hieng, die zwar eine Fürstin war,

aber ein wahrhaft menschliches Herz im Busen trug. Sie liebte das Talent, und zog es an sich, wo sie es nur fand; aber nur den rechtlichen Menschen schätzte sie, und ein Virtuose, sey es in welchem Fache der Kunst, gefiel ihr nur dann ganz, wenn sie sich auch persönlich für ihn interessiren, wenn sie glauben konnte, daß er auch ein guter Mensch sey. Ich habe sie nur wenige Jahre ihrer letzten Zeit gekannt; aber ich werde ihr Andenken stets verehren, so wie es jedem der sie gekannt hat, unvergeßlich seyn muß.

D. 3. Mai 1807.

Gern hätte ich Dir schon früher geantwortet, wenn nicht mancherlei Hindernisse mich davon abgehalten hätten. Unter diesen bringe besonders die Unruhe und Unlust zum Schreiben in Anschlag, welche unserer unvergeßlichen Herzogin Tod mir verursacht hat. Jetzt bin ich nun wieder mehr beruhigt und kehre mit Lust und Heiterkeit zu meiner alten gewohnten Ordnung zurück. Was wir in der Wirklichkeit durch ihren Tod verloren haben, bleibt unserm Andenken heilig, und ich freue mich, dieses Muster einer vortrefflichen Fürstin wenigstens am Abende ihres Lebens genauer gekannt zu haben. Hätte ich mein Le-

ben in ihrer Nähe verlebt, und auch ihre schönern Zeiten vor zwanzig oder dreißig Jahren persönlich gekannt, so wüßte ich wohl, was ich thäte, so würde ich den Rest der Musse, welche sie mir hier verschafft hat, dazu anwenden ihr Leben zu schreiben, und alle meine Kräfte würde ich dann anstrengen, daß es ihrer würdig geriethe. Dies ist leider nicht mein Fall, und so muß ich die Arbeit einem andern überlassen; ich hoffe indessen es werde sich unter ihren jetzt schon ziemlich dünn gewordnen Zeitgenossen der frühern Jahre, noch einer finden, der ihr dieses Denkmal errichtet. Auf den Wunsch des jüngern Bertuch's habe ich für sein Journal des Luxus und der Moden ein Paar Worte zur Feier ihres Todes aufsetzen müssen, wovon ich Dir hier einen Abdruck übersende. — In demselben Stücke des Modejournals wirst Du auch einen vorgeblichen Brief aus Dresden finden, in welchem ich euern letzten Ausstellungsskandal erzähle. Ich hätte nicht geglaubt, daß die großen Künstler in Dresden, die ihre Pinsel in keine geringeren Farben, als die des Regenbogens, tauchen mögen, sich so gebehrden könnten.

Wer seiner guten Sache gewiß ist, und obendrein die Gunst des Publikums genießt, welches nicht bloß

gafft und klafft, sondern auch tüchtig bezahlt, der sollte sich um keines Rezensenten Lob oder Tadel kümmern, aber die gewöhnliche Künstler-Eigenliebe scheint verwundbarer zu seyn, als die Eitelkeit anderer nicht so merkurialischer Menschen. Jeder, dem es mit seine Kunst oder Wissenschaft hoher Ernst ist, der sich das Zeugniß selbst geben kann, daß ihm der Beifall des Publikums oder der baare Gewinn nicht das höchste Ziel seines Strebens ist, daß er vielmehr das Richtmaß seiner Kunst in sich selbst trägt, und mit reinem Gewissen zu befolgen strebt, der soll durchaus seinen Weg unbekümmert wandeln, gegründeten Tadel benutzen, ungegründeten verhallen lassen, und übelgemeinte Angriffe verachten. Nie sollte er sich aber so weit vergessen, seine gekränkte Eigenliebe durch unwürdige Aeußerungen leidenschaftlicher Empfindlichkeit zur Schau des lachelustigen und schadenfrohen Haufens auszustellen. Und sagt sein Gewissen, daß es mit seinem Kunstwesen nicht gar so gründlich bestellt ist, daß es ihm mehr um Ruf und Geld, als um wahre Vortrefflichkeit zu thun ist; mich dünkt, so hat er noch mehr Ursache zu schweigen, damit der gereizte Kritiker nicht seine Schwäche noch mehr aufdecke. Meine Maxime ist, mich nie öffentlich zu verantworten, ich mag von Rezensenten verdient oder unverdient gelobt oder

getadelt worden seyn. Die erste Pflicht eines Künstlers oder Schriftstellers gegen sich selbst, und gegen sein Geschäft ist, daß er die Würde seiner Person und seines Zwecks behaupte, nicht durch Worte oder Zank und Streit, sondern durch That und Betragen. Diese müssen für ihn sprechen. Wer seine bürgerliche Ehre, seine Rechtschaffenheit in gesellschaftlichen Lebensverhältnissen angreift, den mag er als Verläumder behandeln und injuriarum belangen; wer hingegen nur sein Talent und den darauf gegründeten Ruhm antastet, den soll er durch die Güte seiner Producte zu Schanden machen. Das ist die würdigste, und am Ende auch die gründlichste und sicherste Art, sich zu vertheidigen. Was die Rezension von Leis betrifft, so finde ich eben nicht, daß er Unrecht hätte in dem, was er gesagt hat, indeß läugne ich auch nicht, daß nicht manches milder, und in einer schonendern Wendung hätte ausgedrückt werden können. Ein Rezensent soll streng gegen die Sache, aber billig und schonend gegen die Person seyn, um so mehr, wenn der Künstler noch kein alter verstockter Sünder sondern ein junges emporstrebendes Talent ist. Was er über Grassi urtheilt, ist wahrlich nicht zu strenge. Eigentlich sollte man über Grassi nur einmal, aber, so richtig und treffend als möglich, urtheilen, so könnte man nachher der Mühe für immer überhoben seyn.

Grassi's Werke sind eine Art von künstlichem Fabrikat, wozu er das Rezept besitzt, und die ihm kein anderer nachmachen kann; aber sie sind sich alle gleich, wie die Produkte einer Fabrik. So lange diese dem Publikum gefallen, wird auch kein Rezensent ihm viel anhaben können; wenn aber einmal ein Publikum mit einem andern Sinne kommt, oder ein neuer Modefabrikant tritt mit einem neuen Muster auf, da wird freilich seine Fabrik eben so gut in Verfall gerathen, wie schon so manche andere Künstlerfabrik vor ihm. Da er seinen Produkten nicht den unverwüstlichen Stämpel wahren, der Natur entsprossenen Lebens aufdrücken kann, so werden sie auch keines längern Lebens, als dessen, was die Gunst des Augenblicks ihnen giebt, genießen.

D. 11. Juni 1807.

Seit ich Dir zuletzt schrieb, bin ich in Gotha gewesen, wo mir vier oder fünf Tage sehr angenehm und bei dem herrlichsten Wetter verflossen sind. Ich habe in Gotha Grassi's beide Portraits in Lebensgröße von dem Herzog und der Herzogin gesehen und muß bekennen, daß ich nach dem großen Geschrei, was davon gemacht worden ist, mehr erwartet habe.

Das Porträt des Herzogs ist völlig physiognomielos und fade al' ultimo segno, das der Herzogin in dieser Hinsicht besser; dafür aber ist das große Atlaskleid, welches die Hauptrolle im Gemälde spielt, sehr mittelmäßig, und ohne die Wahrheit des Stoffes, die man von einem guten Porträtmaler mit Recht fordern darf, besonders, wenn er Ansprüche darauf zeigt. Des Herzogs schwarzer Atlas ist besser; das Bild aber im Ganzen zu dunkel gehalten. In einigen Jahren wird man kaum noch die Figur von dem Grunde unterscheiden können. Die Harmonie des Ganzen ist übrigens in beiden Bildern lobenswerth. Es hängen in eben dem Zimmer noch einige Porträts von Böttner, der vor einiger Zeit in Cassel gestorben ist, welche zeigen, daß er ein beßrer Porträtmaler war, als Graffi. Seine Bilder haben Consistenz, einen wahren Ton, Character und eine lobenswerthe Einfachheit. Graffi's Bilder dagegen sind nebelhafte Dunstgestalten ohne Wahrheit und Bestand, und die Kunstschwätzer nennen's idealisch und ästhetisch. Wenn man bei Graffi's Bildern an ein Porträt von Raphael, oder Tizian oder Holbein auch nur denkt, so ist das, dünkt mich, hinreichend, allen seinen Zauber zu zernichten, und sich zu überzeugen, daß seine Art gerade das Gegentheil vom Rechten und Gründlichen ist.

Doch zu was Ende sag ich Dir alles dies, was Du längst lebendiger gefühlt hast, als ich Dir es sagen könnte. Du bist jetzt wahrscheinlich im Genusse Deines Raphaels, den Du kopirst, versunken. Daß ein Künstler einmal ein großes, treffliches Meisterwerk kopirt, halte ich für sehr nützlich; er stärkt sich dadurch in seinem Streben und lernt wohl auch manches im Praktischen, was er durch's bloße Betrachten nicht lernen wird. Auch große Dichter hören nicht auf, ihren Homer und Shakspeare zu studieren, und Künstler wie Raphael, Tizian, Claude, Ruisdael und einige Andere sind ein Spiegel höherer Natur, aus der die wirkliche verherrlicht und vervollkommt zurückstrahlt.

Dein dortiger D...., von dem Du sprichst, wird hoffentlich etwas Originelles zu Markt bringen, wenn er einmal die Welt mit seinen Kunstansichten erfreuen wird. Wir wollen's indessen ruhig erwarten, und uns mit dem behelfen, was wir der aufmerksamen Betrachtung des Besten abgewonnen haben. Seines gleichen wollen ohne Formen und Bestimmtheit nur in farbigem Dunst und Nebel herumwühlen und haben eben so wenig eine Idee von bildender Kunst in ihrem confusen Gehirn, als von Religion und Phi-

losophie. Alles ist da unter einander gewirrt, seit Schelling mit seiner Philosophie, die nur für gute Köpfe verdaulich, für Schwachköpfe aber verrückend ist, ihnen das Oberstübchen benebelt hat. Aber der Schwindel wird sich schon wieder geben, wenn die Narrheit vorüber ist. Dann wird die Selbsterkenntniß der Dummheit schon von selbst eintreten. Wir wollen uns, was Kunst betrifft, vor's erste nach wie vor an die Muster halten, die durch alle Jahrhunderte des guten und schlechten Geschmacks als vortrefflich gegolten haben, ohne uns von D.... irre machen zu lassen.

Was mich gefreuet hat in Gotha wiederzusehen, wo ich es nicht erwartete, und was ihr selbst in Dresden nicht habt, waren schöne Gypsabgüsse von den zehen Reliefs der berühmten Thüren des Ghiberti in Florenz. Ich habe mir von Döll Winkelmanns Büste mitgebracht, und diese als das Bild meines Schutzheiligen zwischen Göthe's und Wieland's Büste über meinen Schreibtisch aufgestellt.

In einer Hinsicht hast Du nicht Unrecht, wenn Du sagst, daß es Dir hart scheine, wenn ein Künstler, nach tausend bekämpften Schwierigkeiten, nun

endlich sein Werk mühsam zu Stande gebracht hat, und nun ein leichtfertiger Kritikus davor hintritt, und in weniger, als zehen Minuten die saure Arbeit, welche monatlang Mühe und Schweiß gekostet hat, ehe sie zu Stande kam, rezensirt. Dies ist die Hinsicht auf die äußern und innern Beschränkungen des Künstlers; diese fordern allerdings, besonders in ungünstigen Verhältnißen, Billigkeit und Nachsicht. Nun giebt es aber auch noch eine andere Hinsicht, nämlich die der Kunst, und diese fordert strenge Gerechtigkeit, und beides, glaube ich, läßt sich in der Beurtheilung eines Kunstwerks recht gut vereinigen; aber man kann dem Kritiker, wenn er sonst sein Handwerk versteht, und der Sache durch Einsicht gewachsen ist, nicht übel nehmen, wenn er bloß Gerechtigkeit übt, das Schlechte schlecht, das Verfehlte verfehlt, das Ungereimte ungereimt nennt, und das Lobenswerthe lobt. Nimm den Fall, daß Dir ein Bild vorgesetzt wird, ohne zu wissen von wem, für welche Bestimmung, zu welcher Zeit es gemacht worden, und Du sollst darüber, als über ein Kunstwerk ein Urtheil fällen, so fallen ja von selbst alle Rücksichten auf die Beschränkungen des Künstlers hinweg, die überhaupt ja auch nicht zum Kunsturtheile an sich gehören; die aber dem lebenden Künstler, besonders in solchen Bildungsanstalten, wie

eine öffentliche Ausstellung ist, mit Recht zu Gute kommen sollen, wenn er anders nicht durch zu hohe Prätensionen diese Gunst selbst verscherzt. Aber bei den meisten ist es nur um Lob, nicht um Belehrung oder lehrreichen Tadel zu thun. Warum soll man dem Künstler, der sein Werk der öffentlichen Beurtheilung ausstellt, nicht auch öffentlich sagen dürfen: Dein Streben hat eine falsche Richtung, Deine Wahl ist verfehlt, Deine Behandlung des Gegenstandes ist mißrathen; was Du zur Hauptsache machst, kann nur einen untergeordneten Werth haben; wenn Deine Gestalten nicht Bedeutung, Leben, Ausdruck haben, so magst Du ein Hexenmeister mit Farben und Licht seyn, Dein Werk wird doch nur das Auge des Unverständigen blenden, und den Verständigen unbefriedigt lassen; gieb uns erst die Darstellung an sich, tüchtig und wahr und schön, giebst Du uns noch eine allegorische Beziehung dazu, so wollen wir Dir für die Zugabe danken; aber, wenn die Hauptsache nichts taugt, so magst Du auch die Zugabe behalten. Warum soll man das dem Künstler nicht sagen können? oder wenn ihn das beleidigen kann, so ist der Schade sein.

Zu Anfang des Sommers spürte Fernow wieder von Zeit zu Zeit einige leise fieberhafte Empfindungen; vorzüglich vermehrte sich ein Schmerz in der Brust, welchen er schon seit dem ersten Verlust seiner Gesundheit auf der Reise aus Italien zuweilen gefühlt hatte und den er für rheumatisch hielt. Er entschloß sich, auf Anrathen seines Arztes und seiner Freunde, nach Karlsbad zu gehen, wo er sich von diesen Uebeln zu befreien und völlige Herstellung seiner Gesundheit zu finden hoffte. In der Mitte des Juli reiste er mit einem Freunde dorthin. Anfänglich hoffte er seinen Zweck zu erreichen; leider aber entschied die Zukunft anders. Auszüge aus einigen Briefen an seine Freundin werden dem Leser mehr über seinen dortigen Aufenthalt und den Erfolg seiner Brunnenkur sagen. Zugleich fügen wir einen Brief an seine Frau hinzu, der uns ihn auch in diesem häuslichen Verhältniß besser characterisirt, als jede Beschreibung es könnte.

Auszüge einiger Briefe von Fernow an die Herausgeberin dieser Blätter.

Karlsbad, d. 18. Jul. 1807.

Wir sind gestern Abend glücklich hier angekommen. Unsre Reise war etwas ermüdend und lang-

weilig, aber wir hatten immer recht günstiges Wetter. Den ersten Tag kamen wir nur bis Schleiz, weil unser Kutscher die Pferde nicht gleich Anfangs zu sehr ermüden wollte. Die zweite Nacht brachten wir in Asch, der letzten Station vor Franzenbrunnen, zu, einem ganz schändlichen Neste, wo wir weder für uns, noch für unsre Pferde Nachtlager gefunden hätten, wenn nicht ein ehrlicher Spießbürger sich unserer erbarmt und uns nach bestem Vermögen, das jedoch mehr im guten Wollen als Können bestand, bei sich aufgenommen hätte. Ohne diesen gastlichen Willen dieses Bewohners von Asch mußten wir die Nacht in unserm Wagen zubringen, und um des einen Gerechten willen, haben wir denn auch diesmal unterlassen, Feuer des Himmels auf Asch herabzuflehen, damit es in einen Aschenhaufen verwandelt werde. Gestern Morgen habe ich in Franzenbrunnen Ihre Gesundheit in einem Glase Sauerbrunnen getrunken, und mich in dem kleinen zierlichen Orte Ihrer und dessen, was Sie mir öfter davon gesagt, recht lebhaft erinnert.

Die Reise allein hat schon auf mein Befinden eine recht wohlthätige Wirkung gehabt. Heute Morgen habe ich am Neubrunnen und am Sprudel hos-

pitirt, und finde, daß der Geschmack des Wassers sehr leidlich und lange nicht so widrig ist, als ich erwartete. Morgen früh fange ich mein Wesen mit dem erstern an und werde bald zu dem zweiten übergehen, weil ich glaube, daß ich ihn recht wohl ertragen werde, und, da ich einmal hier bin, wo möglich auch die vollständigste Wirkung davon mit zurückbringen möchte.

Karlsbad, den 29. Jul. 1807.

— — — Wir haben den Entschluß gefaßt, noch acht Tage länger, als wir Anfangs beschlossen hatten, also in allem fünf Wochen, hier zu bleiben, um unsre Kur noch etwas länger fortzusetzen. Der Entschluß hat mich einige Ueberwindung gekostet; indessen sehe ich auch die Nützlichkeit dieses Aufschubs ein, wenn überhaupt die Kur eine wohlthätige Wirkung auf meine Gesundheit haben wird? Noch habe ich dazu alle gute Hoffnung; ich denke gesünder wieder zu kommen, wenn auch nicht sogleich stärker, denn die Kur ist bis jetzt sehr angreifend gewesen. Von der Mattigkeit, die wir beide den Tag über fühlen, kann ich Ihnen keinen Begriff geben; auch hat wohl die große Hitze, die wir bisher gehabt haben, das Ihrige dazu beigetragen. Daß es uns nicht allein so geht, beweisen auch die Klagen vieler anderer Brunnen-

gäſte. Ich will Ihnen doch eine Schilderung meines täglichen Lebens machen. Morgens um fünf Uhr wird aufgeſtanden, um halb ſechs bin ich ſchon am Sprudel, wo ich meine acht Becher trinke, und dann wohl zuweilen auch den Neubrunnen beſuche; gegen acht Uhr komme ich ziemlich matt zum Frühſtücke nach Hauſe, dann geht das mühſelige Vegetiren los; ich bade einen Tag um den andern in lauter Sprudel und die Bäder bekommen mir ganz wohl. Wenn ich nicht bade, wird ein Paar Stunden gearbeitet. Um ein Uhr gehn wir an die table d'hôte im Mühlbade; etwa um halb drei ſchlendert man dann ſo ganz gemächlich nach dem böhmiſchen Saale, um Kaffee zu trinken und iſt nun ſo ziemlich mit den Geſchäften des Tages fertig. Gegen Abend um ſieben etwa ſtellt ſich dann auch gewöhnlich mein fieberhafter Zuſtand mit etwas jagendem Pulſe ein, worauf dann oft unruhiger Schlaf und Nachtſchweiß folgt; doch ſagt mir ein Arzt, den ich hier unter den Brunnengäſten kennen lernte, daß ich daraus nichts machen ſoll, dies werde ſich nach der Kur ſchon geben, und ſey leicht mit ſtärkenden Mitteln zu heben. Sonſt fühle ich mich trotz der Mattigkeit wirklich etwas freier und leichter; ich athme leichter tief und die fortdauernde Tranſpiration hat mir die Empfindung rheumatiſcher Schmerzen, die ich ſonſt oft fühlte, wie es ſcheint, ganz-

lich gehoben. Ich werde nun sehen, ob sie sich bei veränderter Witterung wieder einfinden.

Ob ich gleich recht gern hier bin, so muß ich doch sagen, daß ich mich nie so unhäuslich gefühlt habe, als hier. Mir ist jeden Tag so zu Muthe, als ob ich den folgenden wieder abreisen müßte, ich werde, wenn die Kurzeit vorüber ist, das liebliche Karlsbad recht froh verlassen, und mir wird nicht eher ganz wohl seyn, als bis ich wieder in das liebe gewohnte Gleiß des Lebens zurückgekehrt bin, bis ich wieder meine Vormittags- und Abendstunden mit Ihnen theile und nach vollbrachter Tagesarbeit, in Ihrem Kreise, im traulich freundlichen Geschwäz mit Ihnen meine liebste Erholung finde.

Brief von Fernow an seine Frau.

(Für die der italienischen Sprache unkundigen Leser fügen wir in der Note eine Uebersetzung dieses Briefes hinzu.

Cara Mariuccia! Jeri ho ricevuta con gran piacere la tua seconda lettera, anche tu avrai ricevuta l'ultima mia che ti scrissi la settimana pas-

Liebes Mariechen! Gestern habe ich mit vielem Vergnügen Deinen zweiten Brief erhalten, auch Du wirst meinen letzten, den ich Dir vergangene Woche schrieb, empfan-

sata. Jo ti scrivo subito di nuovo, per prevenire un equivoco che potrebbe nascere se tu non avessi ben guardata la mia lettera passata, in cui ti avvisai che noi ci tratteremo più di quello, che in principio avevamo determinato. In conseguenza di ció tu non devi venirmi incontra a *Jena* il 19. ma otto giorni piú tardi, cióè al de' venti sette di questo mese, ed avró gran piacere di rivederti lá co' nòstri cari figli, e di abbraciarvi tutti. Non importa, che il maestro di *Carlo* non è piú ritornato. Dopo il mio ritorno io stesso voglio in avanti dargli ogni giorno qualche lezione, giachè io vedo bene che con questi maestri non imparerà mai o male a leggere. Poco a Poco *Carlo* comincia ad arrivare a quella etá do ve ha da imparare se-

gen haben. Ich ſchreibe Dir ſchnell wieder, um einem Mißverſtändniſſe vorzubeugen, welches im Fall entſtehen könnte, wenn Du meinen letzten Brief nicht recht aufmerkſam geleſen hätteſt, in welchem ich Dir ſagte, daß wir länger hier bleiben werden, als wir uns anfänglich vornahmen. Dem zu Folge wirſt Du uns nicht den 19ten, ſondern acht Tage ſpäter, das heißt, den 27ſten dieſes Monats bis Jena entgegenkommen. Es wird mir großes Vergnügen machen, Dich und unſre lieben Kinder dort wieder zu ſehen und euch alle zu umarmen. Daß Karl's Lehrer nicht wieder gekommen iſt, ſchadet nicht. Nach meiner Zurückkunft will ich in Zukunft ſelbſt ihm täglich einige Lectionen geben, denn ich ſehe wohl, daß er bei dieſem Lehrer nie oder doch ſchlecht

riamente, finora è stato piú tosto un divertimento per lui, che una occupazione, ma d'ora innanzi si dovra tenere cou lui un altro metodo; lascialo pur andare cosi per queste poche settimane, se anche si scordasse un poco del leggere; noi ricominceremo di novo, ed imparerà meglio da me, che da altri.

Il bel tempo continua ancora quì, ma dopo qualche temporale forte che abbiamo avuto le notti passate il caldo ora è meno eccessivo. Il paese qui intorno è bellissimo, ma tutto è montagne e boschi e per passeggiare bisogna sempre andare per le salite che però sono molto belle e comode, e la quantità di Signori forestieri che sta qui dà a questa piccola cittá, che non è la metá

werde leſen lernen. Karl fängt allmählich an, das Alter zu erreichen, wo er ernſtlich lernen muß. Bis jetzt iſt dies mehr ein Zeitvertreib für ihn geweſen, als eine Beſchäftigung; aber von nun an muß es anders mit ihm angefangen werden. Laß ihn nur noch die wenigen Wochen ſo hingehen, wenn er auch das Leſen ein wenig vergeſſen ſollte, wir wollen von neuem anfangen, und er wird beſſer von mir lernen als von andern.

Hier haben wir noch immer ſchönes Wetter; doch iſt die Hitze nach einigen ſtarken Gewittern nicht mehr ſo übermäßig groß. Die Gegend umher iſt ſehr ſchön; aber alles Berg und Wald, und um ſpazieren zu gehen, muß man

grande quanto *Weimar*, l'aspetto di una cittá grande. Ogni casa qui è locanda; i cittadini abitano a pianterreno, e tutto il resto delle case é occupato da forestieri, ed ogni casa ha la sua insegna. Ogni giorno arrivono e partono de' forestieri, dopo noi già sono arrivati più di ducento, ed altrettante sono partiti, perchè la maggior parte non restano più che un mese qui; la maggior parte sono nobili e negozianti ricchi, e si vede qui un gran lusso in belle carozze, bei cavalli e bellissimi vestiarj delle Signore, e tutte le mode d'Europa si trovano qui radunate insieme; se tu le potessi vedere diresti che non hai mai veduto tanto vario e bel vestire, specialmente in abigliamenti da mattina, perchè ognuna vuol essere la più bella. Chi avesse sola-

immer die Anhöhn erſteigen; doch ſind dieſe recht ſchön und bequem, und die Menge fremder Herrſchaften, die ſich hier aufhalten, geben dieſer kleinen Stadt, welche nicht halb ſo groß iſt als Weimar, das Anſehn einer großen. Jedes Haus iſt ein Gaſthof; die Einheimiſchen bewohnen den untern Theil deſſelben, das Uebrige des Gebäudes die Fremden. Jedes Haus hat ſein Aushängeſchild. Alle Tage kommen Fremde an und reiſen Fremde ab. Später als wir trafen zwei Hundert ein und eben ſo viel reiſten ab; denn der größte Theil derſelben blieb nicht länger, als einen Monat. Die mehrſten Fremden ſind Adliche, oder reiche Kaufleute, und man ſieht hier großen Luxus mit ſchönen

mente i danari chehanno costato gli abiti delle signore che qui durante una state si trovano, sarebbe un uomo ricco assai; ogni giorno è qui commedia ed accademia di musica e balli, ma di tutte queste cos-e io non mi curo, come tu sai bene, ma il veder da vicino questa vita dei Signori mi fa piacere. Ora però sono già abbastanza contentato di queste cose e desidero ogni giorno più di ritornare a casa, perchè per lungo tempo questa vita mi seccherebbe. Addio, cara mia, sta bene ed allegro, e bacia i nostri figli mille volte in mio nome etc.

Wagen und Pferden und hauptsächlich mit sehr schönen Kleidungen der Damen; alle Moden von Europa sind hier vereint zu treffen.

Wenn Du hier wärest, Du würdest gestehn, nie so verschiedene und schöne Kleidung gesehen zu haben, besonders in Morgen-Anzügen, denn Jede will die andere übertreffen. Wer nur das Geld hätte, was die Damen hier während eines Sommers kosten! Er wäre schon sehr reich. Alle Tage ist hier Schauspiel, Konzert und Ball. Ich bekümmere mich um alles das nicht, wie Du wohl weißt, aber es vergnügt mich, dieses in der Nähe mit anzusehen. Jetzt habe ich indessen genug davon, und mich verlangt alle Tage mehr zu Hause; denn auf die Länge würde dieses Leben mir Langeweile machen. Adieu, meine Liebe, lebe wohl und vergnügt, küsse unsre Kinder tausendmal in meinem Namen ꝛc.

Ermattet und erschöpft durch den wahrscheinlich zu starken Gebrauch des Karlsbader Sprudels kam Fernow Ende Augusts wieder in Weimar an; dennoch schien ihn die Freude, seine Familie, seine Freunde wieder zu sehen, und die Rückkehr zu seinen Lieblingsbeschäftigungen wieder neu zu beleben. In Karlsbad hatte er mit großer Sorgfalt eine Ausgabe von Arioſt's Satyren ausgearbeitet und mit Noten versehen; jetzt fing er an, sich ernstlich mit der Ausgabe von Winkelmanns Werken zu beschäftigen. Auch schrieb er während dieses Winters das Leben Arioſt's des Göttlichen, welches er dem von ihm hoch verehrten und geliebten Wieland, unsern teutschen Arioſt, zueignete. Jede schmerzenfreie Stunde widmete er diesen Arbeiten. Die Abende brachte er, wie gewöhnlich, im Hause seiner Freundin zu, und oft versammlete sich hier ein kleiner geselliger Kreis von Freunden der italienischen Sprache, um unter seiner Leitung irgend ein dramatisches Werk der italienischen Poesie zu lesen. Fernow belebte und belehrte Alle, und diese Abende bleiben gewiß denen unvergeßlich, die Theil daran nahmen. Im November schrieb er folgenden Brief an seinen Freund Kügelchen.

Weimar, d. 22. Nov. 1807.

Mit meiner Gesundheit hat es seit meiner Rückkehr vom Karlsbad nie recht wohl gestanden. Noch einige Monate nachher habe ich mit der Schwäche zu kämpfen gehabt, die mir von dem auflösenden Bade zurückgeblieben ist, und mir ein Abend- oder Nachtfieber zugezogen hatte, das nicht wieder weichen wollte. Dabei habe ich noch jetzt einen empfindlichen drückenden Schmerz in der rechten Brust und Schulter, der nicht weichen will, obgleich ich schon mancherlei dagegen gebraucht habe und noch gebrauche. Er ist nicht in der Lunge selbst, sondern vielmehr in den Umgebungen; denn diesen Schmerz abgerechnet ist meine Brust gesund. Die Aerzte wissen selbst nicht recht, was sie daraus machen sollen. Es scheint irgend eine Stockung aus Schwäche zu seyn. Ich suche nur diesen Winter so leidlich durchzukommen, und gelingt mir das, so hoffe ich mich im Frühlinge und Sommer allmählich wieder herzustellen. Obgleich mich diese Dinge nicht zur Beschäftigung unthätig machen, so sind sie doch sehr unbequem und störend, und ich thue weniger, als ich thun würde, wenn mir wohl wäre in meiner Haut. Ohne die Rückreise aus Italien wäre ich wahrscheinlich gesünder geblieben, denn alle meine Unpäßlichkeiten, womit ich bisher zu kämpfen

gehabt, schreiben sich seit dem Fieber her, das ich auf meiner Rückkehr nach Teutschland bekam und vierzehn Monate mit mir umherschleppen mußte. Dies ist's, was meine sonst gesunde und feste Natur untergraben hat. Doch genug von dieser Litanei.

Du willst, ich soll Dir über Deinen Christus und Moses *) mein Urtheil sagen, wie ich es meine. Mit Deinem Herrn Jesus bin ich wohl zufrieden. Er drückt seinen Charakter, so viel ich Heide davon einsehe, sehr gut aus, und die Ausführung ist auch von der Art, daß der Künstler Ehre und der Kenner Freude davon hat. Müßte ich unter beiden wählen, so würde ich dem Repräsentanten des neuen Testaments vor dem des Alten den Vorzug geben; denn dieser befriedigt mich durch seinen Charakter nicht in dem Grade, wie ich mir einen Moses denke, ob ich gleich darum nicht sagen kann, wie er seyn sollte. Mich dünkt, er müsse mehr durch eine gewisse rohe Kraft, als durch Würde imponiren, und mich dünkt auch, Du hättest ihn etwas älter halten müssen; denn wenn ich den Bart wegdenke, so scheint mir der Kopf

*) Herr von Kügelchen hatte auf Fernow's Bitte diese Gemälde nach Weimar geschickt, und sie der Herausgeberin dieser Blätter anvertraut.

ziemlich jung. Dessen ungeachtet hat er immer eine gewisse imponirende Größe und ist ein trefflicher Kopf; aber um ein so verruchtes Judengesindel in Ordnung zu halten, müßte er noch mehr furchtbare, eiserne Härte und Gewalt in seinem Charakter zeigen. Ich wäre sehr neugierig, Deinen Muhammed's Kopf, von dem ich im vorigen Jahre eine kleine Skizze bei Dir sah, im Großen ausgeführt zu sehen. In diesem schien mir die Anlage des Charakters sehr glücklich, Fanatismus und Despotismus, feurige Kühnheit und Schlauheit sprach aus Physiognomie und Stellung des Kopfs, aus Blick und Geberde. Willst Du den nicht ausführen? So wie ich mir ihn nach der Skizze im Großen denke, müßte er ein trefflicher Kopf von großer und frappanter Wirkung werden, der Dir und Deiner Kunst Ehre brächte.

Deine Idee mit Weib und Kind nach Rom zu reisen, kann ich nicht anders als loben und preisen. Auch ich hätte eine solche Idee lange ausgeführt, wenn es möglich wäre. Ob es in Zukunft möglich und wirklich werden wird, weiß ich jetzt noch nicht; aber ich wünsche es sehr. Der Fisch soll im Wasser, und der Künstler in Rom leben. Ich für meine Person kann mir kein höheres Glück wünschen, als noch

einige Jahre meines Leben wenigstens, wenn nicht den ganzen Rest desselben, in Italien zu verleben. Man sollte es nie wieder verlassen, wenn man einmal da ist.

Den Doktor Schubart habe ich in Karlsbad kennen gelernt, und er ist mir dort recht lieb und achtungswerth geworden, obgleich ich nicht weiß, ob wir mit einander sympathisiren könnten. Du weißt, ich hänge mehr zu dem plastischen Heidenthum, als zu dem musikalisch romantischen Christenthum hinüber; aber das thut nichts zur Sache. Guter Wille und reine Wahrheitsliebe vereinigen alle Gemüther, so verschieden ihr Streben auch seyn mag ꝛc.

Mit dem Anfange des Jahres 1808 fieng das Leben unsers Freundes an, eine Kette von Schmerzen und Leiden zu werden. Seine Frau, die schon lange gekränkelt hatte, wurde jetzt fast gänzlich unfähig für ihre Haushaltung und für ihre Kinder zu sorgen; ein in ihrer Familie erbliches Uebel, welches wahrscheinlich durch das ungewohnte, rauhere Klima bei ihr beschleunigt ward, die Lungensucht, zerstörte mit unaufhaltsamer Schnelle ihr Leben, Trotz alle

dem, was man dagegen zu thun versuchte. Fernow's Schmerz in der rechten Brust und Schulter vermehrte sich so, daß er fast keine andere Stellung, als eine halbliegende auf dem Sopha ertragen konnte, keine Nacht genoß er eines ruhigen ununterbrochenen Schlafes. So sahen wir ihn im Kreise seiner Freunde. Rings umgeben von blühendem Leben lag er da bleich und abgezehrt, und dennoch der heiterste unter allen, Trotz der Zerstörung, die sichtbar sein Leben untergrub. Sein lebendiger Geist, sein feiner, aber dennoch nie schmerzlich verwundender Witz, den er oft auf seine eignen und seiner Krankheit Kosten spielen ließ, ergötzte und erfreute, wie sonst, und sein reger Antheil an Kunst und Wissenschaft schienen jetzt, da er doch wohl bisweilen ahnen mochte, daß seiner Jahre nicht viele mehr seyn würden, eher zu steigen, als zu sinken. Er bemerkte endlich an der schmerzenden Stelle seiner Brust eine Erhöhung und ein immerwährendes, pulsirendes Klopfen. Es wäre sagte er, als sey ihm noch ein Herz gewachsen. Sein Freund und Arzt, der Hofmedikus Hufeland, sah die Gefahr dieser Krankheit. Schonend verschwieg er sie ihm; auf seinen Antrieb aber zog Fernow den Geheimen-Hofrath Starke in Jena zu Rathe. Dieser hellsehende Arzt nannte die unheilbare Krankheit bei ihrem

eigentlichen Namen. Es war eine Pulsadergeschwulst. Doch verschwieg der menschenfreundliche Mann ebenfalls mitleidig die damit unausweichbar verbundene Gefahr, warnte Fernow nur für jeder heftigen inneren und äußere Bewegung oder Anstrengung, und verordnete ihm Linderungsmittel für seine Schmerzen, welche er auch, wenigstens zum Theil, für rheumatisch, und von dem eigentlichen Hauptübel unabhängig zu halten schien. Aber, so wie der Frühling sich näherte, der dieses Jahr ungewöhnlich rauh war, mehrten sich Fernow's Leiden und ein Husten raubte ihm vollends den wenigen Schlaf, den er dem Schmerz abgewann. Er ward zuletzt gezwungen, das Zimmer zu hüten, was ihm, der täglich gewohnt war, frische Luft zu schöpfen, doppelt unangenehm seyn mußte. Alles ertrug er mit seiner gewohnten Geduld. In der ihm zum Bedürfniß gewordenen, gewohnten Arbeit suchte er Erholung und sein Winkelmann war es hauptsächlich, was ihn jetzt beschäftigte. Die Zeit, welche er nicht auf diese Arbeit verwendete, verlebte er mit seiner Phantasie in Italien, in Erinnerungen, die ihn schon oft jede trübere Wirklichkeit vergessen machten. So erwartete er die mildere Jahreszeit, von der er Linderung und auch wohl gänzliche Heilung durch irgend eine Brunnenkur hoffte. Seine Freunde suchten

ihm durch öftere Besuche seinen Zustand erträglicher zu machen; seiner Freundin schickte er jeden Morgen eine Art von Krankenbericht, der aber gewöhnlich mehr von seinen geistigen Beschäftigungen, als von seinem körperlichen Befinden, oft im launigsten Style sprach. So schrieb er ihr einmal: „Sie wundern sich, daß ich so ruhig und gleichgültig bin, während Sie sich in steter Unruhe meinetwegen befinden. Wäre der Fall umgekehrt, so würde, glaube ich, gewiß das Gegentheil Statt finden. Der Patient ist gewöhnlich ruhiger, als der liebend um ihn Besorgte; den man deshalb auch den Impatienten nennen könnte. Wären Sie die Patientin, so würde ich der Impatient, also auch nicht so ruhig und gelassen seyn, als ich jetzt bin. Mit mir ist es nun ein Mal so, wenn ich eine Sache übersehen habe und entschieden weiß, daß es nicht anders seyn kann, so beunruhigt sie mich nicht leicht weiter; vielleicht liegt dies mehr in der ruhigen, heitern Grundstimmung meines Temperaments, als in einer durch Kunst und Mühe erworbenen Fertigkeit; aber desto besser, wenn die Natur mich selbst so geschaffen hat. Mein Husten hat mich gestern noch etwas geschüttelt, die Nacht nur wenig, und ich habe ziemlich viel geschlafen. Meine Brust ist jetzt wie ein Nest voll junger Mäuse; oft höre ich alle mögliche Stim-

men in ihr pfeifen und quiken und flöten. Wenn Ihnen dies Bild nicht sehr reizend scheint, so verzeihen Sie es meiner prosaischen Natur; wäre ich ein Poet, so hätte ich ein Nest voll Amorinnen, oder doch wenigstens junge Nachtigallen für Rostorf's Rosen- und Violengarten daraus gemacht." ꝛc.

Zu Ende Aprils erholte er sich so weit, um wieder ausgehen zu können. Seine Aerzte riethen ihm, die Heilkräfte der Quelle von Liebenstein zu versuchen, einem Bade am Fuße des Thüringer Waldes, einige Stunden von Eisenach, welches in einer sehr romantischen Gegend, eine reizende Lage hat. Begleitet von der Herausgeberin dieser Blätter und ihrer Tochter reisete er in der Mitte des Juni Monats dorthin ab. Höchst ermattet von der kleinen Reise von zwölf Meilen erreichte er Liebenstein und fieng sobald er sich etwas erholt hatte, an, unter der Leitung des dortigen sehr geschickten Brunnenarztes die Quelle zu trinken, und zu baden. Die ruhige Stille des um die Jahreszeit noch sehr wenig besuchten Bades that ihm anfänglich wohl, die nahen reizenden Umgebungen der Quelle erfreuten ihn; vielleicht war es auch Wirkung der Reise, der Veränderung der Luft und des Aufenthalts. Es gieng hier, wie zuerst

in Karlsbad, die Kur schien ihm Hülfe zu gewähren, und ihn und seine Freunde zu frohen Hoffnungen zu berechtigen. Leider sanken diese bald, der Schlaf verließ ihn auf's neue, und seine Schmerzen kehrten zurück. Folgsamer gegen seine Aerzte, als damals in Karlsbad, unternahm er, während dieser Kur, keine neue Arbeit. Er hatte sich einen kleinen Büchervorrath mitgebracht, und mit diesem brachte er die wenigen Stunden des Tages zu, welche ihm seine Kur und die Gesellschaft, der er sich noch immer gerne näherte, unausgefüllt ließen, oder während welchen seine Schwäche und sein Uebel ihn nicht kraftlos an sein Lager fesselten. Er konnte freilich an den, solchen Oertern eigenen, Belustigungen keinen Antheil nehmen, doch speisete er jeden Tag mit der Gesellschaft an der großen Tafel, und brachte auch mit ihr manche Abend- und Morgenstunde, wenn das Wetter es erlaubte, auf dem schönen Platze vor dem, den Badegästen zum Bewohnen eingeräumten Schlosse, zu. Hier knüpfte er noch manche Bekanntschaft an, die ihn erfreute und ermunterte, sogar einige alte, die er in Italien gemacht hatte; auch hatte er das Vergnügen, viele von seinen Freunden aus Weimar, welche theils mit ihm die Kur brauchten, theils mit dem herzoglichen Hofe den Sommer in dem nah gelegenen Lustschlosse Wil-

helmsthal zubrachten, in Liebenstein wiederzuse-
hen. Theilnehmend, gesprächig, geistreich und gleich-
müthig fanden ihn auch hier seine ältern und neuern
Bekannten. Sein leidender Anblick flößte allgemeines
Mitleiden ein, während sein Gespräch die Gemüther
wieder erhob. Man glaubte sich selbst gestärkt zu füh-
len, wenn man ihn das Schwere tragen sah, wie er
es trug. Seine alte Liebe zum Schachspiele war nach
langem Schlummer wieder erwacht und er spielte fast
täglich mit wahrer Lust, und dem ihm eignen Geiste
einige Parthien. So verlebte er hier sechs bis sieben
Wochen, anfangs hoffnungsvoll, zuletzt mit stiller Er-
gebung. Ihm schien so wohl hier zu seyn, als es
ihm in seiner Lage seyn konnte; nur des Sonntags,
wenn alles aus den nahgelegenen Städten auf dem
beschränkten Platze zusammenströmte und des Geräu-
sches, auch für den gesunden Brunnengast, fast zu viel
wird, zog er sich gern in ein kleines, abgelegenes
Zimmerchen zurück, welches für ihn eigends dazu einge-
richtet ward.

Er hatte hier die Freude den geistreichen und
liebenswürdigen Erbprinzen von Mecklenburg Stre-
litz wiederzusehen, den er schon in Italien gekannt
hatte, und der sich sehr huldreich seiner wieder erin-

nerte. In lebhaften Erinnerungen an das schöne Land, in welchem sein Geist noch immer gern weilte, brachte er manche angenehme Stunde mit dem Prinzen zu. Es waren Momente, in welchen wieder ein Sonnenstrahl aus jenem glücklichen Himmel in sein Herz zu fallen schien.

Mehr, als sein eignes Leiden beunruhigte ihn der traurige Zustand seiner Frau, deren Krankheit während seiner Abwesenheit unaufhaltsam zugenommen hatte. Folgender Brief an sie, mag als Beweis seiner theilnehmenden Sorge einen Platz finden. Wir hoffen, der nachsichtige Leser werde die häuslichen Details, die er enthält, verzeihen, denn eben diese sind es, die auf sein Verhältniß als Gatte und Vater ein Licht werfen, welches unsern Freund von einer sehr liebenswürdigen Seite zeigt. Wir werden, wie bei dem früher schon eingerückten, für den der Italienischen Sprache unkundigen Leser, eine Uebersetzung davon hinzufügen.

Liebenstein, li 15. di Luglio.

Cara Mariuccia, non ti posso dire abbastanza quanto mi dispiace che lo stato della tua salute è sempre si cattivo, mi posso immaginare quanto tu devi soffrire ed il pensarci m'affligge il cuore. Darei quantunque cosa per vederti guarita. Il bel tempo che presentemente godiamo mi dà ancora qualche speranza. Il caldo in questi ultimi giorni qui è stato grande, e cosi sarà anche in *Weimar*.

Continuo l'uso di queste acque minerali bevendo e bagnando, il mio dolore però non vuol cessare ancora, può essere che la continuazione

*) Liebes Mariechen! Ich kann Dir nicht genug sagen, wie es mir Leid thut, daß Dein Gesundheitszustand noch immer so schlecht ist. Wohl kann ich mir vorstellen, wie viel Du leiden mußt, der Gedanke daran betrübt mich herzlich, und ich würde Alles darum geben, Dich geheilt zu sehen. Das schöne Wetter, welches wir jetzt haben, giebt mir noch einige Hoffnung. Die Hitze ist hier in den letzten Tagen groß gewesen, auch in Weimar wird es so seyn.

Ich fahre fort diese Quelle zu trinken, und darinne zu baden: aber mein Schmerz will noch nicht aufhören, vielleicht wird es mich am Ende heilen, wenn ich eine Zeit

finalmente mi giovi e mi guarisca; in questo gran caldo io mi tengo quieto e riposo tutto il dopo pranzo. La settimana passata feci una piccola prova delle mie forze caminando una sera da un luogo qui vicino quanto è *Tieffurt* da *Weimar*; camminai lentamente un'ora ed un quarto senza trovarmi molto stracco; quest'è l'unica volta che sono stato a spasso *).

Spero che la padrona di casa o qualche altra Signora di tua conoscenza conoscera una donna buona ed onesta, che per una buona paga si pres-

lang damit fortfahre. Bei dieſer großen Hitze verhalte ich mich ſtille und ruhe den ganzen Nachmittag. Vergangene Woche verſuchte ich meine Kräfte ein wenig, indem ich eines Abends von einem Orte, der von hier ſo weit liegt, als Tieffurth von Weimar, zu Hauſe gieng; ohne ſehr ermüdet zu werden, brauchte ich wohl $\frac{5}{4}$ Stunden, und dies war das einzige Mal, daß ich ſpazieren gegangen bin *).

Ich hoffe, unſre Hauswirthin, oder eine andere von Deinen Bekannten wird Dir ein gutes, ehrliches Dienſtmädchen verſchaffen können, welches Dich für gute Bezah-

*) Es war der erſte und letzte Spaziergang in Liebenſtein, und zugleich der letzte eigentliche Spaziergang in Fernow's Leben; er war von Altenſtein, dem Landſitze der Herzogin von Meiningen, nach Liebenſtein zurückgegangen.

ti a servirti bene. Ti ripeto di non guardar le spese, ma di cercar il tuo comodo; quel che costa è sempre piccola cosa in paragone del male che ti fa il combattere tutto il giorno con una bestia come è la nostra Donna. Quando io sarò tornato, cercherò di provedere in una o in un altra maniera. E cosi fallo anche co'ragazzi; pensa alla tua salute e lasciali fare. Ho pensato che ti potrebbe far bene, se tu andassi qualche volta un poco a spasso in carozza e perciò vorrei che tu lo facessi, e prendessi qualche volta il dopo pranzo una carozza per farti qualche divertimento con i ragazzi. Trovandoti troppo debole per camminare credo che ti farà

lung gut bedient. Ich wiederhole es Dir, ſieh nicht auf die Koſten, ſieh nur auf Deine Bequemlichkeit. Was es auch koſten mag, es iſt immer wenig gegen den Schaden, den Dir es thut, den ganzen Tag mit einem Geſchöpfe, wie unſere Magd iſt, zu ſtreiten. Wenn ich zu Hauſe ſeyn werde, will ich auf eine oder die andere Weiſe ſuchen, dafür zu ſorgen. Mache es auch ſo mit den Kindern; denke an Deine Geſundheit, und laß ſie laufen. Ich habe hier bedacht, es würde Dir gut thun, wenn Du bisweilen ein wenig ſpazieren führeſt, darum wollte ich, daß Du es thäteſt, zuweilen Nachmittags eine Kutſche nähmſt, und Dir mit den Kindern ein kleines Vergnügen machteſt. Da Du zum Gehen zu ſchwach biſt, ſo denke ich, es würde

bene, farti qualche moto in questa maniera. Mi farai un piacere se sieguï il mio consiglio e non guardi a qualche tallero più o meno. Io spendo qui meno di quel che credevo, e se anche prolongo il mio soggiorno per qualche Settimana mi avanzeranno ancora danari, e verso sa Michele riceverò altri. Se mi mandi le lettere, scrivimi anche qualche parola se puoi, e fammi sapere com stai, e se mai lo scrivere t'incomodasse troppo fammi scrivere da qualchedun altro per non lasciarmi senza nuove di te e di nostri figli. Addio cara mia! quanto piacere avrei di sentir buone nuove della tua salute. Fà tutto quel ch'è pos-

Dir wohl thun, wenn Du auf dieſe Weiſe etwas Bewegung hätteſt. Du wirſt mich erfreuen, wenn Du meinem Rathe folgſt. Sieh nicht auf ein Paar Thaler mehr oder weniger. Ich gebe hier weniger aus, als ich glaubte, und wenn ich noch einige Wochen hier verweile, ſo bleibt mir noch Geld übrig, auch erhalte ich gegen Michaelis wieder welches. Wenn Du mir Briefe ſchickſt, ſo ſchreibe mir ein Paar Worte, wenn Du kannſt, und laß mich wiſſen, wie es Dir geht. Iſt Dir das Schreiben beſchwerlich, ſo laß mir durch Jemand anders ſchreiben, damit ich nicht ohne Nachricht von Dir und unſern Kindern bleibe. Lebe wohl, meine Liebe! Wie viel Vergnügen würde es mir machen, von Deiner Geſundheit gute Nachricht zu erhal-

sibile per rimetterti. Saluta ed abbraccia i nostri amati figli etc.

ten! Thue was nur möglich ist, um Dich zu erholen. Grüsse und küsse unsere geliebten Kinder ꝛc.

Traurig kehrte Fernow's Freundin im Anfange des Augustmonats 1808 mit ihm nach Weimar zurück. Er selbst war zufrieden, dachte mit keinem Worte der getäuschten Hoffnung eines guten Erfolgs, sondern wiederholte sich heitern Sinnes jede in Liebenstein genossene frohe Stunde, jede erfreuliche Bekanntschaft, die er dort gemacht oder erneuert hatte. Er war auf der Rückreise weit matter und kränker, als auf dem Hinwege, und mußte den Plan aufgeben, die schönen Spaziergänge um Willhelmsthal und die Wartburg bei Eisenach zu besuchen, worauf er sich in Liebenstein so sehr gefreut hatte. Nur in Gotha schleppte er sich mühsam durch einige Straßen, um Spielsachen für seine Kinder einzukaufen. Im Wagen war er unterhaltend und geistreich, wie immer. Unmerklich suchte er seine, in stillen traurigen Ahnungen versunkene, Freundin aufzuheitern. Auf dieser Reise sprach er zuerst ausführlich mit ihr über den Plan sein Leben zu schreiben, und erzählte ihr sehr

umständlich, was der Leser auf den ersten Bogen dieses Buches gefunden hat, eine Erzählung, die er ihr seitdem öftrer wiederholte. Es war, als ob diese Rückblicke in den Morgen seines Lebens seinen trüben zu früh hereingebrochenen Abend erheiterten.

Traurig war sein Empfang zu Hause. Seine Frau wankte ihm am Stabe entgegen, ein sichtbar dem Tode geweihtes Opfer. Die Kinder freuten sich der mitgebrachten Spiele; aber er fand sie natürlich durch die lange Krankheit der Mutter verwildert und vernachläßigt. An seine eigene Pflege, die ihm, dem tödtlich Kranken, so nöthig war, dachte er wenig; er sorgte für die Bequemlichkeit und Pflege seiner Frau, nahm sich der Kinder an, so viel er konnte, und arbeitete in leidlich freien Stunden an seinem Winkelmann. Der Geheime Hofrath Starke aus Jena, der ihn oft besuchte, und Alles anwandte, um ihn zu retten, oder wenigstens länger zu erhalten, und der Hofmedikus Hufeland vereinten ihre Kräfte und ihre Kunst zum Wohl dieser beiden Leidenden. Umsonst! Fernow's Frau war Monate lang sterbend, und ihn brachte jeder Athemzug dem Untergang näher.

Bald nach seiner Heimkehr schrieb er folgenden Brief an seinen Freund Kügelgen.

Weimar, d. 19. August 1808.

Ja wohl, Du alter, redlicher Herzensfreund, ist es lange, daß Du keine Zeile von mir gelesen hast, und leider ist nicht Nachläßigkeit, sondern mein Gesundheitszustand vornehmlich Schuld daran. Du weißt, ich bin nie ein sehr fleißiger und ordentlicher Briefwechsler gewesen, und jetzt, wo mir ein halb gelähmter Arm das Schreiben so beschwerlich macht, daß ich nicht einmal das Nothwendigste leisten kann, wo eine schon mehrere Monate anhaltende Schlaflosigkeit mich außer Stand setzt, den Tag über etwas Ernstliches zu thun, wirst Du aus Freundschaft Dich geneigt fühlen, ein so langes Säumen zu verzeihen. Ich habe sechs Wochen im Liebensteiner Bade zugebracht, getrunken und gebadet; aber ohne den mindesten Erfolg für meine Gesundheit. Im Gegentheil brachte ich fast mehr Schmerzen mit zurück, muß mich also in Geduld fügen und sehen, wie es ferner wird. Mein Uebel scheint freilich auch, je mehr ich dahinter komme, von der Art zu seyn, daß kein Gesundbrunnen ihm abhelfen kann, denn es besteht wahrscheinlich in einem organischen Fehler, der unheilbar ist, und wo ich höchstens für die Zukunft Linderung, nicht Heilung zu hoffen habe. Was meinen Zustand noch übler macht, ist, daß auch meine Frau an einer zehrenden Brustkrankheit leidet, von der

sie schwerlich wieder genesen wird. Meine Aussichten für den nahenden Winter sind also nicht sehr erfreulich; ich will froh seyn, wenn ich mich so erhalte, daß ich die unternommene Arbeit ausführen kann. Die Schlaflosigkeit, eine Folge des schmerzhaften Zustandes der mein Uebel begleitet, macht, daß ich selten einen heitern, zur Arbeit aufgelegten Morgen habe.

Daß meine Kunstaufsätze im dritten Theile der Studien Dir nicht mißfallen haben, freut mich; es ist mir mehr Genugthuung, wenn ein denkender praktischer Künstler mit meinen Kunstansichten und Urtheilen zufrieden ist, als wenn ein Recensent mich mit weiser Miene lobt, der im Grunde nichts von der Sache versteht; aber sich doch Amtswegen so stellen muß, als verstünde er es. Ob die im mystischen Wahnsinn Befangenen mich für einen Heiden oder Türken halten, ist mir vollkommen gleichgültig. Wenn sie mich nur nicht für einen faden, albernen Neuchristen nehmen, bin ich schon zufrieden; denn für so ein läppisches Christenthum, als die Herren predigen und einführen möchten, wird Gott und gesunder Menschenverstand mich gnädig bewahren. Zu was können diese kindischen Spielereien mit der Madonna, mit Karfunkeln und Blumen und Sternen führen? Der Mythus der Madonna ist schön und gut, aber auch höchst

beschränkt, und von den alten Malern bereits das beste Korn herausgedroschen, die neuern werden nichts beßres mehr herausbringen, und was soll uns jetzt dieses ganze Wesen? Wen spricht es an? Giebt es in der heiligen und profanen Geschichte keinen reichhaltigern Stoff, als die ewige Madonna mit dem Christuskindlein? — Doch über diese Materie ist viel zu sprechen, um sie zu erschöpfen, und sich von allen Seiten darüber zu verständigen. Wenn Du diesen Herbst herkommst, so soll sie der Gegenstand unsrer Unterhaltung seyn. Eben so auch, was die Schönheit des Gefühls anbetrifft, durch welche der Christliche Mythus den Griechischen übertreffen soll. Ich kann diesem nur unter großen Einschränkungen bestimmen, welche am Ende den Vorzug wohl gar aufwiegen möchten. Wie aber wollen Künstler die hohe geistige Schönheit des Ausdrucks darstellen, wenn sie nicht mehr auf der Stufenleiter der idealischen Formenschönheit sich allmählich zu ihr zu erheben gelernt haben! Man stellt sich's freilich jetzt so leicht vor, das Höchste zu erfliegen, daß man keine Leiter mehr für nöthig hält, um, wie die alten Künstler, mühsam, aber sicher, hinanzuklimmen; daher kommts denn gewöhnlich auch mit allem Streben zu nichts Rechtem. Jeder Pfuscher glaubt jetzt, er könne nach dem Höchsten streben; aber versteht sich, ohne sich bei dem Gründlichen aufzu-

halten, auf den Flügeln des Genies. So geht es in der Poesie, so in der bildenden Kunst ꝛc.

Man sieht aus diesem Briefe, wie lebendig noch immer Fernow's Eifer für das einmal von ihm dafür anerkannte Rechte war, und wie wenig sein Geist durch die physische Schwäche des Körpers gelähmt ward. Anfangs Septembers ward er abermals genöthigt, das Zimmer zu hüten. Der kleine Weg, bis zum Hause seiner Freundin, den er bis jetzt noch täglich, freilich höchst mühsam, gemacht hatte, ward ihm jetzt zu schwer, und der Schmerz in der Brust erlaubte ihm nicht mehr, die zwei Treppen zu seinem Zimmer hinanzusteigen. Seine, alle Mittel zu seiner Linderung und Erhaltung ersinnenden Aerzte verordneten ihm jetzt häufige Aderlasse, um den Andrang des Blutes zu vermindern, und die Traubenkur, jedoch nicht so, daß er bloß von Trauben leben, sondern nur daraus den Hauptbestand seiner Nahrung machen, und nebenher noch etwas Weniges andre Nahrungsmittel genießen sollte. Er befolgte jede Verordnung der Aerzte auf das gewissenhafteste, obgleich er wenig davon hoffte, denn er fühlte zu deutlich, wie schnell sein Uebel sich mehrte, und wie die Erhöhung und das Klo-

fen in seiner rechten Bruſt zunahm. Noch immer hatte er keinen recht klaren Begriff seiner Krankheit und der nahen Gefahr. Er wünschte erstern zu erwerben, denn Ungewißheit war ihm peinlich, und er fühlte in sich den Muth, seinem Geschick heitern Angesichts entgegen zu gehen. Deshalb ließ er sich Scarpa's Werk über die Pulsaderngeschwulst von einem Buchhändler verschreiben. Seine ihn gern schonende Aerzte hatten ihm dieses Buch nicht mittheilen wollen. In dieser Zeit schrieb er wieder oft einige Zeilen an seine Freundin, um ihr von seinem Befinden und seiner Gemüthsstimmung Nachricht zu geben. Einst unter andern: „Wie sehr ich wünsche, es mögte anders seyn, „können Sie leicht denken, da ich zweifach dabei leide; „aber auch dieser Wunsch, der höchste, den ich haben „kann, darf mir doch nicht die Schranken überschrei„ten, die ich ihm gezogen habe; er darf in meine „Fassung nicht einbrechen, hinter der das Schicksal „selbst mir nichts anhaben soll. Einen Punkt muß „der Mensch haben, wo er unerschütterlich auf sich „selbst beruht, oder er muß sich jeden Augenblick ver„loren geben an tausend feindliche Gewalten, die auf „ihn eindringen können."

In den letzten Tagen des Septembers löste endlich ein sanfter Tod die Bande, die Fernow's Gat-

tin an ein höchst schmerzhaftes Daseyn gefesselt hielten. Die Herausgeberin dieser Blätter eilte sogleich zu ihrem Freunde, um ihn, der so sehr der Pflege bedurfte, und den jetzt nichts mehr an seine verödete Wohnung fesselte, zu bereden, ein Zimmer in ihrer Wohnung zu beziehen, wo es ihr leichter werden würde, für ihn das leider nur Wenige zu thun, was in seinem traurigen Zustande die innigste Freundschaft für ihn thun konnte. Seine Kinder, hatte eine jetzt auch verstorbene Freundin seiner Frau, einstweilen zu sich genommen, bis sie, nach dem Entschlusse Fernow's in Pension auf's Land gegeben werden konnten. Fernow brach beim Anblicke seiner Freundin in heiße Thränen aus; es war das erste und einzigemal, daß sie den festen Mann so durchaus erschüttert sah; doch errang er bald wieder seine gewohnte Fassung. Er nahm ihren Vorschlag an; machte eine Auswahl unter seinen Büchern, weil der kleinere Raum, den sie ihm anbieten konnte, ihm nicht vergönnte, alle mitzunehmen, und ließ sich dann in einer Sänfte in ihre Wohnung tragen.

Die Veränderung der Wohnung schien ihm Anfangs hier, so wie früher in Karlsbad und Liebenstein vortheilhaft zu seyn; wahrscheinlich kam

hinzu, daß er jetzt, da der Tod seine Frau von ihrem unheilbaren Jammer befreit hatte, mit ruhigerm Geiste den Schlaf erwartete, als damals, wo Mitleid und Besorgniß ihn oft wach erhielten. Doch auch dies währte nicht lange. In wenigen Wochen war er ganz auf sein Zimmer beschränkt, und konnte ohne die tödtlichste Ermattung, heftigsten Schmerzen in der Brust und völliger Athemlosigkeit nicht mehr die Treppe steigen.

Um diese Zeit hatte Fernow Scarpa's Werk erhalten. Oft wenn seine Freundin zu ihm ins Zimmer trat, fand sie ihn, das Buch in der Hand, aufmerksam darinne lesend, die dazu gehörigen Kupferstiche vor ihm liegend. Freundlich begrüßte er die eintretende, legte das Buch ruhig weg und sprach heiter und theilnehmend von andern Gegenständen. Wer hätte ahnen können, daß er eben sein Todesurtheil gelesen hatte? Dennoch war es so. Er sprach mit niemand darüber, außer mit seinem Arzte und auch mit diesem nur, um die Besorgniß zu benehmen, welche dieser äußerte, daß die Lectüre dieses Werkes nachtheilig auf seine Phantasie wirken könne. Er wußte jetzt, daß an keine Heilung seines Uebels zu denken wäre. Ruhig sprach er davon, doch nie so, als ob er

eine nahe Gefahr ahnde, nie als Sterbender vom Tode, nie in Bezug auf sich, sondern als scharfsinniger Denker, so wie er auch in gesunden Tagen davon gesprochen hatte, wenn die Gelegenheit ein solches Gespräch herbei führte. Er fürchtete den Tod nicht und wünschte ihn nicht; gern hätte er noch länger gelebt im freundlichen Sonnenlicht bei seinen Freunden, wenn es vom Schicksal ihm vergönnt gewesen wäre, Er sah, daß es nicht sey, und nun erlaubte er sich auch den Wunsch nicht mehr, sondern gieng furchtlos den dunkeln Gang zu den Schatten. Linderung der Schmerzen und etwas erquickenden Schlaf hoffte er noch der Kunst seiner Aerzte verdanken zu können; Hemmung des zu schnellen Fortschreitens seines Uebels hielt er für möglich, und glaubte, alles anwenden zu müssen, um diese Zwecke zu erreichen. Deshalb lebte er, so lange es anging, fast nur von Trauben oder anderm Obst, ließ oft zur Ader, um den heftigen Andrang des Blutes zu mindern, und befolgte in allem auf's pünktlichste den Rath des Arztes. Ruhige Heiterkeit war immer der Ausdruck seines ganzen Wesens gewesen; jetzt, da er über seinen Zustand im klaren war, gewann diese Heiterkeit etwas unbeschreiblich Rührendes und Erhabenes. Man sah deutlich, es war kein Sonntagsputz, den er anlegte, um vor der

Welt damit zu prunken, sie stand ihm natürlich, ohne alle Affektation, sie war der Grundton seines Wesens. Nie gab es eine reinere, unverstelltere Natur, als ihn! Mittheilend, theilnehmend, unterrichtend und lernend, wie es die Umstände mit sich brachten, in leidlichen Stunden gesprächig, launig und witzig sogar; still duldend, ohne daß je eine Klage ihm entschlüpft wäre, in den Stunden, wo seine Schmerzen größer waren. So fanden ihn die ihn besuchenden Freunde, so fand ihn seine Freundin, deren Hausgenosse er jetzt war, die zu jeder Stunde zu ihm kam, immer. Nie, auch in den leidenvollsten Momenten verließ ihn sein fester Gleichmnth. Zu ihm flüchtete sie, wenn die Vorstellung seiner Leiden ihr Herz zusammen drückte; bei ihm war Trost und himmlische Ruhe; sein Anblick, nicht seine Worte flößten sie ein. Ohne zu reden, lehrte er, wie der unsterbliche Geist über Tod und Schmerz herrschen kann. Je trüber seine Gegenwart war, je mehr lebte er der Vergangenheit. Die Ankunft des Herrn von Humbold, der eben aus Rom kam, in dessen Hause dort Fernow in frühern, glücklichern Zeiten schöne genußreiche Stunden verlebt hatte, deren er sich jetzt lebhaft wieder erinnerte, war ihm eine große Freude, ja, wir mögten sagen, eine Erquickung. Zudem hoffte er noch auf einen längst ver-

sprochenen Besuch seines geliebten Freundes Kügel-
gen. Dies war der einzige Wunsch, den er oft mit
Sehnsucht äußerte. Er umgab sich mit allem, was
ihm sein unvergeß iches Italien vergegenwärtigen
konnte; eine Aussicht von Rom, die Porträts Ra-
phael's, Dante's, Petrarka's, Tasso's und
Leonardo da Vinci's Abendmahl hiengen um sein
Bette; Zoega's Hefte, Nachrichten von dem Neuesten,
was die Kunst jetzt in Rom hervorbringt, waren um
ihn her ausgebreitet. Jede finstre Idee, entfernte er;
die ewig junge Kunst, der er von Jugend auf, nach-
strebte, für die er alles opferte, verschönte jetzt sein
sinkendes Leben, ihr weihte er jetzt seinen letzten Athem-
zug. Arbeit war noch immer seine einzige Erholung;
aber er wählte sich Arbeiten, die ihn angenehm be-
schäftigten. In diesen Tagen brachte er die Ausgabe
des Tasso, die nach seinem Tode erschien, vollends
zu Stande, und übersetzte einige Abhandlungen Me-
rian's, über Dante's und Petrarka's Poesien.
Seine liebste Arbeit aber war das Leben Dante's,
welches er mit großer Liebe aus den ersten Quellen zusam-
mensetzte, und zum Gegenstück seines Lebens des Ariost
bestimmte, was jetzt unter der Presse war. Er wollte das
Leben der 4 größten Dichter und der 4 größten Maler Ita-
liens nach und nach schreiben. Leider ist Dante's Leben

nur ein Fragment geblieben; wenige Stunden vor seinem Tode beschäftigte er sich noch damit.

Seiner Kinder gedachte er oft mit Rührung. Sie hülflos verlassen zu müssen, war ihm der einzige trübe Gedanke; aber er hoffte auf den Beistand seines Fürsten, der noch nie Waisen dem Elend überließ, er hoffte auf seine Freunde, und beruhigte sich, wie es einmal bei allem Unabänderlichen seine Weise war. Den ältesten Knaben hatte er auf's Land einem würdigen Manne zur Erziehung übergeben, der jüngste brauchte nur noch Pflege, die ihm in dem Hause, wo er war, auch ward. Diesen ließ er öfters zu sich holen, und freute sich seiner kindlichen Liebe und seines fröhlichen Wesens.

Am Morgen des dritten Dezembers ward Fernow von seiner Freundin lebhafter, als sonst gefunden, ja er trat sogar völlig angekleidet, seinen jüngsten Sohn an der Hand, gegen Mittag in ihr Zimmer. Seit mehr, als drei Wochen hatte er das seinige nicht verlassen. Sie konnte sich dennoch nicht trauen, eine trübe Ahndung preßte ihr Herz. Er blieb ein Paar Stunden bei ihr, versprach alle Tage jetzt herunter zu kommen, und machte sogar einige Bestellungen, die ihm dies erleichtern konnten.

Gegen Abend fand sie ihn in sichtbarer Beklemmung; er klagte, daß er den Besuch zweier Freunde, die bei ihm gewesen waren, nicht gehörig hatte annehmen können, ihm sey zu Uebel zu Muthe gewesen. Auch jetzt noch litt er viel, und vergebens strebte er es zu verbergen. Es zeigten sich sogar leichte Spuren von Abwesenheit des Geistes, indem er einige Mal unzusammenhängend sprach. Doch auch dieser Zustand gieng in weniger als einer Stunde vorüber, und der Hofmedikus Hufeland, der eben dazu kam, fand ihn zwar leidend; aber ohne anscheinend nahe Gefahr.

Er brachte den Rest des Abends wie gewöhnlich zu, sein Geist war helle, wie sonst. Seine Freundin laß ihm Dante's Leben vor, so weit er es geschrieben hatte. Er veränderte einige Ausdrücke, verbreitete sich über manches darinne enthaltene weitläufiger im Gespräch, und erzählte viel von Dante's Leben, was er erst niederschreiben wollte; in diesen Stunden, war er ganz, wie in bessern Tagen; seine Freundin vergaß seine Leiden, indem sie ihm zuhörte.

Gegen neun Uhr kehrte sein schmerzhafter, beängstigter Zustand zurück, dennoch weniger heftig, als vor einigen Stunden, jetzt war seine Freundin gezwun-

gen ihn ungern und zögernd zu verlassen; er versicherte ihr, er fühle sich nicht kränker als sonst, und wollte auch nicht erlauben, daß der Bediente die Nacht bei ihm bleibe. Sein letzter Abschied von ihr war ein freundlicher Händedruck, und da sie vergebens strebte ihre innere Angst zu verbergen, sagte er die mit lächelndem Ernst ausgesprochenen Worte: „Ich hoffe, Sie werden immer vernünftig seyn". Wie sie eben von ihm gegangen war, ließ er ihr sagen: „Sie möge diesen Abend nicht wieder zu ihm kommen, er sey ermüdet, und hoffe zu schlafen". So war sie denn auf immer von ihm geschieden. Sie fühlte keine Ahnung des Niewiedersehens, da sie von ihm gieng, aber wohl Furcht vor großen Leiden, die seiner noch zu harren schienen. Die gütige Natur verkürzte sie ihm, der mit so inniger Liebe an ihr hieng, und stets treu ihren Gesetzen folgte, wohlthätig durch einen sanften Tod.

Man fand ihn den folgenden Morgen halb sitzend wie gewöhnlich auf seinem Bette, in der Gestalt eines ruhig Schlafenden. Die Pulsader war zerrissen; keine Spur von Schmerz, oder von Todeskampf war in seinem Gesichte, oder in seiner Stellung zu finden. Eine Beschreibung von Spanien lag neben ihm auf-

geschlagen, in der er wahrscheinlich noch gelesen hatte, nachdem seine Freundin ihn verließ. Am Tage seines Begräbnisses kam sein Freund Gerhard von Kügelgen in Weimar an; er hoffte ihn noch lebend zu finden, und war entschlossen bei ihm zu bleiben bis zum Tode.

„Geist und Staub des Entschlafenen! theurer, geliebter Bruder und Freund! ich trenne mich auf immer von Dir. Du kehrst zurück in den Schoos der ewigen Natur, wohin auch wir einst früher oder später Dir folgen. Ich trenne mich auf immer von Dir; aber Deine Freundschaft, Deine Liebe, Dein strebender Geist und Dein redliches Herz werden mir und Allen, Die Dich kannten, unvergeßlich seyn".

So endigte Fernow die Rede, die er seinem Freunde Carstens neben der Pyramide des Cestius hielt. Es sey uns vergönnt mit diesen seinen Worten auch diesen Versuch seiner Biographie zu endigen.

Nachricht an den Buchbinder.

Dieses Blatt wird anstatt des sich am 28. Bogen befindlichen Verzeichnisses der Verbesserungen eingeheftet.

1) Das Portrait von Fernow als Titelkupfer.
2) Der Gott Apennin zu Seite 216.

Verbesserungen.

Seite 9 letzte Zeile ihr statt ihm.'
— 19 zehnte Zeile von unten fehlt nach machen „diese" und muß das Wort „darin" gestrichen werden, so daß das Ganze heißt: diese, und die nach dem Leben gezeichneten ꝛc.
— 23 eilfte Zeile von unten hatte statt hätte.
— 25 letzte Zeile zusammengespart statt zusammengescharrt.

Wegen der Rechtschreibung des Namens, l. in den frühern Bogen v. Kügelgen statt v. Kügelchen.

Seite 92 Zeile 8 v. o. soll heißen: Junogestalt st. Jugendgestalt
— 95 Z. 10 v. o. soll heißen: Liedemann st. Lindemann
— 113 Z. 11 v. o. soll heißen: Bärenhütern st. Bärenhäutern.

S. 126 Z. 5 v. o. soll heißen: die See=Enge st. der See enger.
— 129 Z. 4 v. o. herabgestürzte st. herabgestürzten.
— 129 Z. 7 v. o. soll heißen: mons Kennel st. Kennet.
— 137 Z. 2 v. u. soll heißen: nach statt noch.
— 140 Z. 5 v. o. Tanze st. Tage.
— 142 Z. 5 v. u. thront st. drohet.
— 196 Z. 4 v. u. soll heißen: Boromäer st. Boromäen.
— 202 Z. 2 v. u. soll heißen: Seiten st. Seisen.
— 222 Z. 9 v. u. soll heißen: Laune statt Launen.
— 252 Z. 1 v. u. muß, sind, gestrichen werden.
— 255 Z. 9 v. o. soll heißen: Heimweh st. Heimweg.
— 261 Z. 1 v. u. soll heißen je den statt jeden.
— 264 Z. 7 v. o. soll heißen: Reitze statt Reue.
— 282 Z. 8 v. u. soll heißen: des statt das.
— 325 Z. 5 v. u. fehlt der Punct nach Wieland.
— 326 Z. 3 v. o. edle statt alle.
— 391 Z. 7 v. o. dí statt de'.
— 394 Z. 5 v. o. cose statt cos e.
— 399 Z. 5 v. o. Schubert statt Schubart.
— 401 Z. 5 v. o. äußeren statt äußern.
— 404 Z. 5. v. u. fehlt nach ermunterte, und erneuerte.
— 423 Z. 4 v. u. soll heißen freuen statt trauen.

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Schopenhauer, Johanna,

Carl Ludwig Fernow's Leben mit 2 Kupfern

Tübingen 1810
Bamberg, Staatsbibliothek -- JH.Bg.o.189
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11708422-9